3 6105 048 205 913

Adam's Söhne

Digitized by Google

Digitized by Google

Adams Söhne

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Adolf Wilbrandt

	Geheftet:	In Leinenband:
Adams Söhne. Roman. 3. Auflage	M. 4.50	M. 5.50
Das lebende Bild u. andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fesseln. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	M. 2.50	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Irma. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Novellen. Inhalt: Die Brüder — Heimat — Reseda	M. 3.—	M. 4.—
Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Schwestern. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Sommerfäden. Roman. 1.—3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Maler. Lustspiel. 2. Auflage	M. 2.—	M. 3.—
Die Tochter d. Herrn Fabricius. Schauspiel. 2. Aufl.	M. 2.—	M. 3.—
Der Meister v. Palmyra. Dram. Dicht. 11. u. 12. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Die Eidgenossen. Schauspiel	M. 2.—	M. 3.—
Hairan. Dramatische Dichtung	M. 2.—	M. 3.—
Timandra. Trauerspiel	M. 2.—	M. 3.—
Gespräche u. Monologe. Sammlung verm. Schriften	M. 6.—	M. 7.—
Erinnerungen. Mit Porträt des Dichters	M. 3.—	M. 4.—
Aus der Werdezeit. Erinnerungen. Neue Folge	M. 3.—	M. 4.—
Calderon, Der Richter von Zalamea. Schauspiel. Übers. von Adolf Wilbrandt. (Cotta'sche Handbibl.)	M. -.30	
Novellen aus der Heimat. (Cotta'sche Handbibliothek)	M. -.90	M. 1.40
Neue Gedichte	M. 4.—	M. 5.—
Lieder und Bilder	M. 3.—	M. 4.—
Adolf Wilbrandt. Studie von Victor Klemperer	M. 2.50	M. 3.50

Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden. [Festschrift zum 70. Geburtstag.]

Geheftet M. 4.— In feinem Halblederband M. 5.50

Adams Söhne

Roman

von

Adolf Wilbrandt

Dritte Auflage

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

133930

LIBRARY
LELAND STANFORD, JUNIOR
UNIVERSITY

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Erſtes Buch

I

Es war Julis Anfang, und ein richtiger, heißer, kornreifender Sommertag. Wittekind war am Morgen vom Hinterſee über die Schwarzbachwacht nach Reichenhall gewandert, und ſeinen fünfundvierzig Jahren tat es doch wohl, in dem tiefen Schatten eines menſchengefüllten Wirtsgartens auszuruhn und ſich an einem leidlichen Mittagsmahl zu ſtärken. Er hatte den Ranzen, mit dem er ganz nach ſeiner alten Weiſe dahinzog, neben ſich gelegt, fühlte dieſe angenehme Erregung und behagliche Glut, die nach einer heißen Wanderung noch ſo ſachte fortglüht, und beobachtete die Hunderte von Sommergäſten an den kleinen Tiſchen. Indeſſen eine gewiſſe Unruhe in ihm ward nicht ganz beſchwichtigt; und ſie galt in dieſem Augenblick weniger dem lieben Jungen, ſeinem Sohn, den er heute wiederſehen ſollte, als dem Untersberg, dem ihn ſeine Wanderung ſo nahe gebracht hatte. Der Untersberg ragt aus den Tälern, die ſein breites Fußgeſtell umgeben, inſelgleich hervor; wie ein verwildertes Dreieck, von etwas unſicherer Hand bei geſchloſſenen Augen gemacht. Von welcher Seite man ihn auch ſehen mag, immer iſt er einer Rieſenburg ähnlich, mit langgeſtreckten Mauern, hinter denen ſich eine Welt von Höfen und Häuſern verbergen könnte; auch das Haus

des alten Kaiſers, den die Sage hier im „Wunderberg“ ſein Leben fortträumen ließ, — was nun nicht mehr not tut. Wittekind hatte die Wege, die am Untersberg hinführen, ſchon in jungen Jahren alle unter ſeinen Füßen gehabt, nur den einen nicht, der am Nordrand, von Reichenhall her, gegen die Salzach führt. An dem großen Dreieck fehlte noch ein Stück. Er mußte ſelber lächeln, als er daran dachte; aber wie einem oft aus der Jugendzeit dieſer oder jener unerfüllte Wunſch, ein Plan, eine Sehnſucht bleibt, die wie Luftblaſen im ſtillen Waſſer immer wieder auftauchen, ſo erging es ihm mit dieſem letzten Stück Weges, das von je zu ſeinen Wanderträumen gehört hatte. Zwiſchen den Bäumen durch, über kleinen Häuschen an der Straße, konnte er ein Stück vom „Wunderberg“ ſehen. Ihm war, als ſchaute der Berg ihn mit Vorwurf an, daß er von hier auf der Bahn nach Salzburg fahren wollte, und dann ſo weiter ſeinem Sohn entgegen, ſtatt ihm, ſeinem alten Freund, endlich Wort zu halten. Er ſetzte ſich den Hut wieder auf und ſah nachdenkend in ſein Glas.

Ich muß und ſoll nun doch endlich dieſen Weg machen! dachte er. Die Hitze, die tut mir nichts. Er wartet auf mich nun ſchon fünfundzwanzig Jahre. So lange kann ich ihn wohl nicht wieder warten laſſen. Geh' ich noch über Glanegg nach Grödig, ſo find' ich da meinen Jungen an der neuen Bahn, und hab' gegen den Untersberg ein reines Gewiſſen. Alſo auf nach Grödig!

Die alte Raſtloſigkeit, die ihn in der Einſamkeit immer überkam, ſchnellte ihn empor. Er hatte hier ausruhen wollen, bis die kühleren Stunden kämen; mit der plötzlichen Unruhe eines Jünglings ſtand er auf, zahlte, hängte ſich den Ranzen über die etwas unluſtigen Schultern — ſie waren an ſolchen Druck nicht mehr gewöhnt — und ver-

ließ den Garten. Als er in die Sonne kam, ſchüttelte er doch den Kopf. Es war noch mittagsheiß. Die Straße blendete ihn. Der Himmel war blau wie Stahl. Die Sohlen brannten ein wenig; das von Speiſe und Trank erregte Blut lag ihm auf den Augen. Es fuhr ihm ein flüchtiges Mißvergnügen durch den Kopf, mit einem ſo ruheloſen Menſchen zu tun zu haben, der ſich immer wieder plagen müſſe und nicht Frieden halte. Dann aber lächelte er, ſtieß mit dem Stock auf die Erde, ſummte ein altes Studentenlied, das ihm plötzlich einfiel, und wanderte durch die heißen Straßen des Orts ſeinem Feldweg zu.

Wittekind war eine kraftvolle, noch ſchlanke Geſtalt von auffallender Größe; ſein blondes, ein wenig lockiges Haar ward an den Schläfen grau, die blauen Augen hatten aber das reinſte jugendliche Feuer, den faſt naiven, aber feſten und unternehmenden Blick, der ſo viele Nordländer auszeichnet, und ſeine leuchtende, weiße, roſig gebräunte Haut war von großer Friſche. Während er ging, wechſelte er oft zwiſchen neugierig lebhaftem Umherſchauen und tiefem Sichverſinnen; ſtieß zuweilen einen herzhaften, aber gemütlichen Fluch aus, der der Hitze galt, weidete ſich dann wieder mit treuherzigem Lächeln an dem ſchönen Tag, der ſo rein, ſo blau über den Bergen lag, ſo leiſe in den gelben Kornfeldern ſpielte und — was ſeinem Landmannsherzen wohltat — ſo reichlichen Ernteſegen verſprach. Von dem Hügel, an dem die letzten und vornehmſten Villen ſtehn und auf Reichenhall hinunterſchauen, ſah auch er noch einmal auf das Städtchen zurück, ehe er über die Felder ging; ſetzte ſich auf eine ſchattige Bank, da ihm das Blut doch gar zu unruhig in den Augen tanzte, und ſaß eine Weile ſtill. Er ſchloß ſogar die Augen; nur auf ein paar Minuten! dachte er. Eine kleine Sieſta; es war noch zu früh! — Indem er ſich zurücklehnte, drückte

ihn der Ranzen; er war im Begriff, ihn abzuwerfen; mitten in der Bewegung hielt er aber inne. Ihm fielen die wandernden Handwerksburſchen ein, die er ſo oft beobachtet und in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen mitfühlend bedauert hatte. Die ſchonen ſich nicht. Und die wandern anders als du, dachte er; nicht weil das Dreieck um den Untersberg noch nicht fertig iſt, ſondern weil das Handwerk oder die Not es will. Sollen wir Glücklichen, wir Verzogenen es denn immer beſſer haben als die Stiefkinder des Schickſals? Er ſoll nur drücken, der Ranzen ... Heute wenigſtens, am Tag eines ſo erſehnten Wiederſehens, wollte er es nicht beſſer haben als ſie. Er ſetzte ſich aufrecht, um den Ranzen ſtärker zu ſpüren, um weniger auszuruhn. Auf einmal flog, wie ein Vogelſchwarm, eine ganze Kette von Erinnerungen vor ihm auf, und mit geſchloſſenen Augen ließ er ſie vorbeiziehn.

Als junger Student, auch ſo mit dem Ranzen, wanderte er zum erſtenmal dem Untersberg entgegen! Die Welt, das Leben erſchien ihm ein Paradies ... Dann kamen die ſchwarzen Wolken, die aus dieſem Paradies ſo oft ein Leichenfeld oder ein Schlachtfeld machen; plötzlich ſtarb der Vater, neben dem ſtillen, wachsbleichen Geſicht ſtand die bisher ungekannte Sorge. Der luſtige Student ward Landwirt, er übernahm das Gut, den einzigen Beſitz, für ſich und die Schweſtern; verſchuldet war's und etwas verkommen: denn der gute, hochgeſinnte Vater hatte zu ſehr in Projekten, Idealen und Phantaſien gelebt. Umſo ernſter packte nun das Leben ſeinen Sohn.... Nach langen Mühen ward's licht; eine liebe, zarte, zärtliche Frau kam ins Haus; liebe Kinder dazu. Das Gut, das Vermögen gedieh. Die zarte Frau ſchwand dahin. ... Endlich lag ſie da, mit ſtillem, wachsbleichem Geſicht. Die Sorge

kam nicht wieder; das Gedeihen blieb; aber das reine Glück der Jugend fand ſich nicht wieder ins Haus. Auch die Kinder ſchwanden ihm wieder dahin, ihrer Mutter nach. Nur dieſer eine blieb ihm, der Bertold, der Blondkopf, der heute von Salzburg kam, den er noch vor Nacht ans Vaterherz drücken ſollte. ...

Seltſam, dachte er: und dieſe Freude iſt doch nicht vollkommen; es liegt mir eine Art von Nebel ums Herz. Das ſind nicht nur die Toten; auch ſonſt.... Eine eigene, weiche Wehmut, die zum Trübſinn ward, beklemmte ihm die Bruſt; ein Ungenügen am Leben, das ihm zuweilen in das heiterſte Glücksgefühl hineindämmerte. Er kannte dieſen Feind ſehr wohl, aber er gab ſich nicht gerne Rechenſchaft über ihn. Solche Feinde wachſen, wenn man über ſie nachdenkt. Irgendwo war in ſeinem Leben eine große Lücke. ... Seine Tätigkeit tat ihm wohl, an Leib und Seele, ſeine Studien aller Art erhoben ihn über die Alltäglichkeit, er liebte das Landleben, die Unabhängigkeit, auch die Einſamkeit; ſeinem Ehrgeiz winkte die Politik, das Parlament, er brauchte nur zuzugreifen, wenn er wollte; ſein deutſches Vaterland gedieh unter der Kaiſerkrone, wie es ſeine glühendſten Jünglingsträume erſehnt hatten. Dennoch war in ſeinem Leben eine große Lücke.... Fünfundvierzig Jahre! Das iſt ein Stück Zeit; und er hatte viel darin genoſſen und beſeſſen. Aber wenn man noch ſo voll Kraft, Geſundheit, Lebensfeuer iſt.... Wenn man noch zu jung iſt, um ſich nur auf das Wiederſehn mit ſeinem erwachſenen Sohn, dem Herrn Studenten, zu freuen. ...

Wittekind ſprang auf, um dieſen Gedankengang abzubrechen; er wollte nicht weiter, und er hatte die Kraft, ſich darin zu zwingen. Bald war er unten auf der Straße, die die Felder durchſchnitt; die Sonne brannte zwar frei

aus der Höhe herab, aber in der reinen Luft ſchwebten all die kräftigen und ſüßen Sommerwohlgerüche, die unſer Juli bringt. Von den Wieſen herüber duftete friſchgeſchnittenes Heu; der dorfſüße Holunderduft kam von allen Wegen und Gehöften; wo eine Linde blühte, war ſie ſchnell zu ſpüren; und auch das reifende, nickende, ſonnenwarme Getreide gab ſeine Würze dazu. Wittekind brach ſich von den Holunderbüſchen am Weg einige mächtig blühende Zweige ab, die ihm als Fächer hätten dienen können; er mußte ſie aber bald zu einem unerwarteten Liebesdienſt benützen. Als er in die Tiefe eines langſam anſteigenden, von der Sonne ſtark durchglühten Waldes eingedrungen war, fiel auf einmal, wie Wegelagerer, eine Wolke von Stechfliegen über ihn her, wie er noch keine erlebt hatte. Es war, als wäre dieſe Horde durch irgend einen Vorgang in der Natur aufgeregt und zum wildeſten Blutdurſt aufgeſtachelt worden: ſo ungeſtüm fielen ſie den Wanderer an, und ſo unermüdlich zogen ſie neben ihm her. Er holte nach rechts und links gegen ſie aus, um ſie wegzuſcheuchen; das war verlorene Mühe. Sie warfen ſich umſo wütender, in ganzen Scharen, gegen ſein Geſicht. Eine Weile ward er ganz verblüfft; dann ſah er, daß er gegen dieſes beſeſſene Raubgeſindel keine andere Waffe hatte, als mit den Holunderbüſcheln vor ſeinem Geſicht auf und ab zu fahren, dann wieder einmal in die Wolke hineinzuſchmettern, dann wieder durch raſtloſes Auf und Nieder Stirn und Augen zu ſchützen. Er ging raſcher und raſcher; die Wolke zog immer mit; oder hinter jedem Baum ſchien ein neues Geſchwader von Bremſen hervorzubrechen. Es war ein wildes, minutenlanges Gefecht. Endlich mußte Wittekind in aller Erregung über ſich ſelber lachen; er war in eine richtige Berſerkerwut geraten, wie ein alter Germane, der ſich im Hohlweg mit Tod und

Teufel herumſchlägt. Von ſeinen fünfundvierzig Jahren waren ihm höchſtens zwanzig geblieben. In dieſem kampfluſtigen Vernichtungsgrimm hätte er vielleicht noch eine Weile fortgewütet, aber der Anlaß hörte plötzlich auf. Der Feind ließ von ihm ab. Als er die Waldhöhe überſchritten hatte und in der kühleren Senkung hinabſtieg, war das ganze Heer der Bremſen aus ſeinem Wege verſchwunden.

Ein ſonderbares, dröhnendes Lachen kam dagegen aus dem Wald herüber. Wittekind wandte den Kopf. Auf halber Höhe eines unbedeutenden Tannenbühels, hinter dem die Mauern des Untersberges aufſtiegen, ſtand eine auffallend mächtige Geſtalt, ein Mann in grauer Lodenjoppe und ſteiriſchem Hut. Ein langer weißer Bart hing ihm unter dem Kinn. Der Alte lachte noch einmal, herzlich, aber gedämpfter; dann kam er vollends den Bühel herab und ging, mit der rechten Hand zutraulich grüßend, auf Wittekind zu.

„Nichts für ungut," ſagte er ohne weiteres, in bayriſcher oder öſterreichiſcher Klangfarbe, aber in reinem Deutſch; „mein Lachen war nicht übel gemeint. Ich hab's eine Weile mitangeſehn, wie Sie ſich mit dieſem kleinen Raubzeug — — Ein rechtes Geſindel das! Ich kenn's! Hab' zuweilen auch gedacht: die ganze Erde ſchlag' ich in den Grund hinein!" — Indem das hagere, lange Geſicht des Alten behaglich lächelte, ſetzte er hinzu: „Mir war, als ſäh' ich mich ſelbſt, als Sie ſo kriegeriſch, ſo ganz bei der Sache — — Hat mir ſehr gefallen. Verzeihn Sie, daß ich das ſage. Hat mir halt gefallen!"

Wittekind ſah dieſem ſonderbaren Wanderer etwas befremdet in die grauen Augen. Faſt hätte er gedacht, der Alte mache ſich über ihn luſtig; es lag aber ein zu treuherziger Ausdruck auf dem braunen, faltigen, ſcharf-

geſchnittenen, ungewöhnlichen Geſicht, als daß er dieſes Mißgefühl hätte behalten können. „Was ſollte ich machen?“ erwiderte er höflich. „Ich mußte notgedrungen eine komiſche Rolle ſpielen, und hab' ſie geſpielt.“

„Wieſo eine komiſche Rolle?“ ſagte der alte Herr und bewegte ſeine mächtigen, etwas ausgefranſten Brauen mehrmals auf und nieder. „Alles was man tut, ſoll man ganz tun. Auf das Feuer kommt's an, und nicht, wo es brennt. Feuer — — Ja ſo. Mit Verlaub: könnten Sie mir für meine Zigarre etwas Feuer geben?“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete Wittekind, der ein Schächtelchen hervorzog und ein Wachskerzchen anzündete. Der Weißbärtige machte eine Verneigung, deren vornehme Grazie Wittekind überraſchte, nahm das Kerzchen und ſetzte ſeine große, dicke Zigarre langſam in Brand. Zwiſchen je zwei Zügen warf er einen Blick auf Wittekinds Geſicht, und jeder ſchien etwas zu fragen oder zu ergründen. Endlich nickte er vor ſich hin.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte er; dann ſetzte er langſam hinzu, mit ſeiner tiefen, etwas rollenden Stimme: „Eine Frage iſt frei, und die Antwort koſtet Sie nichts. Sie haben auch das rechte Geſicht für meine Frage; ſonſt behielt' ich ſie bei mir. Wollen Sie mir deutſch, das heißt: ehrlich, ſagen, ob es Ihnen angenehm iſt, wenn ich Sie ein Stück Weges begleite, oder ob Sie lieber allein gehn? Sehn Sie meine weißen Haare; ſchenken Sie mir aus Achtung ein wenig Aufrichtigkeit.“

Der Alte hatte dieſe ſeltſame Anrede mit einem gewiſſen feierlichen Ernſt begonnen; ſie endete aber mit einem ſehr anmutigen, liebenswürdigen Lächeln. Dann bewegte er leiſe, wie fragend, ſeine Kniee, und ſtützte beide Hände auf ſeinen Stock. Wittekind vergaß eine Weile zu antworten, ſo ſehr beſchäftigte ihn alles an dieſem

merkwürdigen Menſchen. Lächelnd ſagte er dann: „So hat man mich noch nie gefragt — und doch ſollte es eigentlich immer ſo ſein! Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben. Ganz aufrichtig: ich ginge ſonſt gern allein; aber Sie — Sie möchte ich kennen lernen.“

Ein tiefes „Hm!“ war die Antwort. Der Alte nahm die rechte Hand von ſeinem Stock — es war ein einfacher, oben gekrümmter Bergſtock — und ergriff Wittekinds Hand, um ſie ſtumm zu drücken. Darauf ſetzte er ſich ſogleich in Bewegung, mit zuerſt langſamen, dann immer größeren Schritten; es war erſtaunlich, wie elaſtiſch und jugendlich er ausſchritt. „Sie wollen nach Grödig, denk' ich, an die neue Bahn,“ fing er an zu ſprechen.

Wittekind nickte.

„Wie kommen Sie denn auf dieſen Weg, wenn ich fragen darf? Von den norddeutſchen ‚Touriſten‘ — und Sie ſind offenbar ein Norddeutſcher — gehen hier nicht viele.“

„Daran iſt der Untersberg ſchuld,“ entgegnete Wittekind. „Dem war ich das ſchuldig. — Eine alte Liebe,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

Der Alte riß die Augen auf; ohne Zweifel aus Wohlgefallen. „Sie lieben den Untersberg! — Sehn Sie! Sehn Sie!“ rief er aus, als wäre nun die gute Meinung beſtätigt, die er von Wittekind hatte. „Das iſt ja mein Berg, lieber Herr; ohne den möcht' ich nicht mehr leben. Um den kreiſ' ich eigentlich das ganze Jahr herum; in Salzburg, Reichenhall, Berchtesgaden, Hallein; jetzt komm' ich von oben. Von der Vierkaſeralp — und ſo weiter. Eine alte Liebe! Sehn Sie!“

„Und ich dachte wohl, daß Sie vom Untersberg kämen,“ erwiderte Wittekind, „als ich Sie vorhin an dem Tannenbühel entdeckte. Sie ſahen aus —“

Er ſtockte.

„Nun, wie ſah ich aus? — Nun, wie ſah ich aus?“

„Wie der ‚Alte vom Berge‘,“ ſagte Wittekind heiter. „Wie einer von denen, die in den ‚Wunderberg‘ verzaubert ſind; — mit dem weißen Bart da —“

„Und mit dem langen, ledernen Geſicht!“ ſetzte der Alte vergnügt hinzu, und begann zu lachen.

„Und bei alledem haben Sie's getroffen,“ fuhr er ernſthafter fort. „Ich gehör' nicht mehr zu euch in die Welt — ſondern in den Berg!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Wittekind.

„Wie ich das meine? Daß ich ein Siebziger bin; — ja, ja; ſchütteln Sie nicht den Kopf. Nächſtens zweiundſiebzig. Darum leb' ich auch nicht mehr in der Welt. Sondern wie die Hindu — — Sie wiſſen wohl, wie die alten Indier dachten: der Jüngling kämpft, der Mann ſchafft, der Greis geht in den Wald, das heißt, er hört auf zu kämpfen und zu ſchaffen; er ſieht nur noch zu. Er geht in die Beſchaulichkeit. Ein weiſes Volk, dieſe alten Hindu! Der Arm nimmt ab und das Hirn nimmt zu; alſo lebe mit dem Hirn, wenn die Arme alt werden, laß deine Hand von der Welt und denke über ſie nach, um ſie zu begreifen!

„Worüber lächeln Sie?“ ſetzte er nach einer kleinen Stille hinzu.

Wittekind lüftete ſeinen Hut, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ſagte: „Verzeihen Sie! Ich lächelte nur, daß Sie ſchon ‚in den Wald gehn‘, wie Sie ſagen —“

„Nun, warum ich denn nicht? Zweiundſiebzig, Herr! — Ich hab' mir das Leben um die Ohren geſchlagen, kann ich Sie verſichern; hab' immer zuletzt Feierabend gemacht; hab' toll und voll gelebt. Nun iſt's Abend worden. Alſo in den Wald gehn. Es gibt keine weiſeren Leute, ſag'

ich Ihnen, als die alten Hindu ... Warum ſtehen Sie ſtill?“

Der Alte hatte bemerkt, daß er allein vorwärts rannte, hielt an und blickte zurück. „Warum ſtehn Sie ſtill?“ wiederholte er.

Wittekind lächelte wieder. „Weil Sie — bei dieſer Hitze — ſo gewaltige Schritte machen. Kurz, weil Sie, der Sie ‚in den Wald gehn‘ — weil Sie mir zu jung ſind!“

Einen Augenblick flog eine herzliche Heiterkeit über des Alten Geſicht. Plötzlich zog er aber die zerpflückten Brauen zuſammen und ſtieß die eiſerne Spitze ſeines Stocks mit ſolcher Gewalt zu Boden, daß ſie in der trocknen, ſpröden Erde zitternd ſtecken blieb. „Zum Teufel hinein!“ dröhnte ſeine Baßſtimme. „Das iſt ja der Unſinn, daß wir nicht alt werden, wie es ſich gehört; daß wir keine Hindu, ſondern unvernünftige Germanen ſind! ‚Gewaltige Schritte‘ ... Nun ja, ich kann keine Damenſchritte machen. Ich bin ein Bergſteiger, und ein Wandersmann. Und das alte Mark in den Knochen — das iſt wie der Saft in ſo ’nem alten Eichbaum; wächſt und ſteigt immer wieder nach. Wo bleibt da die Philoſophie!“ — Mit einem komiſch grimmigen Geſicht rief der Alte ſo laut, daß die Luft erbebte: „Herr, ich bin manchen Tag noch wie ein junger Menſch!“

„Iſt das ein Unglück?“ fragte Wittekind, der zu lachen anfing.

„Herr, ich ſage ja nicht, daß es ein Unglück iſt! Aber dabei kommt man nicht zur Ruhe, zur Weisheit, zur Beſchaulichkeit. ... Wir Germanen, mein’ ich! Sehn Sie doch nur unſre Deutſchen an; ein merkwürdiges Volk —“ er begann zu lächeln und ſeinen Stock in der Erde hin und her zu drücken — „ein unvernünftiges,

überſaftiges, ewig junges Volk! Wenn ſie ſiebzig ſind, ſo fangen ſie von vorne an; ſo liefern ſie erſt ihr Stück Weltgeſchichte ab! Der alte Blücher — da ſehn Sie's — der alte Wilhelm — der alte Moltke; und ſo manches alte Haus, das mir nicht gleich einfällt." — Er ſchlug auf ſeinen Schenkel und auf ſeine Bruſt: „Da geh' einer in den Wald, mit ſolchen Muskeln — und mit ſo 'nem dummen, affenjungen Herzen!"

„Nun, ſo gehn Sie noch nicht," ſagte Wittekind.

Der Alte warf ihm einen Blick von der Seite zu, zog ſeinen Stab aus der Erde und ſchritt wieder weiter. „Verehrter Herr," ſagte er im Gehn, den Stock leiſe ſchwingend, — „ſehn Sie, ich mag nicht mehr. Hab' wohl zu viel erlebt. Das Leben iſt ja eine gute Sache, aber ein Kinderſpiel iſt es nicht. Und dann — dieſes Sterben! Rechts fällt einer, links fällt einer; all die alten Bekannten, die Freunde — Weib und Kind ... Man marſchiert immer weiter; endlich ſieht man ſich um und ſieht lauter fremdes Volk. Für wen ſoll man ſchaffen? — Ja, wenn man g e z w u n g e n wird — durch das große Schickſal, wie dieſe Alten, von denen ich eben ſprach — oder auch durch die Not ... Beides trifft mich nicht. Mit dem großen Schickſal hab' ich leider nichts zu ſchaffen. Gegen die Not ſchützt mich mein bißchen Hab und Gut. Na, da leb' ich ſo hin; ſeh' dem Weltlauf zu, denke mir das Meine — und bereite mich vor auf — —"

Er brach ab. In ſeine Augen war ein tiefer Ernſt, ein geſteigerter Glanz gekommen; es ſchien aber, daß er ihn verbergen wollte. Sie hatten, aus dem Wald hervortretend, eine freiere Stelle von großer und ſtimmungsvoller Einſamkeit erreicht: von der hohen Mauer des Untersberges ſenkten ſich die waldigen Vorberge bis zu einer finſteren, ſchwarzgrauen Felsmaſſe herab, die man

vielfach zerſchlagen und zerriſſen hatte, um den nutzbaren Stein zu brechen. Geformte und ungeformte Trümmer lagen überall umher; die ſchwärzliche Farbe des Geſteins machte das ganze Bild düſter und ernſt; nur ein paar rohe Holzhütten ſtanden in der Nähe, Menſchen ſah man nicht. Der Alte blickte umher, zog die Stirn herunter, und ſeine Lippen drängten ſich zuſammen. Er ſchien in Erinnerungen zu verſinken. Nach einer Weile legte er dem andern ſeine lange, ſchöngeformte, auffallend wohlerhaltene Hand leicht auf den Arm und ſagte: „Das iſt der Veitlbruch. Wie man mit der Natur doch zuſammenwächſt, wenn man viel erlebt. Hier hab' ich einmal — es iſt gar nicht ſo lange her — einer jungen Dame geſagt, die ich recht gut kannte: ‚Gib acht, nimm den nicht ... es wird dein Unglück; glaub mir's ...'"

Er lächelte ein wenig und ſtieß einen kurzen Laut aus, durch den verhaltener Schmerz hindurchklang. „Nun, natürlich hat ſie mir nicht geglaubt! Und ich — — ich hab' leider recht behalten. — Ja, hier war's! Das iſt der Veitlbruch!"

Plötzlich winkte er, wie um ſich loszureißen, ſeinem Begleiter ſtumm mit dem Kopf, und ging mit ſeinen großen Schritten über die Steine weg, bis er auf einem kleinen Vorhügel ſtehen blieb. Über eine waldige Senkung hinweg tauchte hier in der Ferne, im leuchtenden Sonnenlicht, die Feſtung von Salzburg auf. Es war ein überraſchender Anblick, wie ein Gruß aus einer andern, reizenden Welt in dieſe finſtere Öde hinein. Die herrlichen Formen der Feſtung, auch in dieſer Entfernung noch wirkend, wenn auch ſonderbar zierlich, faſt zum Spielzeug geworden, ſchimmerten in zartem Duft und zogen die Seele auf einmal wie an einem Faden ins ebene Land hinaus. Wittekind ward zu einem Ausruf der Über-

raſchung und Bewunderung hingeriſſen, der den Alten ergötzte.

„Ja, ja!“ ſagte dieſer. „Das iſt unſer Salzburg! Da liegt's! — Die ſchönſte von allen deutſchen Städten; und ein wahres Wunder, wie ſie daliegt in der abgeſtimmten Natur. Alles im großen Stil: der Fluß, die Ebene, das Hochgebirg, die beiden Berge, in die ſie ſich hineinſchmiegt. Da fehlt nur eins ... Wiſſen Sie, was da fehlt?“

Wittekind ſann und ſchwieg; der Alte rief aus: „Ein S e e fehlt! weiter nichts! — Und ſehn Sie, die N a t u r hätte nichts dagegen, ſo ein See wäre noch zu machen: da unten das flache Land zwiſchen Glanegg und Salzburg, grün und eben wie ein Billardtuch — Sie können's von hier nicht ſehn — das w a r ja einmal ein See, und heißt noch das ‚Moos‘ — oder ‚Moor‘, wie ihr ſagt — und ſtäche man die Erdrinde wieder ab, ſo wäre das Waſſer da. Herr, das gäb' einen See — bis Leopoldskron und ſo weiter — zwiſchen dem Glanbach und dem Almkanal — der ſich anſehn ließe! Mehr als halb ſo groß wie der Mondſee oder der Wolfgangſee; und bei dieſer Stadt und bei dieſen Bergen; bis an die Wurzel unſeres Unters-bergs, Ihrer ‚alten Liebe‘!“

Es war ein Feuer über den Alten gekommen, das nun wieder W i t t e k i n d ergötzte; die bronzenen Wangen fingen ſacht an zu glühen, und der lange weiße Bart, von der linken Hand ergriffen, ſtieg bis zu den Lippen hinauf. „O ja,“ murmelte Wittekind. „Wohl ein ſchöner Traum!“

„Geben Sie mir Macht und Geld,“ rief der Alte aus, „und ich mache Ihnen Wahrheit aus dem Traum! — Sehn Sie, d a s könnte mich noch wieder ins Leben ziehn, ver-jüngen: wenn ich der Herzog von Salzburg wäre — oder wie er nun heißen ſoll — und könnte graben und graben,

ein umgekehrter Fauſt, um Land zu Waſſer zu machen — aber w a s für ein Waſſer dann! Der ‚Untersberger See!‘ Da würden bald die Landhäuſer aller Nationen an den Ufern ſtehen, um ſich in dem See zu ſpiegeln und dies Paradies zu bevölkern; weiße Segel wie die Schmetterlinge; Wälder, Dörfer, und Gärten; und die Salzburger Feſte ſähe in den See hinein — und der Untersberg. Und zuletzt würden die klugen Leute noch ſagen: Der Saltner war gar nicht dumm, das Geld, das er da hineingegraben hat, das kommt auch wieder heraus. Der See trägt noch Z i n ſ e n. Und die ‚dankbaren Salzburger‘ würden dem Saltner ein Denkmal bauen, nachdem ſie im Anfang geſagt hätten: Der muß ins Narrenhaus; und ich — — ich wollte mich dann ganz zufrieden aufs Ohr legen und zu meinem Sterbekiſſen ſagen: ich bin bereit, es war gut, ich hab' doch gelebt!“

Wittekind war ſtill. Er blickte von der Seite, in einer eigentümlichen Bewegung, auf den verjüngten Alten. Nach einer Weile fuhr dieſer, wie zu ſich kommend, fort, indem er ein Auge ſchloß und dazu lächelte: „Bei dieſer Gelegenheit hab' ich mich Ihnen ja auch vorgeſtellt. Saltner. Ja, Saltner iſt mein Name.“

„Ich heiße Wittekind,“ entgegnete der andre.

„Ah! Der richtige Norddeutſche!“

„Zu dienen. Von der Oſtſee.“

„Von der Oſtſee! — Und ich aus dem richtigen Hochland: ein Tiroler Kind. Aber hier im Salzburger Land leb' ich nun ſchon lange; fühl' mich hier zu Haus. Dort hinter der Salzburger Feſtung ſehn Sie den langen Rücken, den Kapuzinerberg: an deſſen Fuß ſteht mein Haus. Das ſchaut hierher, auf den Untersberg. Da bin ich noch in der Welt — und bin doch ſchon draußen. Hab' zu viel erlebt ... Gehn wir weiter, wenn es Ihnen recht iſt; daß

wir nach Grödig kommen. Ja, da hinten am Kapuzinerberg, da träum' ich noch zuweilen einen herzhaften Traum, wie den vom Salzburger oder Untersberger See; — ſie enden auch alle ſo. Lebendig werden ſie nicht. Vielleicht iſt's auch beſſer. Damit man deſto mehr zurück und in ſich geht, und ſich vorbereitet ... Kurz — gehn wir weiter!"

II

Man ſchrieb 1887, den dritten Juli. Die Tage waren lang; als die beiden Wanderer — nach etwa vier Stunden Wegs vom Wirtsgarten in Reichenhall — gegen Grödig kamen, hatten ſich die Schatten noch nicht ins Abenteuerliche geſtreckt, die Sonne wirkte noch kräftig. Saltner betrachtete aufmerkſam eine Photographie, die Wittekind im Geſpräch aus der Bruſttaſche gezogen und ihm hingereicht hatte; das Bruſtbild eines auffallend ſchönen, aber zarten, blonden, noch völlig bartloſen Jünglings. Die Lippen waren beſonders edel geformt; der Blick der hellen Augen war nach oben gerichtet, mit einem Ausdruck weicher Schwärmerei, der lieblich und befremdend zugleich war.

„Sie haben nur dieſen einzigen?" fragte der Alte.

Wittekind nickte ſtumm.

„Und ich auch nicht einen mehr! — — An dem da haben Sie aber nichts Gewöhnliches. Man muß immer hinſchauen. Anders als die Jugend von heute. Gar romantiſch; unſchuldig; rührend ... In Italien hab' ich früher ſo alte ſchöne Heiligenbilder geſehn, mit rührenden Schwärmeraugen; an die muß ich denken."

„Es iſt ein lieber, holder Junge!" murmelte Wittekind, mit einem weichen, väterlichen Lächeln.

„Ihre Statur ſcheint er nicht zu haben ..."

Wittekind ſchüttelte den Kopf. „Er iſt kleiner, und

zart gebaut; aber ſchlank, wohlgeformt. Kurz, wie im Geſicht, ſo auch darin ſeiner Mutter Bild!“

„Ja, ja, ſo ein Mutterſöhnchen!“ ſagte Saltner ernſt, aber ohne jede Härte; immer die Augen auf das Bild geheftet. „Ich verſchau' mich ganz in das feine G'frieſerl; — verzeihen Sie mir das öſterreichiſche Wort. So ein wenig vom Chriſtuskopf; — aber gefährliche Augen. Gar gut; gar weich; faſt wie die lieben Augen einer ſchönen und guten Frau.“

„Sie haben recht,“ ſagte Wittekind und tat einen langen, leiſe ſeufzenden Atemzug. „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie freundlich und gut das Herz dieſes jungen Menſchen iſt; gut bis zur Schwärmerei. Er leidet geradezu an der Menſchenliebe: ſo nah geht ihm alles Elend, all die Ungleichheit, dieſe ganze Welteinrichtung, die ſo ungerecht ausſieht.“

„Und ſie wär' es auch,“ entgegnete der Alte, „wenn mit dieſem einen Leben die ganze Schule ſchon aus wäre!“

„Wie meinen Sie das?“

Saltner antwortete nicht auf dieſe Frage, er ſah wieder auf das Bild. „Ach was!“ ſagte er plötzlich, „'s iſt ein edles Geſicht. Sie ſind ein glücklicher Vater mit ſo einem Sohn!“

Wie es ſo oft ergeht, antwortete Wittekind nicht auf dieſe Worte, ſondern auf das Unausgeſprochene, das dahinter lag, das ſich in dem „Ach was“ leiſe angekündigt hatte. „Ich bin vielleicht nicht ohne Schuld,“ ſagte er treuherzig, wieder leiſe ſeufzend. „Hab' vielleicht ſeine Natur zu ruhig gewähren laſſen; zu viel auf ihr Edles, Tüchtiges gebaut... Aber wann hatt' ich ihn auch! Da ich auf dem Lande lebe, konnt' ich ihn nicht bei mir behalten, denn ohne Schulkameraden wollt' ich ihn nicht laſſen; ſo gab ich ihn gleich weiter fort, zu meiner Schweſter, die mit ihrem gelehrten Mann, dem Gym-

naſiumsdirektor, in einem aufblühenden, freundlichen Städtchen lebt. Aber ſie iſt ähnlich zart, weich und ſchwärmeriſch, wie ſeine Mutter war; zu einer feſten kleinen Eiche konnt' er da nicht werden ... Nun iſt er ein junger Student; auf ſein flehendes Bitten hab' ich ihn nicht erſt im Lande behalten, wie ich wollte, auf unſerer Univerſität, eine Meile von meinem Gut — ſondern nach Süddeutſchland, nach München hab' ich ihn ziehen laſſen. Plötzlich ſchreibt er mir: mit ſeinen Nerven ſei es nicht in Ordnung, ſein Arzt hab' ihn fortgeſchickt, ins Gebirg, da ſolle er eine Weile umherſpazieren, bis er ſich erholt habe. Das werde bald geſchehen ſein; im übrigen fehle ihm nichts ... Nach dieſem Brief hatt' ich keine Ruhe. Das einzige, letzte Kind ... Ich laſſe die Ernte im Stich, helfe mir, ſo gut ich kann, fahre hierher ins Gebirg, zum Bertold. Am Hinterſee, von dem er mir geſchrieben hatte, als von ſeinem Hauptquartier, — am Hinterſee find' ich nichts als einen neuen Brief: er iſt nach Salzburg gegangen, will von da zu Fuß gegen Berchtesgaden, bei Grödig oder Sankt Leonhard könnten wir uns treffen. Und ſo bin ich nun hier — und da iſt ja Grödig; da gehn wir ja ſchon ins Dorf. Aber wann kommt mein Sohn? Er iſt leider ebenſo unpraktiſch, wie er edel und gut iſt! Wer weiß, vielleicht kommt er erſt bei ſtockdunkler Nacht. Und dabei lieb' ich ihn ſo ſehr, dieſen — — denn ich ſage Ihnen, er hat ein vornehmes, großes Herz.... Aber unpraktiſch iſt er. Und während ich, ſein Vater, noch wie von Eiſen bin, ſind ſeine jungen Nerven ‚nicht in Ordnung', muß er ‚ſpazierengehn'.... Da hält ein Wagen vor dem Wirtshaus; und da ſitzt jemand vor der Tür. Verzeihen Sie, wenn ich etwas raſcher gehe; — er könnte doch — — Zwar, im Wagen kommt er ja nicht. Was will ich. Aber wenn er etwa — — Bertold! Bertold! Biſt du's?"

Die letzten Worte rief Wittekind ſchon von weitem, während er mit großen Schritten durch die Dorfgaſſe ſtürmte. Es kam aber keine Antwort; die Geſtalt vor der Wirtshaustür ſaß ſtill, ohne ſich zu rühren. Als die beiden Männer nun herankamen und die untere Hälfte dieſer Geſtalt nicht mehr durch ein junges Gebüſch verdeckt ward, ſahen ſie, daß es ein M ä d ch e n war, das an einem Tiſch ſaß und etwas Käſe mit trocknem Brot verzehrte; ein Glas Bier ſtand daneben. Sie trug das ſchwarze Kopftuch mit den langen Zipfeln, das „Salzburger Tüchel", das dort weit und breit getragen wird, ſonſt die gewöhnliche ſtädtiſche Kleidung und eine einfache Korallenſchnur um den Hals. Von ihrem Käſe aufblickend zeigte ſie ein Paar feurige, braune, ſchöngefärbte Augen und wahre Roſen von Wangen, während die Lippen in der ſinkenden Sonne wie Kirſchen glühten. Sie war ſicher kein Kind mehr, aber ſie ſchien noch ſehr jung zu ſein.

„Da kommt er ja!" rief ſie auf einmal aus, ſprang auf wie ein Federball und lief den Männern entgegen. „Grüß' Sie Gott!" rief ſie dann dem überraſchten Saltner zu und ergriff ſeine Hand, die ſie küſſen wollte. Der Alte aber machte ſich los, nahm ihren Kopf zwiſchen ſeine Hände und küßte ſie auf die Stirn.

„Dumme Kathi!" ſagte er. „Laß doch das Händeküſſen; großes Mädel du! Machſt du mir das noch einmal, ſo werd' ich ſehr bös und küſſ' dich ohne weiteres auf den Mund. Ei, Kathi, wo kommſt du her? Oder ‚wo kommen Sie her,' muß ich nun wohl ſagen —"

Sie ſchüttelte haſtig den Kopf.

„Nun, wo kommſt denn her? Biſt der ‚Gemſ'' etwa durchgegangen, du Bachſtelze du?"

„Aber nein! aber nein!" rief das Mädchen in drolliger Entrüſtung aus, mit einer weichen, klangvollen, eher tiefen

Stimme. „Herr von Saltner! Das fragen Sie mich ... Und bloß um Ihretwegen hab' ich mich auf den Weg gemacht! und such' Sie und frag' nach Ihnen, wo Sie denn wohl stecken — am Hangenden Stein, und in Sankt Leonhard, und nun hier in Grödig —"

„Kind, da bin ich ja! — 's ist ja alles in Ordnung: hab' euren rührenden Schreibebrief erhalten, daß ihr meinen Namenstag wieder feiern wollt — hab' vor Rührung geweint, wie sich's gebührt, und meine Einsiedelei verlassen und mich aufgemacht —"

„Aber eine Antwort geschrieben haben Sie uns nicht!" rief das junge Mädchen.

„Hab' ich das nicht? — Nein, das hab' ich nicht. Nun, warum denn auch: ich war ja auf dem Weg — und vor Nacht bin ich noch oben in der ‚Gemse'!"

„Aber wir wußten halt nichts! Und weil gar kein Brief kam, hat heut endlich der Onkel gesagt — nein, ich hab' gesagt: der Herr von Saltner ist doch — — Nein, ich will's lieber nicht sagen. Und dann hat der Onkel gesagt: ‚Nun, so fahr du mit, Kathi, der Herr Verwalter fährt nach Sankt Leonhard an die Bahn, und da herum soll der Herr von Saltner jetzt zu finden sein, der Verwalter hat ihn gesehn.' Na, da hab' ich mich schnell zurechtgemacht —"

„Und bist nun hier," fiel Saltner ein, „um den alten Mann an seinen Namenstag zu mahnen, den ihr feiern wollt ..." Er fuhr sich mit der gebräunten Hand durch den weißen Bart: „Da bin ich aber schön zerknirscht! Ich schreibe den Brief nicht, ich kann mich nicht mehr benehmen, wie es sich gehört; diese kleine Goldkathi aber fährt in die Welt hinein, um mich wie ein verlorenes kleines Kind zu suchen. Blitz, Wetter und Mädel du! Bist doch eigentlich ein ganz süßes Geschöpf. Und dabei lächelt sie wie

ein Kind. Sag mir zur Strafe, Kathi, daß ich ein alter Narr und ein dummer Kerl bin, und dann sei wieder gut!“

Die rosige Kathi erglühte noch rosiger, vor Vergnügen über seine Reden und dann wieder aus Zartgefühl; dabei stieß sie ein eigentümliches, zitterndes, liebliches Lachen aus. „Was Sie alles reden,“ sagte sie mit leiser Stimme. „Kommen Sie jetzt nur mit!“

„Freilich komm' ich mit,“ entgegnete der Alte, „obwohl ich dann diesen lieben Herrn verlassen muß, den ich am Untersberg in einem mörderischen Kampf mit Stechfliegen angetroffen hab': denn diese zwei Tage bin ich dahinten herumgestiegen. Ja, sehen Sie, werter Herr, das ist die Gemsenkathi! Jetzt reicht sie mir an die Brust; als sie mir nur bis an die Hüften reichte, da bin ich zum erstenmal in der ‚Gemse‘ eingekehrt und sommerlang geblieben; und seitdem kam ich jedes Jahr, wenn auch nur auf Wochen, oder für einen Tag. Und der kleine Flittich von damals bringt nun den Gästen ihres Herrn Onkels das Bier und heißt Kellnerin. Ist das ein Röslein geworden, oder nicht?“ — Er legte dem Mädchen, das so klein und zierlich vor dem Riesen stand, eine Hand auf den Kopf: „Haben Sie schon viel so angenehme Kellnerinnen gesehn? so liebe, gute und hübsche?“

Die Kathi, rot bis ans Kopftuch, sah den Alten vorwurfsvoll an; dieser aber strich ihr so herzlich und weich über die Wange, daß sie zu zittern anfing: „Ei!“ sagte er, „die Wahrheit muß man nicht unter den Scheffel stellen. Oder kannst du's etwa nicht vertragen, daß man dich lobt? Macht dich das eitel wie die andern dummen Mädels, denen ein gutes Wort gleich den Kopf verdreht? — Nein, das glaub' ich nicht von unsrer kerngesunden Kathi; die ist nicht so herzschwach, was? Die ist stolz und grad'

gewachsen, und wenn man sie lobt, so gibt's ihr nur, wie der Sonnenschein, einen frischen Mut."

Das Mädchen lächelte flüchtig, verschämt, was sie sehr verschönte, blickte ebenso flüchtig zu Saltner auf, und nickte.

„Na, also da sind wir einig," fuhr der Alte fort; „und wenn du mir die Dummheit mit dem Brief nun christlich vergeben hast, so bestell mir einen Wagen zur ‚Gemse'! — Oder nein: ich geh' mit hinein; denn ich muß nun endlich auch ein Glas gegen meinen Durst trinken, in der kühlen Stube. Sie nicht auch, Herr? Was meinen Sie?"

„Ich danke," sagte Wittekind, der an die Türschwelle gelehnt stand und die beiden mit stillem Vergnügen betrachtete. „Durst hab' ich nie."

„Sie haben nie Durst? auch nach so einer Wanderung nicht?"

„Nein. — Ich kann nichts dafür. Ich bin so geschaffen."

„Sie trinken also auch nie?"

„Ah," sagte Wittekind lächelnd, „das ist etwas anderes. Einen edlen Wein oder ein edles Bier trink' ich so, wie ich eine gute Musik höre oder ein schönes Bild sehe: aus reinem, göttlichem Vergnügen."

„Da sind Sie also um eine Klasse weiter als ich," entgegnete Saltner. „Ich trinke noch, weil ich muß. Na, so komm denn, Kathi!" — Er legte ihr einen Arm auf die Schulter — nun sah sie völlig aus wie ein Kind — und sie ging in gleichem Schritt wie er, die kleine Gestalt drollig dehnend, ins Haus.

Wittekind sah ihnen nach, mit heiterem Wohlgefallen; dann blickte er wieder, nachdenklich, die Dorfgasse hinab. Das umherschwimmende goldene Licht verklärte alles, die zerstreut stehenden Häuser, denen die Bäume über den Kopf wuchsen, die umherlungernden Kinder, geschäftige alte Weiber, ein paar Hunde, die sich in der Sonne wälzten.

Digitized by Google

Der „Salzburger hohe Thron“ des Untersbergs zeigte auch hier, über den Dächern aufsteigend, seine Felsenstirn. Dem Wanderer erschien es auf einmal wie ein Traum, daß er aus seiner Ebene, von seiner Ostsee an diesen Märchenberg verschlagen sei; dann fuhr ihm die zurückgedrängte Sehnsucht nach seinem Jungen wie ein Pfeil durchs Herz. Er schob sich den Hut von der Stirn zurück. Wenn er nun plötzlich käme! Dort um das Haus, an der Ecke! — — Die Brust stand ihm still. Die Gasse hinunterspähend sah er etwas Staub emporsteigen; es durchzuckte ihn einen Augenblick; aber: nun ja! dachte er dann. Das kann ja nicht Bertold sein. Was ist's? Ein Wagen. Und von dort, von Süden her, käm' er ja auch nicht ...

Plötzlich mußte er lächeln: ein so jugendlicher, romantischer Gedanke tauchte in seinem erregten Innern auf und flog wie ein Vogel vorbei. Nun, und wenn da mein Sohn nicht kommt, kommt vielleicht mein Schicksal ...

Er wandte den Kopf, als blicke er diesem Vogel nach. Was heißt das? dachte er verwundert weiter; mein Schicksal? Was kann mir denn kommen? Was erwart' ich denn noch? — Mir geht's wohl auch wie diesem Alten, diesem Theoretiker der Greisenruhe und Waldeinsamkeit: die Jugend rennt immer wieder mit mir davon. Das, was da „kommt“, ist ein Wagen; mit zwei hübschen Braunen davor. Nicht einmal Schimmel sind's. Und er fährt vorüber ... Nein; er hält hier an. Also das wäre „mein Schicksal“. Auf dem Bock oder im Wagen säß' es. Sehn wir zu, wie es aussieht!

Ein offener Wagen, die Dorfgasse heraufgefahren, hielt vor dem Wirtshaus; die Pferde schwitzten stark, schnoben und schüttelten sich; der Kutscher stieg vom Bock, um sie abzusträngen. Im Wagen saßen zwei Herren

auf dem Rückſitz, zwei verſchleierte Damen ihnen gegenüber; die, welche Wittekind zunächſt ſaß, war in einen hellen, eleganten Staubmantel gehüllt.

„Aber, lieber Himmel!“ ſagte dieſe Dame mit einer ſchmachtenden, beinahe weinerlichen Stimme; „wozu dieſer Aufenthalt! Ich finde, daß es ein Unſinn iſt, ein paar Minuten vor Salzburg in dieſem öden Neſt noch eine Raſt zu machen!“

„Meine Liebe,“ erwiderte der Herr, der ihr gegenüber ſaß, eine ſchlanke Geſtalt mit einem ariſtokratiſchen, aber unbedeutenden Geſicht: „die Pferde haben es nötig, wie der Kutſcher behauptet. Und wir ſind nicht ein paar Minuten von Salzburg entfernt, ſondern eine Stunde.“

„Zehn Minuten!“ entgegnete die Dame, wieder mit der klagenden Stimme; ihr Geſicht konnte Wittekind durch den dichten Schleier nicht erkennen. „Was tun wir hier in Grödig? Da wollt' ich doch wahrhaftig, wir wären in Berchtesgaden geblieben!“

Die andre Dame — halbverdeckt durch die erſte — hob eine Hand, bewegte ſie ein wenig hin und her, und ſagte: „Liebſte Frau Baronin, in Berchtesgaden erlaubte ich mir zu ſagen: bleiben wir doch noch hier. Aber um jeden Preis wollten Sie ja fort!“

Das iſt eine merkwürdige Stimme, dachte Wittekind, indem er den Kopf neugierig vorſtreckte. Was für ein edles Metall. Offenbar eine Altſtimme. Und wie ſchön ſie ſpricht. Das Geſicht zu dieſer Stimme möchte ich wohl ſehn! — Er neigte ſich aber vergebens vor und zur Seite: der Schleier verhüllte auch dieſes andre Geſicht, unter einem feinen Strohhut, zu ſehr; er war blau und doppelt. Wozu denn dieſe dichten Schleier? dachte Wittekind etwas entrüſtet. Auf den Landſtraßen iſt ja faſt kein Staub, nach all den Gewittern!

„Bei alledem ſind wir hier, meine Damen," ſagte jetzt eine vierte Stimme, „und wir ſollten wohl ausſteigen!" — Wittekind horchte auf. Es fiel ihm bei dieſer kalten, etwas näſelnden Stimme ein Knabe ein, den er einmal als Schuljunge — obgleich der andre zwei Jahre älter war — durchgeprügelt hatte. Wie kam ihm der auf einmal hier am Untersberg in den Sinn? Könnte der Herr dahinten, den der Ariſtokrat verdeckte, wirklich Friedrich Waldenburg ſein?

Die Geſtalt erhob ſich, lang und etwas ſchwerfällig, zeigte ihren breiten Rücken, ſtieg auf der andern Wagenſeite vorſichtig aus, und wandte ſich dann herum, vermutlich um den Damen beim Ausſteigen zu helfen. Jetzt ſah Wittekind das Geſicht dieſes langen Menſchen, und nach einem raſchen, ſcharfen Blick konnte er nicht mehr zweifeln. Es war ein Kopf, den man nicht vergaß (wenn er ihn auch vor fünfzehn Jahren, in Italien, zuletzt geſehn hatte); ein auffallend großer, aber wohlgeformter Kopf mit bedeutender Stirn, großen, aber durch breite, ſchwere Lider halb bedeckten Augen, deren helles und kaltes Licht eigentümlich ſtrahlte; unter einer ſtarken, feingeſchnittenen Naſe ein geiſtreicher Mund, den ein ſchöner, lichtbrauner Bart überſchattete und ſich in einen ebenſo ſchönen Backenbart verlor. Das Kinn war ausraſiert, der Kopf nur noch mit dünnem, ſchlichtem Haar bedeckt, der kurze Hals durch eine kropfähnliche Anſchwellung entſtellt. Kurz, man ſah einen ſchönen Menſchen und wußte nicht, ob man ſich nicht täuſchte; einen von dieſen Köpfen, bei denen man ſich fragt, ob mehr die Natur von vornherein, oder mehr der Geiſt nach und nach, und von innen heraus, ihn ſo gewinnend geformt hat. Und was für ein Geiſt? Seele oder Verſtand? Wärme oder Kälte?

„Wahrhaftig, das iſt Friedrich Waldenburg!" rief

Wittekind unwillkürlich aus, doch mit halber Stimme. Der Angerufene horchte auf und spähte zwiſchen den Inſaſſen des Wagens herüber. Dann ſtieß er einen hellen Ton der Verwunderung aus, und ein kaltes Lächeln lief ihm über die Lippen. „Alle guten Geiſter!“ ſagte er, mit einem gewiſſen ſchönen Vortrag wie auf dem Theater. „Das iſt ja Karl Wittekind, der ‚Biedere‘, der ‚Gerechte‘!“

„Jedenfalls heiße ich Wittekind,“ gab dieſer, etwas kühler als vorhin, zurück.

„Warte einen Augenblick, mein Teurer!“ rief nun der andere etwas herzlicher aus; „bis ich die landesüblichen Ritterdienſte geleiſtet habe!“ — Er hielt der Dame in dem blauen Schleier die Hand hin; leicht darauf geſtützt ſprang dieſe auf die Erde. Der Lange ging dann um den Wagen herum, nicht mühſam oder ältlich, aber mit einem ſonderbaren Schein von Unſicherheit, wie wenn ſeine hohen Beine doch etwas zu ſchwach wären, um den breit entwickelten Oberkörper zu tragen. Eh' er an dem andern Wagenſchlag angekommen war, hatte die Dame mit der ſchmachtenden Stimme ſich erhoben und mit Hilfe des andern Herrn, nicht ohne einen leidenden Seufzer, den „Landauer“ verlaſſen. „Komme ich zu ſpät?“ ſagte Waldenburg. „Nun, ſo ſei mir gegrüßt, Karl Wittekind, edler Freund!“ — Mit der vornehmen Grazie eines Prinzen hielt er ihm die Hand hin, bewillkommnete ihn aber zugleich durch ein vertrauliches, behaglich ſchmunzelndes Lächeln.

„Meine Damen, ich ſtelle Ihnen hier einen Muſtermenſchen vor,“ ſetzte er dann hinzu; „Herrn Wittekind, den Mann, wie er ſein ſoll. In dieſem verkommenen Zeitalter noch ein echter Idealiſt!“

Wittekind machte eine zuckende Bewegung; er wollte auf dieſe ſonderbare Anpreiſung, die ein kalter Spott

zu begleiten ſchien, eben etwas erwidern, als ein unerwarteter Anblick ihn abzog. Die Dame mit der merkwürdigen Stimme war Waldenburg um den Wagen gefolgt und warf eben, gleich der andern, ihren Schleier zurück. Sie enthüllte ein Geſicht, das vielleicht weniger ſchön, als auffallend und bedeutend war; von herrlichem blondem Haar umrahmt, großgeformt, aber überraſchend bleich und ſo mager, daß die großen dunkelblauen Augen übergroß und faſt beängſtigend wirkten. Daher erſchien ſie wohl auch älter, als ſie war; denn die hohe Geſtalt, durch ein anſchmiegendes hellgraues Sommerkleid und einen Ledergürtel in all ihrer Schlankheit gezeichnet, machte einen durchaus mädchenhaften Eindruck. Ihr Blick ſchien aber ebenſo unmittelbar zu berühren, zu treffen, wie der Waldenburgs; nur daß dieſer klug und kalt, der der jungen Dame warm und zurückhaltend traurig war. Faſt auf den erſten Blick dachte Wittekind: So jung die iſt, hat ſie viel gelitten!

Er betrachtete ſie ſo aufmerkſam, daß Waldenburg zu lächeln anfing. Dieſer nahm wieder das Wort: „Ich habe meinen alten Freund wohl zu grob angeprieſen; das macht die unverhoffte Freude, und die Erinnerung an die alten Zeiten! Wir haben uns oft geſehn, aber zuerſt auf dem Schulweg, und auf dem Schulhof in den Zwiſchenſtunden; da haben wir Griechen und Trojaner geſpielt und ritterlich gekämpft —“

Ja, ich hab' ihn durchgeprügelt, dachte Wittekind.

Waldenburg unterbrach ſich ſelbſt: „Bei alledem vergeſſe ich, meinen Kommilitonen auch mit den Herrſchaften bekannt zu machen! — Meine werten Freunde, Baron und Baronin Tilburg; mit mir aus Wien gekommen, und für die nächſten vier Wochen noch mit mir verheiratet. Frau Marie von Tarnow“ (er deutete mit einer an-

mutigen Kopfbewegung auf die Blaſſe), „unſre Amerikanerin, die wir der Neuen Welt wieder abgerungen haben; ſie bleibt nun hoffentlich in der immer noch intereſſanten Ruine, unſerm alten Europa!“

„Der weibliche Leibarzt meiner Frau,“ ſagte Baron Tilburg lächelnd, und ſchlug mit dem abgezogenen Handſchuh der rechten in die linke Hand.

„Warum ſehen Sie mich ſo verwundert an?“ fragte die junge „Amerikanerin“, da Wittekind ſie mit neuem Erſtaunen und Intereſſe betrachtete. „Glauben Sie nicht an den Leibarzt?“

Ja, die Stimme iſt ein ſchöner Alt! dachte Wittekind. „Verzeihen Sie,“ ſagte er dann laut, nicht ganz unbefangen: „ich hatte mir einen weiblichen Arzt nicht ſo — ſo weiblich gedacht. Mehr — wie ſoll ich ſagen — robuſt, mit männlichem Stehkragen; Übergang zum Mann. Und da ſah ich nun — Sie —“

Alle Wetter, dachte Waldenburg, wie der Herr ſie anſtarrt!

Die junge Dame erwiderte ſchlicht: „Ich hab' in Amerika etwas Medizin ſtudiert, weil mein Vater Arzt war; es lag mir ſo nah. Und meinen Vater machte es ſo glücklich,“ ſetzte ſie zu den andern gewandt hinzu. „Übrigens brauchte man mich der Neuen Welt nicht wieder abzuringen; ich kam nach Deutſchland zurück, weil ich da geboren bin und dahin gehöre!“

„Ja,“ ſagte Frau von Tilburg, deren Klageſtimme diesmal etwas herzhafter einſetzte, „meine liebe Marie hat uns nie verleugnet, ihr Herz iſt deutſch geblieben — deutſch avant tout!“

Die Blaſſe errötete flüchtig, wohl wegen dieſer franzöſiſchen Bekräftigung. „Ich hab' ſie immer gehaßt,“ ſagte ſie, „dieſe braven Landsleute, die da drüben auf

einmal Eingeborne wurden und über Deutſchland mit den Achſeln zuckten. Sollen wir nicht auf unſer Vaterland ſtolz ſein, wohin wir auch kommen? und ihm Ehre machen — wie Sie, Herr Geheimrat" (ſie wandte ſich zu Waldenburg), „der Sie aus Deutſchland nach Öſterreich hinübergezogen ſind, und dem Kaiſer dort gewiß mit aller Hingebung dienen, aber Ihre Heimat nie verleugnen werden —"

Sie brach plötzlich ab, und auf eine Weiſe, die den voll Anteil beobachtenden Wittekind aufs äußerſte überraſchte. Saltner trat in dieſem Augenblick wieder aus der Wirtshaustür, der Alte, mit der Kathi; Frau von Tarnow warf einen verlorenen Blick zu ihm hin; auf einmal fuhr ſie zuſammen. Ihre Bläſſe ward geiſterhaft. Sie hatte ihr Taſchentuch in die Hände genommen und im Reden zuſammengedreht; jetzt fiel es auf die Erde. Eh' aber noch einer der Herren hinzutreten konnte, um es aufzuheben, bückte ſie ſich raſch, als wünſchte ſie ihr verändertes Geſicht zu verbergen, und hob es ſelber auf; blieb dann noch eine Weile gebückt, und ſchien ein wenig hin und her zu ſchwanken. Wittekind ſah das alles. Nach einer Weile hatte ſie ſich, wie es ſchien, gefaßt, und ging mit einer raſchen Bewegung auf den Alten zu. „Grüß' Sie Gott!" ſagte ſie und ſtreckte ihm die Hand hin. Zugleich beugte ſie ſich aber vor, und Wittekind glaubte zu hören, daß ſie ihm etwas zuflüſterte, während die beiden Köpfe ſich beinahe berührten.

Saltner machte ein betroffenes Geſicht, und mit einem verwirrten, rollenden Blick überflog er die Geſellſchaft. Er faßte ſich indeſſen geſchwind, drückte die Hand der jungen Dame mit einem höflichen Lächeln und lüftete ſeinen Hut. Es ſtieg ihm aber nachträglich eine Röte in die bronzenen Wangen, als ſchämte der Alte ſich, eine Komödie zu ſpielen. So erſchien es wenigſtens Wittekind. Frau von

Tarnow trat dann langſam zurück, hielt aber die Augen noch auf Saltner geheftet.

Plötzlich wandte ſie ſich, wieder wie nach einem raſchen Entſchluß, und ſtellte „Herrn von Saltner, einen alten Freund," der Geſellſchaft vor. Der „Alte vom Berge", der Waldmenſch, verneigte ſich mit einer vornehmen Würde und Anmut, die von dieſem Rieſen in der Lodenjoppe offenbar niemand erwartet hatte. Er trat dann auf den Baron und die Baronin zu und begann in leichtem Ton — nur daß die Stimme ein wenig zitterte oder ſchwankte — über Wetter und Reiſen zu ſprechen.

Die Baronin hörte andächtig zu, ſtieß einmal einen ſanften Reiſeſeufzer aus, und betrachtete dieſen „Urmenſchen" mit einem gewiſſen bangen Reſpekt, der Wittekind ergötzte. Bald ward es ihr aber läſtig, aus ihrer zierlichen Untermittelgröße zu einem ſolchen Turm hinaufzuſehen, der noch den langen Waldenburg überragte. Sie fühlte auf einmal, daß ſie nach „dieſer endloſen Fahrt" völlig ſteif geworden ſei und ſich bewegen müſſe; nahm Frau von Tarnows Arm, hängte ſich hinein und ging mit einem etwas ſchleppenden, ſchmachtenden Gang die Dorfgaſſe hinunter. Saltner ſah ihr und der Amerikanerin nach. Er ſtand ſtill, ſeine Augen ſtarrten regungslos, es ſchien ihm ein ſchmerzliches Zucken über die Wangen zu gehen.

Was iſt zwiſchen ihm und dieſer blaſſen Frau? dachte Wittekind. Was für ein Geheimnis haben ſie miteinander?

Er ſah gleichfalls den Damen nach. Der Baron Tilburg hatte ſich ihnen angeſchloſſen; Waldenburg folgte, blieb dann aber ſtehen, als fiele ihm etwas Beſſeres ein, und zog eine Zigarre hervor, die er mit ſeiner etwas feierlichen Grazie in Brand ſetzte. Wittekind, von einem unklaren Gefühl gezogen, trat zu dem „Jugendfreund".

„Iſt dieſe junge Dame leidend?“ fragte er. „Sie hat ja faſt kein Blut im Geſicht.“

„Die Amerikanerin?“ fragte Waldenburg zurück und blies einige zarte, blaue Ringe in die Luft. „Lieber Freund, ich wollte, ich wüßte, was ihr fehlt; — um ſie zu heilen,“ ſetzte er mit einem leichtfertigen Lächeln hinzu.

„Ich fragte nur nach ihrem körperlichen Befinden,“ ſagte Wittekind trocken.

Waldenburg ſah ihn an: „Iſt das bei Frauen je vom ſeeliſchen zu trennen? — Sieh, wie ſie geht; eine Thusnelda geſtalt. Sie hat ihre Fülle verloren; aber das kommt wieder ... Was ihr fehlt, weiß niemand. Eine verſchloſſene Schweigerin; die aber, wie es ſcheint, allerlei Intereſſantes zu verſchweigen hat. Um den Mund lauter Geiſt, Überſinnliches; dagegen um die Augen — —“

Wittekind unterbrach ihn: „Und wie kommt ſie zu — euch?“

„Zu uns? Du hörteſt ja: der ‚Leibarzt‘. Weniger vornehm ausgedrückt: ſie iſt die Geſellſchafterin dieſer Baronin Tilburg; einer ſehr geſunden Dame, die ſich beſtändig für krank hält. Die arme Transatlantiſche hat offenbar kein Geld!“

„Und der Baron Tilburg?“

„Was der iſt? Ein ſogenannter Diplomat; ein Herr ohne Kopf, aber mit guten Beinen, auf denen er das ganze Jahr herumläuft, um ſich nützlich zu machen. Einer von den kleinen Schmetterlingen der ‚auswärtigen Angelegenheiten‘.“

So ſpricht er von ſeinen „Freunden“, dachte Wittekind, mit denen er „für die nächſten vier Wochen noch verheiratet iſt“. — Aber vielleicht iſt er das nicht um ihretwillen, ſondern wegen der Geſellſchafterin, der „Thusnelda“ ...

„Nun, und du?“ fragte er dann. „Du biſt nun ‚Geheimer Rat‘?“

Waldenburg lächelte, ſtieß eine Rauchwolke aus und ſeufzte. „Weil mich die Transatlantiſche ſo nannte?“ ſagte er langſam. „Die verſteht das nicht. So ein bißchen Hofrat, das bin ich; und ein bißchen ‚Geheimes‘ auch; aber der richtige ‚Wirkliche Geheime Rat‘ — nein, das bin ich nicht. Wär’ ich das, dann wär’ ich Exzellenz. Danach tracht’ ich, mein Sohn; aber dieſen großen Vogel kann ich noch immer nicht erjagen. So einem blaublütigen Dummkopf fliegt er zuletzt ganz von ſelbſt ins Maul; uns ‚Plebejern‘, uns ‚Parvenus‘ ſchwebt er hoch überm Kopf, wie ein ſchwarzer Punkt, an den unſere Kugel nicht reicht, und verachtet uns. Das iſt unſer Martyrium; davon weißt du nichts. Ich könnte Europa regieren“ — Waldenburgs etwas vorgebeugte Geſtalt richtete ſich hoch auf — „und ich bring’ es nicht einmal bis zur Exzellenz!“

Wittekind lächelte ſtill über dieſen Kummer, den ſein Herz nicht verſtand. Er wollte etwas entgegnen, als er hinter ſich, irgendwo im Dorf, eine jugendliche Stimme ſingen hörte, deren Klang ihm ins Herz ſchlug. Er konnte nicht irren, er kannte dieſe Stimme zu gut. Sie ſchwang ſich weich und hell über die Häuſer herüber. „Das iſt mein Junge! mein Bertold!“ rief Wittekind aus und ſtand einen Augenblick vor Freude wie angewurzelt. Dann aber, ohne weiter ein Wort zu ſagen, drehte er ſich um, und mehr laufend als gehend flog er der Stimme entgegen.

III

Öſtlich von Grödig, unter dem Hellbrunner Fels, liegt das Schloß und das Dorf Anif; parkähnlicher Wald und Wieſen trennen dann noch Anif von der breiten Salzach,

die in rauſchender Eile nach den Hügeln, Türmen und Brücken von Salzburg ſtrebt. Auf dem Waldweg, der nah an dem Fluſſe hinführt und bald rechts, bald links einen ahnungsvollen Ausblick auf die Gebirge hat, die das Tal begleiten, war an eben dieſem Nachmittag, von Salzburg her, ein einſamer Wanderer ſtromauf geſchritten; von den ſonnig leuchtenden Bergen hatte er aber wenig geſehn, denn er war in ſeine Gedanken verſunken. Sein Hut ſaß im Nacken; den abgetragenen ſchwarzen Rock hatte er ausgezogen und über den Arm gelegt; er trug einen Knotenſtock, den er nur zuweilen ſchwenkte, ohne ſich auf ihn zu ſtützen. Die Geſtalt war ſtämmig, plebejiſch, doch bewegte ſie ſich mit elaſtiſcher Leichtigkeit; ſo war denn auch das bartloſe Geſicht jung und kraftvoll, wenn es auch nicht eigentlich jugendlich zu nennen war. Ein altklug nachdenklicher Zug hatte ſich darin eingeniſtet; die Schärfe eines trotzigen und zerſetzenden Denkens, die zwiſchen Naſe und Mund allerlei Falten gegraben und auf die knochige Magerkeit des Geſichts gleichſam noch den hinweiſenden Zeigefinger gelegt hatte. Das ſchlichte Haar lag feucht und wirr auf der breiten Stirn, die von Schweißtropfen perlte; die grauen Augen waren tief unter die Stirn verſenkt, während das Kinn hervortrat.

Der junge Mann war bis an den Rand der ſchmalen Waldung gekommen, die zwiſchen Aniſ und der Salzach liegt; er wollte weitergehen, aber ein Anblick, der auch für dieſen verſonnenen Grübler merkwürdig war, hielt ihn auf. Am letzten Baum, einem großen Ahorn, lag ein junger Menſch im Gras, den Kopf auf ſeiner ſchwarzen Reiſetaſche, und ſchlief. Die im Weſten weiterwandernde Sonne ſchien ihm jetzt gerade auf die Augenlider, doch ohne ihn zu wecken; ſie vergoldete ſeine verwirrten blonden Locken und goß eine ſanft glühende Verklärung über die

auffallende Schönheit ſeines Geſichtes aus. Die zarten und edlen Formen waren in vollkommener Harmonie; Naſe und Kinn überaus fein gebildet, die Wangen ſchienen ein wenig eingefallen, der Mund, feſt geſchloſſen, war von faſt rührendem Liebreiz, ohne doch unmännlich oder unentwickelt zu ſein. Es war die allererſte Blüte eines ſchönen Jünglings; der leuchtenden Haut fehlte nur dieſer roſige Schimmer, der ſonſt bei ſo rein blonden nordiſchen Menſchen aus den Adern durchſcheint. Er war blaß. Selbſt die Lippen hatten ein etwas verblaßtes Rot. Vielleicht verſtärkte das den eigentümlich idealen, rührenden, an Heiligenbilder erinnernden Ausdruck, der über dem zarten, bartloſen Antlitz lag; der in dieſem Zeitalter ſo befremdend und überraſchend war, daß der Wanderer ſtehen blieb und ihm ein Laut der Verwunderung entſchlüpfte.

Der Schläfer rührte ſich nicht. Er war fein gekleidet; ein blaues, loſe geſchlungenes Halstuch lag auf der hellen Weſte; ſein Panamahut war nach hinten geſunken. Eine goldene Uhr, die an goldener Kette hing, ſchaute ein wenig aus ihrer Taſche hervor, die Sonne ſpielte auf ihr.

Wenn man nicht ſo ein anſtändiger Menſch wäre, dachte der mit dem Knotenſtock, ſo tauſchte man jetzt dem ſeine Uhr ab; der junge Ariſtokrat ſchläft ſo gut, der würd' es nicht merken. Es iſt eigentlich verrückt, daß man ſo anſtändig iſt! — Allerdings, meine alte ſilberne, gehn tut ſie auch. Ich brauch' dein goldenes Spielzeug nicht, junger Ariſtokrat. — Ein ſchöner Kerl. — Ein gar feines Bürſchchen. — Adieu!

Er wollte weitergehn. Eben begann der Schläfer zu lächeln, offenbar im Traum. Der andre ſah hin, blieb ſtehn; es war ein ſo unſchuldiges, gutes Lächeln. Wovon mochte er träumen? — Der junge Menſch fing an zu

ſprechen; doch zuerſt ſo haſtig und undeutlich, daß kein Wort zu verſtehen war. Dann lächelte er noch einmal, und ſagte langſam: „Ach ja! Ein Eierkuchen! Sehr gut!“

Murmelnd wiederholte er: „Eierkuchen!“ und machte eine Bewegung mit dem Arm, als wollte er ihn eſſen.

Das finſtere Geſicht des Zuſchauers erheiterte ſich. „Ob der Hunger hat?“ ſagte er vor ſich hin. Ihm fiel darüber ein, daß er eigentlich ſelber Hunger habe, und daß ſeine Zeit gekommen ſei, zu eſſen. Er zog aus einer ſeiner großen Rocktaſchen ein Päckchen in grobem, grauem Papier hervor, und ſetzte ſich zwei Schritte von dem Schläfer unter den nächſten Baum. Dann öffnete er das Päckchen, indem er das Papier auf ſeinem Schoß zur Tiſchplatte machte, holte ein ſtarkes Meſſer aus der Taſche, und fing an, ſein einfaches Mahl: Käſe und Brot, zu verzehren.

Während er die vorſpringenden Kinnbacken in Bewegung ſetzte, blickte er wieder auf den „Ariſtokraten“ hin. Dem war das Lächeln vergangen; der geträumte Eierkuchen war offenbar nicht bis zu ihm gekommen. Die feinen Brauen zogen ſich leicht zuſammen. Um den Mund zuckte eine ſchmerzliche Bewegung, und ein ſchwacher Laut des Bedauerns entſtand hinter den geſchloſſenen Lippen. Als der andre dies hörte, machte er eine Gebärde des Mitleids, die er aber ſogleich wieder unterdrückte. „Nu!“ ſagte er vor ſich hin, „warum ſoll ſo ein ‚Feiner‘ nicht einmal im Schlaf hungern? Andere hungern im Wachen. Seufz' du nur weiter!“

Er vertiefte ſich in ſeine wohltuende Beſchäftigung, — ſelber noch ein Stück von einem „Ariſtokraten“, da er Brot und Käſe mit dem Meſſer ſchnitt, ſtatt allein mit den Zähnen zu arbeiten. Eine Weile vergaß er ſeinen Nachbar, der nichts mehr von ſich vernehmen ließ. Als er dann wieder aufblickte, wäre er faſt erſchrocken: das bleiche Ge-

ſicht des Schläfers ſtarrte ihn aufgerichtet an. Der junge Menſch mußte ſich faſt unhörbar leiſe erhoben haben; er ſaß. Seine großen, hellblauen, etwas matten Augen waren auf das „Tiſchtuch“ mit dem Brot und Käſe geheftet, als wollten ſie ſich daran ſatt ſehen, nachdem jener Traumkuchen ſich ſo unredlich verflüchtigt hatte.

„Aha, Sie ſind aufgewacht!“ ſagte der andre trocken. „Sie ſehen meinen Käſe an. Wenn Sie mittun wollen, — gerne. Oder haben Sie ſelber was, da in Ihrer Taſche?“

Der Jüngling ſchüttelte den Kopf.

„Nun dann langen Sie zu! — Oder nein: das muß ja feiner gemacht werden. Da haben Sie die ganze Mahlzeit, und hier iſt das Meſſer; — wenn Sie nicht lieber Ihr eigenes nehmen. Aber meins iſt rein. Kurz, bedienen Sie ſich, wie es Ihnen beliebt!“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte der junge Menſch mit einer weichen, faſt gerührten Stimme. „Ich — ich eſſe jetzt nicht.“

„Iſt Ihnen mein Käſe zu ſchlecht? — Oder bin ich Ihnen zu ſchlecht?“

„O nein; ganz und gar nicht. Wie können Sie das ſagen. Ich eſſe nur nicht — weil ich keinen Hunger habe.“

„Sie haben keinen Hunger?“ — Der „Plebejer“ ſah den „Ariſtokraten“ ſehr verwundert an. „Sie haben doch eben erſt Eierkuchen eſſen wollen, — im T r a u m, mein' ich. Und haben dann geſeufzt. Und dann haben Sie auf meinen Käſe einen Blick geworfen — einen Blick, daß mir ſogleich der halbe Appetit vergangen iſt!

„Ja, ja!“ ſetzte er hinzu, mit einem Lächeln, in dem wirklich Güte lag und das dieſes knochige, harte Geſicht verſchönte.

Der Blaſſe errötete. „Ich hab' alſo im Schlaf geſprochen?“ fragte er.

„Ja freilich. Vom Eſſen. Und dann dieſer Blick ... Wie können Sie dann ſagen, daß Sie keinen Hunger haben?“

Der Jüngling zuckte hilflos die Achſeln. Er war noch ſchöner, als vorhin im Schlaf; auf den erröteten Wangen lag es wie hingemalte Roſenblätter, die nur allzubald wieder verſchwanden. Eine ſonderbare Schwäche ſchien dann über ſeine feine, ſchlanke Geſtalt zu kommen. Er ſah ſich um, wie nach einer Stütze, lehnte ſich gegen ſeinen Ahornbaum und ſchloß flüchtig die Augen.

„Was haben Sie? — Fehlt Ihnen was?“ fragte der andere.

„Das nicht,“ erwiderte er ſanft. „O nein!“ — Er raffte ſich dann auf und ſuchte männlich gleichgültig zu lächeln: „Ich muß Ihnen nur — — Ich hab' Ihnen noch nicht einmal gedankt. Wie gut ſind Sie. Das wenige, was Sie haben, wollten Sie mit mir teilen. Und dabei —“ Er ſah an den einfachen, ſtark verbrauchten Kleidern des andern hinunter, und auf den abgetragenen ſchwarzen Rock, der im Graſe lag. „Dabei ſind Sie wahrſcheinlich kein Rothſchild ... Und mancher reiche Mann hätte nicht daran gedacht, gleich mit mir zu teilen!“

„Ja, die Reichen! die Reichen!“ murmelte der andre. Er ſetzte dann lauter hinzu, mit einem Blick über die Achſel: „Sie wiſſen ja, was die Bibel von den Reichen ſagt. Eher wird ein Kamel — — Übrigens, Bibel oder nicht: dieſen Reichen wird man's noch ganz anders ſagen!“

Er hob ſeinen Knotenſtock und ſchlug damit gegen die weiche Erde.

„Oder gehören Sie auch dazu?“ ſagte er dann mit einem kurzen Lachen. „Da oben“ — er deutete auf ſein Geſicht — „ſehn Sie nicht ſo aus; aber da unten: die Kleider und die Kette. Und meinen plebejiſchen Käſe eſſen Sie ja doch nicht. Lieber hungern Sie. Einer iſt wie der andre!“

„Da irren Sie ſehr," ſagte der blaſſe Jüngling mit einem wunderbaren, ſchlicht überzeugenden Ton ſeiner weichen Stimme.

Überraſcht ſah der „Plebejer" auf. Es war ihm, als hätte er einen jungen Chriſtuskopf vor Augen; etwas, das ihn zum Lächeln reizte, aber dieſes Lächeln ging dann in Erſtaunen unter. Er hatte nie ſo einen Menſchen geſehn. Die jungen, blauen Augen ſtrahlten von Güte und Menſchenliebe; in dem ſchrägen Blick, im Lächeln zeigte ſich eine ſchwärmeriſche Erhebung der Gefühle, die nach Worten zu ſuchen ſchien, aber zu keuſch war, um ſich auszuſprechen. Die Schwäche, die ihn vorhin befallen hatte, ſchien verflogen zu ſein. Er neigte ſich etwas vor, ſah ſeinen Reiſegefährten ruhig an, und drückte ſich den Hut in die weichen Locken.

„Inwiefern irr' ich denn?" fragte der Grobknochige, nachdem er eine Weile gezögert hatte.

Der Jüngling bewegte die Lippen, antwortete dann aber nicht. Er warf einen Blick auf die Sonne, und verwunderte ſich. „Wie lange hab' ich denn geſchlafen?" ſagte er, wie mit ſich allein. Er ſah auf die Uhr. Er ſchüttelte den Kopf.

„Nun, wie lange haben Sie denn geſchlafen?" fragte der andre, der wieder ſeinen Käſe anſchnitt.

„Zwei Stunden, glaub' ich; und mehr! — Das iſt doch des Teufels!"

Der andre horchte hoch auf; es überraſchte ihn, daß dieſer Jüngling „aus einer anderen Welt" auch ſo menſchlich und natürlich den Teufel in den Mund nahm.

„Und ich weiß nicht einmal, wie ich eingeſchlafen bin," fuhr der junge Menſch fort. „Es kam ſo auf einmal — eine Art von Schwäche — kurz, ich wurde müde. Aber ich warf mich nur ins Gras, um einen Augenblick auszu-

ruhen. Und machte die Augen zu ... Als ich ſie wieder aufmachte, ſaßen Sie da und aßen; — und zwei Stunden lang hab' ich feſt geſchlafen!"

„Und Sie hungerten im Schlaf," ſetzte der andre hinzu. „Sie müſſen ſchon erlauben, junger Herr, daß ich mir bei alledem etwas denke; ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen. ‚Da irren Sie ſehr,' ſagten Sie vorhin. Und dazu haben Sie ſo ein — merkwürdiges Geſicht ... Inwiefern irr' ich denn?"

Der Jüngling hob den Kopf, wie um zu antworten, blieb aber wieder ſtill.

„Wann haben Sie denn heute zuletzt gegeſſen, wenn ich fragen darf?"

„Heute?" — Der Jüngling lächelte und ſah auf ſeine Füße, die er ſacht, wie ſpielend, aneinander rieb. „Heute hab' ich noch nicht gegeſſen."

„Was? — Noch gar nicht?"

„Nein."

„Und wann denn zuletzt?"

„Wozu fragen Sie? — Sie werden die ganze Sache komiſch finden..."

„Nein," ſagte der andere trocken. „Ich werde die ganze Sache gar nicht komiſch finden; das verſprech' ich Ihnen. Alſo wann aßen Sie denn zuletzt?"

„Vorgeſtern abend — wenn Sie's denn wiſſen wollen."

„Nu, das iſt mehr, als ich je geleiſtet habe! — Und was mich betrifft, ich tat's unfreiwillig; aber Sie — — Sie ſehen ſo aus, als hätten Sie's nicht nötig. Als hätten Sie nur zum Spaß — — Nein, nicht zum Spaß. Das iſt ein dummes Wort; das paßt nicht zu Ihnen. Warum haben Sie denn gehungert? — — Sagen Sie mir das nicht? Bin ich Ihnen zu ſchlecht gekleidet, oder ſonſt zu ordinär, um mich mit einer offenen Antwort zu beehren?"

Der Jüngling machte eine haſtige Bewegung, ſeine ſanften Augen blitzten. Er zwang ſich aber wieder zur Ruhe, indem er mit der linken Hand langſam an ſich hinunterſtrich. „Ich werd's Ihnen alſo ſagen ... Aber ſo müſſen Sie nicht reden. Was gehen Sie oder mich unſere Kleider an? Sie ſind ein Menſch, ich auch. — Warum ich hab' hungern wollen? Nun — um einmal zu fühlen, wie's tut."

„Und warum wollten Sie das? Ihnen kann's ja genug ſein, daß a n d r e dazu verdammt ſind."

„Das iſt ja eben der Jammer, daß es ſolche gibt! und daß — — kurz, daß die einen mehr leiden als die andren; — und daß die andren ſo gern die Achſeln zucken und ſagen: das iſt nun einmal ſo verteilt, was iſt da zu machen! — Es wäre aber doch wohl etwas zu machen, wenn nur alle wollten ... Kurz und mit einem Wort: beſſer muß es werden. Das Glück ſoll zu a l l e n kommen, alle ſollen gleich ſein. Und jeder muß dazu tun, was er kann!"

„Hm!" murmelte der andere. Er warf wieder einen ſtaunenden, halb verblüfften Blick auf dieſen ſonderbaren Menſchen. Dann ſtieß er ſcheinbar ſpöttiſch oder unwirſch heraus: „Und darum haben Sie gehungert?"

„Nun ja!" ſagte der junge Menſch, über ſich ſelber lächelnd. „Nur ſo ein Verſuch ... Um es nicht beſſer zu haben; und um mir's wirklich vom Munde abzuſparen, was ich andren gebe. Daß ich doch ſagen kann: ich hab' gefaſtet, damit ein anderer ſatt wird. — Was wollen Sie? Warum ſehen Sie mich ſo grimmig an?"

„Seh' ich Sie grimmig an? — Das wußt' ich nicht. So hab' ich's nicht gemeint. Ich dachte nur —"

„Nun, was dachten Sie?" fragte der junge Schwärmer, da der andere ſtockte.

„Ich dachte nur: iſt der wirklich lebendig? Solche

Leute, meint' ich, hätt' es nur im Mittelalter gegeben. Herr, Sie ſind alſo wirklich ſo einer? So ein Pelikan, der ſein Blut für die andern hingibt — — Nein, der tut's nur für ſein eigenes Fleiſch und Blut. Das iſt nichts Beſondres. Sie tun's für die andern, für die, welche vor der Tür ſtehen. Darum auch dies Geſicht!"

„Was denn für ein Geſicht? — Was hab' ich denn getan? Ich kann ja noch nichts. Ich erwerb' ja noch nichts; bin ein Student, im erſten Semeſter, alſo ein halber Menſch. Während Sie — — Sie ſind doch wohl auch noch jung; aber Sie leben gewiß nicht mehr aus des Vaters Taſche. Sie bringen ſich ſelber fort. O laſſen Sie mich erſt auch ſo einer werden: dann — dann —"

Er ſprach nicht zu Ende, weil auf einmal die innere Bewegung ſich nicht mehr unterdrücken ließ und durch die Glieder ihren Ausweg ſuchte. Er hob die Arme, bewegte ſie in der Luft — mit einer gewiſſen ungeſchickten Anmut — und dehnte, tief atmend, die Bruſt. Seine Augen leuchteten, nach oben gerichtet. Der junge „Plebejer" konnte nicht umhin, dieſen ſchönen Schwärmer mit einer Art von Andacht anzuſtarren. Es rührte ſich dabei auch ein Mißgefühl, das ihm etwas in die Bruſt ſchnitt; er ſpürte es, ohne zu fragen, was es von ihm wolle.

„Nu, Sie wiſſen ja, ein Schelm tut mehr, als er kann!" ſagte er nach einer Weile, faſt brummig. „Wer für andere hungern kann, der kann wohl eines Tages noch mehr. Davon reden wir noch, wenn es Ihnen recht iſt... Nun ſollten Sie aber doch von meinem Käſe eſſen; denn gefaſtet, mein' ich, haben Sie nun genug!"

„Apage, Satanas!" erwiderte der Jüngling lächelnd, mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. — „Verzeihen Sie!" ſetzte er dann etwas verlegen hinzu.

„So viel Lateiniſch verſteh' ich noch," ſagte der andre,

der dies „Verzeihen Sie“ wohl begriffen hatte. „Ich bin auch eine gute Strecke weit durch die Schulen gelaufen; wenn ich auch als ein armer Hund im Handwerk ſtecken geblieben bin: Mechaniker, Kunſtſchloſſer. Afinger iſt mein Name. Rudolf Afinger.“

„Bertold Wittekind,“ erwiderte der Student mit einer Art von Verneigung.

„Nicht von Adel?“ fragte der andre verwundert.

„Nein.“

„Ich dachte; wegen der Naſe — und der feinen Hände ... Alſo von meinem Käſe wollen Sie nichts eſſen?“

„Nein, nein, nein; reden Sie mir nicht mehr zu. Eh' ich meinen Vater nicht geſehen habe, will ich nichts mehr eſſen. Ich war etwas hungerſchwach, das iſt wieder vorbei. Es tut mir gut — inwendig, mein' ich — noch etwas zu faſten. Und mein Körper iſt ſtark, dauerhaft; viel zäher, als man ihm anſieht. Kommen Sie, wenn es Ihnen recht iſt; gehn wir wieder weiter.“

„Alſo Sie haben Luſt, noch eine Weile in meiner Geſellſchaft zu bleiben?“ fragte der Kunſtſchloſſer, wieder mit ſeinem irreführenden „grimmigen“ Geſicht.

„Ja, ich habe Luſt. Kommen Sie, Herr Rudolf Afinger!“

„Ich bin ſo frei, Herr Bertold Wittekind!“

Ein etwas ſpöttiſch klingendes Lachen folgte dieſen Worten. Afinger ſtieß den Reſt von ſeinem Brot und Käſe mit der Hand ins Gras — ſchon wieder mehr Ariſtokrat, als zu ihm gehörte — und ſtand langſam, ſich reckend auf. Der junge Wittekind war ſchon auf den Beinen. Die beiden Geſtalten ſtanden ſich nun aufrecht gegenüber: die ſchlanke, feingebaute neben der unterſetzten, kraftdurchwachſenen. „Wo wollen Sie denn Ihren Vater ſehn?“ fragte Afinger.

„In Grödig, an der neuen Bahn, denk' ich ihn zu finden."

„Da gehn Sie also durch Anif; und bis Anif haben wir denselben Weg: von da will ich auf der Bahn nach Salzburg zurück. Denn in Salzburg wohn' ich jetzt. Als Mechaniker — und Weltverbesserer.... Denn ich bin auch so einer wie Sie: ich will die Welt auch nicht so lassen, wie sie ist; will sie anders machen. Aber auf meine Art; nicht so sanft wie Sie!"

„Was verstehen Sie unter Ihrer Art?" fragte Bertold arglos.

Der Mechaniker sah ihn, während sie schon ausschritten, von der Seite an; offenbar mit sich uneinig, wieviel er diesem jungen „Idealisten" im ersten Anlauf davon verraten solle. Nach einem leisen Summen antwortete er: „Na, es ist ja gewiß eine schöne Sache, wenn dieser und jener aus reiner Menschenliebe — so, wie Sie — für die Elenden, die Unterdrückten, die Sklaven etwas opfern will; ich bin gar nicht verknöchert, Herr, ich weiß das zu schätzen. Aber so ein paar Tropfen höhlen nicht den Stein! Sie können sich als Pelikan ganz zu Tode bluten, die Welt bleibt doch so schofel, wie sie ist. Die, welche etwas haben, wollen's auch behalten; so freiwillig wie Sie geben sie's nicht her. Darum muß man nachhelfen! Und dann muß man eine solche Ordnung machen, daß dieses Unkraut von Blutsaugern, Prassern und Selbstvergötterern nicht wieder nachwachsen kann!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Bertold.

Der andre antwortete nicht; er zog nur die Achseln. „Nun, wie war Ihnen gestern und heute beim Fasten?" fragte er dann zurück.

„Wie mir war?" — Bertold lächelte: „Gut war mir nicht. So krampfig. So hohl... Und so wenig Leben im Kopf; bis die Phantasien kamen, die nicht enden

wollten. Phantaſien vom Eſſen und vom Trinken, mein' ich. Grauſame Phantaſien!"

„Und beneideten Sie nicht all die andern, die was eſſen konnten?"

„Wie ſollt' ich ſie denn beneiden? Ich tat's ja, damit andre eſſen konnten. Wenn ich unterwegs ein paar alte Leute, die nach Armut ausſahen, oder ein zerlumptes Kind ſah, die führt' ich zum nächſten Wirtshaus, ließ ihnen zu eſſen geben, und ſah ihnen zu. Es tat wir weh und wohl. Wunderbar tat's wohl; eben weil's auch weh tat. Es gab mir ſo eine ſichere Kraft, fröhlich auszuhalten!"

„Aber kam Ihnen nicht die Wut auf die andern, die es nicht ſo machen, die ſich überſatt freſſen und uns hungern laſſen?"

„Wut? — Ich dachte mehr: wenn ihr wüßtet, wie ſo ein Opfer wohltut, ihr ließt euer Schlemmen ſein und tätet mir's nach!"

„Können Sie denn nicht haſſen, Herr?" fragte Afinger etwas ungeduldig, den Stock heftiger aufſtoßend.

„O ja; ein edler Haß iſt auch eine gute Sache. Aber der Haß kann doch nur vernichten; und nur die Liebe kann aufbauen."

Afinger lachte kurz auf. „Meinen Sie? Kann die Liebe das? — Herr Wittekind, Sie ſind ſehr jung. Nehmen Sie's nicht übel. Da will ich Ihnen doch gleich zeigen, wie dieſe ſchofle Welt beſchaffen iſt, und was darin zu tun iſt! — Sehn Sie nur einmal auf; Sie haben noch gar nicht bemerkt, wo wir ſind, Sie in Ihren idealen Gedanken. Das iſt der Park von Anif; und das iſt das Schloß. Da wohnt auch ſo einer von den großen Herrn, denen unſer Schweiß Milch und Honig iſt, die ſich's wohl ſein laſſen!"

Sie waren einen Fußweg gegangen, der durch das gepflegte Baum- und Wieſenland in den eigentlichen

Schloßgarten von Anif geführt hatte. In einem kleinen See, den herrliche alte Bäume umstanden, lag das Schloß wie eine alte Burg, vom regungslosen Wasser umflossen, durch eine Brücke mit dem Land verbunden, und spiegelte seinen Turm, seine Zinnen, die das Sonnenlicht übergoldete, in der verklärenden Flut. Bertold blieb betroffen stehen, mit einem Ausruf der Bewunderung.

„Wie schön das ist!“ sagte er in jugendlicher Freude.

„Ja, ja!“ murmelte Afinger. „So sagt ihr immer, ihr geschulten Herren und gebildeten Damen: wie schön das ist! — Wer hat's denn so schön gemacht? Die ‚Stiefkinder der Natur‘ — so nennt man sie ja — die ihr Dasein verwünschen. Tausend leiden für einen! Millionen für tausend! Die tausend aber sagen dann: die Welt ist schön, und der Mensch ist groß! — Da sehn Sie zum Beispiel diese Buche an; die B l u t buche hier mein' ich. Wie groß, und wie schön gewölbt! was? Und so 'ne richtige Blutbuche, über und über blutrot. Nun treten Sie aber gefälligst zwischen den hängenden Ästen durch, stellen Sie sich an den Stamm, wie ich. So. Was sehn Sie nun? Sehn Sie ein rotes Blatt? All die Blätter da, rund um Sie her und über Ihnen — zu denen die Sonne nicht durchkommt; die ‚Stiefkinder der Natur‘ — sind sie nicht alle grün geblieben? alle?“

Bertold erstaunte sehr: Afinger hatte recht. Er sah nur dunkelgrüne, wenn auch rotgerippte, Blätter, wohin er auch sah. Daß er unter einer „Blutbuche“ stünde, wäre ihm vermutlich nicht in den Sinn gekommen, wenn er's nicht gewußt hätte.

„Nun, und wenn Sie d r a u ß e n stehn,“ fuhr Afinger fort, indem er wieder heraustrat, — „was sagen Sie dann? Dann sagen Sie wie alle andern: das ist eine Blutbuche und hat rote Blätter! So ist alles Betrug,

Herr! in der Natur wie bei uns! — Kommen Sie, ich will Ihnen noch ſo einen Prachtbaum zeigen . . .“

Er ging voran, zu einem gewaltigen Kaſtanienbaum, der ſein dichtes Laub in herrlicher Rundung ausgebreitet hatte. „Bitte, treten Sie auch hier gefälligſt unter, ſehn Sie drinnen um ſich! ſehn Sie überall hinauf!“ — Bertold tat es und war überraſcht: ſo viele verkümmerte, gelbe, herbſtlich vergehende Blätter zeigten ihm ihr trauriges, verborgenes Daſein, im Innern dieſer entzückenden Laubkrone.

„Nicht wahr,“ rief Aſinger aus, „da ſagen Sie nicht: wie ſchön das iſt! — Und ſo iſt's bei den andern Bäumen auch, überall; treten Sie unter welchen Sie wollen. Glauben Sie auch nicht, weil wir ‚Juli‘ ſchreiben, erſt die Sommerhitze hätte das gemacht; das war ſchon im M a i ſo. Herr, ſo iſt's auch bei u n s! Alles ungerecht! Die einen haben alle Sonne, die andern nicht einen Strahl. Die einen grünen und gedeihn vom erſten bis zum letzten Tag, die andern kommen ſchon als elende, kranke Blätter auf die Welt. Warum? Weil ihnen die andern alle Sonne nehmen. Das ändert man nicht mit der ‚Liebe‘, Herr! Da muß was anderes helfen!“

„Und was ſoll man denn tun?“ fragte Bertold nachdenklich.

„Was? Luft und Licht ſchaffen! Die zu üppigen Zweige weghauen, damit die ‚Stiefzweige‘ auch ihre Sonne kriegen!“

„Die edlen Bäume verſtümmeln?“

„Ah bah!“ rief Aſinger mit ſeiner harten, ſchneidenden Stimme. „Was liegt daran! — In den Ofen mit ihnen, wenn nicht Licht wird für alle!“

Bertold erwiderte nichts. Er ſah in das Geſicht des andern, das ſich gerötet hatte, und fühlte ſich von einem

heißen, fanatiſchen Glanz in deſſen Augen getroffen, der in ihm ſelber etwas gefrieren machte. Dennoch feſſelte ihn dieſes harte, grobgeformte, aber ſchwärmeriſch vergeiſtigte Geſicht. Ein Kunſtſchloſſer, dachte er, und mit was für Augen ſieht er in die Welt, mit was für einem Herzen eifert er für die „Stiefkinder der Natur“. Was tut denn ihr, ihr Gebildeten? ihr Reichen? Iſt der da mit dem Knotenſtock nicht hundertmal mehr als ihr? Er haßt euch, er will euch zu Boden drücken; aber wer iſt daran ſchuld?

Bertold trat ſchweigend unter dem Baum hervor und ging langſam weiter. Das Elend der Welt lag ihm ſchwer auf dem jungen Herzen. Auch der andere ſchwieg, und forſchte nur von der Seite in dem roſig angehauchten, erregten Antlitz. Sie gingen in gleichem Schritt nebeneinander her.

„Daß Sie mich nur auch recht verſtehn,“ ſagte Afinger endlich, indem er ſeinen Stock langſam, von Zeit zu Zeit, durch die Luft niederſinken ließ. „Für mich will ich nichts! Ich kann mein Handwerk und ich hab' mein Brot. Ein Schloß wünſch' ich mir nicht. Ehrgeiz hab' ich nicht. Ich kann's nur nicht ruhig mit anſehen, daß die Welt verkehrt ſteht; und wenn ich einſehe: damit ſie richtig wird, muß man ſie auf den Kopf ſtellen, — ſo ſtell' ich ſie auf den Kopf! — Jetzt nur in Gedanken, verſteht ſich — aber von ganzem Herzen. Und das tun Sie auch, Herr, oder — nehmen Sie's nicht übel — oder Ihre ganze Menſchenliebe iſt nur Kinderei! Alte Weiber gibt's — von beiderlei Geſchlecht — die wimmern und winſeln ſo von der Menſchenliebe, und ſtricken Strümpfchen oder ſchmieren Traktätchen, und legen ſich dann zufrieden aufs Ohr und auf ihr ‚gutes Gewiſſen‘. Zu dieſen frommen Mißgeburten gehören Sie ja doch nicht. Sie mit Ihrem feinen Geſicht,

Sie haben das Feuer in ſich, das den Märtyrer macht. Oder wären Sie nicht ganz bereit dazu, für Ihre armen, unterdrückten Brüder ſich aufzuopfern? für eine große Sache zu ſterben?“

Bertold begann vor Erregung leiſe am ganzen Körper zu zittern. „Ob ich das möchte!“ ſagte er nur, weiter nichts. Seine blaſſen Wangen erglühten.

„Ich wußt' es ja,“ entgegnete Aſinger. „Es gibt Leute genug, die uns ausholen, die uns täuſchen wollen; aber Sie können nicht täuſchen. In Ihnen — — in Ihnen ſteckt etwas Großes, glauben Sie mir das; wenn Sie nur nicht zu ſanft und fromm bei der ‚Liebe‘ bleiben. Ich hab' einmal ein Bild vom heiligen Georg geſehn, wie er den Lindwurm tötet; er ſitzt zu Pferd, mit ſeinem langen Spieß; — der hatte auch ſo ein junges, feines, ſonderbar ſchönes Geſicht. Nu ja, warum ſoll ich's nicht ſagen; 's iſt die reine Wahrheit; ſchmeicheln tu' ich nicht. Aber der ſchöne Jüngling, der Georg, fackelte nicht lange, er ſtieß dem großen Ungeheuer, dem Drachen, dem Weltſcheuſal ſeinen Speer in den Leib!“

„O, ich wollte wohl,“ ſagte Bertold, dem die Stimme vor Bewegung ſtockte. „Große Dinge müſſen geſchehen, das weiß ich. Schonen würd' ich mich nicht!“

„Nun alſo!“

„Aber was ſoll man tun?“

Aſinger blieb ſtehn. Mit beiden Händen auf ſeinen Stock geſtützt ſah er dem Jüngling ſo feſt und ſcharf in die Augen, daß dieſer ſich anſtrengen mußte, den Blick auszuhalten. „Das könnt' ich Ihnen ſagen,“ fing er dann langſam an. „Aber jetzt — — jetzt ſind Sie erſchöpft von dem langen Faſten; und Sie wollen zu Ihrem Vater nach Grödig, und ich muß nach Salzburg. Wie lange bleiben Sie in dieſer Gegend, Herr Wittekind?“

„Ich weiß es noch nicht. — Nach Salzburg komm' ich ganz gewiß zurück."

„Wollen Sie mich da beſuchen, Herr? und noch ſo ein paar Schwärmer und Lindwurmtöter bei mir kennen lernen? junge Kerle von Herz, die Mark in den Knochen haben?"

„Wo wohnen Sie?" fragte Bertold.

„Am Kapuzinerberg; aber auf der Nordſeite, an der Straße nach Iſchl." — Er beſchrieb ihm das Haus genau. — „Eine kleine Bude, mein Zimmer; ich gehör' ja eben auch zu den ‚Stiefkindern'. Würden Sie kommen, Herr?"

„Ganz gewiß. Da haben Sie meine Hand!"

„Teufel, iſt das eine feine Hand," ſagte Afinger lächelnd, indem er ſie mit ſeiner derben, rauhen Fauſt eine Weile umſchloſſen hielt. „Aber das tut nichts; Sie haben das Herz auf dem rechten Fleck. Wie der Sankt Georg. Alſo ich zähl' auf Sie! Jeden Abend in dieſer Woche, gegen ſieben Uhr, träfen Sie mich gewiß."

„Ich komme!"

„Nun, dann leben Sie wohl. Da geht Ihr Weg weiter gegen Grödig; dort liegt's. Eine gute Viertelſtunde, wenn Sie ausſchreiten; — ich wundre mich nur, daß Sie nach dieſen Hungertagen noch ſo rüſtig ſind. Ja, ja, es iſt Kraft in Ihnen. Mein Weg geht hier rechts zur Bahn. Sie müſſen aber heute noch eſſen; lieber Herr, Sie ſehn doch erbärmlich aus. Sie können Beſſeres tun, als faſten; und Sie werden es tun! Adieu!"

Er gab ihm noch einmal die Hand, und nickte ihm zu, mit einem wirklich warmen, herzlichen Blick. Dann lüftete er höflich den Hut. Im nächſten Augenblick ging er mit großen Schritten nach rechts auf das Schienengeleiſe zu, auf dem eben vom Gebirge her ein Bahnzug heranrollte.

Bertold ſah ihm noch eine Weile nach; darauf ſchritt er auch ſeines Weges weiter. Eine Art von Nebel lag ihm vor den Augen, ein Gefühl von Taumel im Hirn; war es nur die Hungerſchwäche, die ihm wieder fühlbar ward, oder auch die Erregung, die Nachwirkung dieſes merkwürdigen Geſprächs? Seine Füße gingen nicht ſicher, und darum deſto haſtiger. Sankt Georg! dachte er; und mit halblauter Stimme ſagte er dann mehrmals, wie von einer gewiſſen Freude trunken, vor ſich hin: „Sankt Georg! — Ja, etwas Großes tun; etwas tun für die arme Menſchheit; ſich zum Opfer bringen . . .“

Er ſuchte den ſtechenden, wühlenden Schmerz nicht zu fühlen, der ſich in ihm rührte. Er bemühte ſich, über dieſen neuen Menſchen, dieſen Afinger nachzudenken, ſich ein klares Bild von deſſen Seele zu machen: was war er denn eigentlich, dieſer derbknochige, harte, aufgeregte, dann kalte, dann ſchwärmeriſch bewegte Menſch? War er edel? gut? verbittert? rückſichtslos revolutionär? — Sein junger, unerfahrener Kopf, jetzt von dieſem Taumel durchwogt, konnte die Fragen nicht löſen, die Geſtalt nicht faſſen. Die Sonne, die ihm gegenüberſtand, glühte ihm ſo blendend in die umnebelten Augen; er zog ſich den Hut tiefer in die Stirn und ſchwankte eilig auf der ebenen Straße hin.

Auf einmal war ihm, als ſpüre er die Nähe ſeines Vaters, des geliebteſten aller Menſchen, und eine ſelige Empfindung ging ihm durch die Bruſt. Er fühlte keinen Schmerz, keine Schwäche mehr; er fing an zu ſingen. Dann war ihm, als höre er ſeines Vaters Stimme. Er ſang lauter, wie toll, wie ein Trunkener. So kam er an den erſten Häuſern vorbei, kam um die Ecke, und plötzlich lag er in Vater Wittekinds Armen.

IV

Vor dem Wirtshaus in Grödig waren die Pferde wieder eingespannt; ein zweiter Wagen, auch ein viersitziger Landauer, kam vom Hof gefahren, für Saltner und Kathi bestimmt. Die Gesellschaft hatte sich versammelt, die Baronin Tilburg war schon eingestiegen. Saltner, der bei seinem Wagen stand, sah nach der Uhr. „Der Herr Wittekind kommt nicht wieder," sagte er ungeduldig. „Ich hätt' ihm so gern noch die Hand gedrückt. Zum Teufel, was für eine Halluzination hat ihn denn genarrt, daß er seinem Buben so entgegenrannte, der vielleicht noch in Salzburg steckt!"

Waldenburg lächelte: „Sie irren; da kommen sie, offenbar Vater und Sohn. Obwohl sie auch für ein Paar B r ü d e r gelten könnten; ein saftstrotzender Mann und ein feiner Jüngling. Wie dieses Landleben seine Leute konserviert! — Freilich ist's auch nicht viel mehr als eine Räucherkammer!"

Wittekind Vater und Sohn kamen in der Tat von der Ecke, wo die Straßen zusammenliefen, langsam herangeschritten; sie gingen Arm in Arm, und sahen sich fast beständig in die Augen. Bertold erschien klein neben seinem Vater; in der Art zu gehen, die Schultern zu bewegen, zeigte sich das geerbte Blut, auch das blonde Haar und der Blick konnten darauf deuten. Die Freude hatte Bertold gerötet, man sah seine Bläße und seine Schwäche nicht. Es ward ihm nicht bewußt, daß sie sich einer ganzen Gesellschaft von zuschauenden und lächelnden Menschen genähert hatten; er umschlang den Vater plötzlich und küßte ihn auf den Mund.

„Nun ist's aber genug!" sagte Waldenburg mit seinem gemütlichsten Lächeln, ein paar Schritte entfernt. Bertold wandte sich überrascht herum. Wittekind lachte laut.

„Hier hat ſich inzwiſchen der Feldzugsplan geändert,“ nahm Waldenburg wieder das Wort. „Herr von Saltner hat uns ſo anziehend geſchildert, wie es bei der ‚Gemſe‘ ausſieht, und unſere liebe Frau von Tarnow hat ſo lebhaft den Wunſch geäußert, dieſes Wirtshaus einmal zu ſehn, daß ſich auch in der Baronin die Neugier geregt hat, die doch ſonſt nur bei Männern vorkommt. Kurz, wir haben Zeit, und wir fahren heute noch das Stündchen bis zur ‚Gemſe‘, und erſt morgen nach Salzburg. Wie ſteht's mit Vater und Sohn? Schließen ſie ſich an?“

Wittekind blickte auf Saltner und auf die blaſſe „Amerikanerin“; die beiden ſahen ſich eben flüchtig in die Augen, aber, wie es ihm ſchien, mit heimlichem Einverſtändnis. Will Frau von Tarnow auf einmal zur „Gemſe“, dachte er, weil der Alte hin will?

Er wußte noch nicht, was er erwidern ſollte, als Saltner auf ihn zutrat. „Machen Sie uns die Freude!“ ſagte der Alte herzlich; „wenn Sie nicht durchaus die nächſten vierundzwanzig Stunden mit Ihrem Junker allein ſein wollen, ſo laſſen Sie mir, und uns, auch etwas davon zukommen, und fahren Sie mit! Das da iſt mein Wagen. Platz genug, wie Sie ſehn. Ich müßte doch eigentlich den ‚Mutterſohn‘ etwas kennen lernen. Morgen ſind Sie dann frei und vergraben ſich mit ihm, wenn Sie wollen, in den ‚Wunderberg‘!“

„Wie denkt Wittekind junior?“ fragte der Vater lächelnd. Bertold hatte mittlerweile die ſchöne blonde Frau und Kathis braune Augen geſehn, faßte ſich ſchnell und nickte.

„Aber du ſollteſt erſt etwas eſſen — und trinken —“

„O nein,“ ſagte Bertold raſch. „Noch nicht. Ich hab' weder Hunger noch Durſt. Bin überhaupt geſünder, als du glaubſt — als ich ſelber wußte. Fahren wir nur mit!“

„Gut; wir ſind alſo entſchloſſen," ſagte Wittekind. „Heute tät' ich nichts ohne meinen Sohn. Der will. Alſo die Firma will. Sind wir den Herrſchaften willkommen, ſo ſind wir bereit!"

Alles ſtieg in die Wagen; er ſelber zu ſeinem alten Herrn, indem er ſich im ſtillen ſagte, daß es ihn doch auch locke, der blaſſen Frau und ihrem Geheimnis eine Strecke weit nachzugehn. Kathi, die ſich bisher in beſcheidener Entfernung gehalten hatte, kletterte auf den Bock. Sowie Bertold das wahrnahm, zuckte es unwillig über ſeine Stirn; er hatte geſehn, wie gut ſie gekleidet war und wie herzlich der alte Saltner mit ihr geflüſtert hatte; ſollte ſie nun als „Paria" behandelt werden? Er neigte ſich zu ſeinem Vater hinüber und ſprach ihm ins Ohr.

Wittekind lächelte, blickte dann auf das Mädchen und auf Saltner. „Was gibt's?" fragte dieſer.

„Der junge Demokrat da meint," ſagte Wittekind leiſe, „Ihre kleine Freundin Kathi ſollte bei u n s ſitzen; — und ich mein' es auch."

„Ei, dann ſoll ſie's auch!" rief Saltner ſogleich mit ſeiner Kraftſtimme aus. „Kathi, komm herein!"

„Ich ſitz' gut auf dem Bock," antwortete das Mädchen.

„Widerſpruch und kein Ende!" rief der Alte. „Im Augenblick kommſt du, oder ich hol' dich im Namen des Geſetzes!"

Kathi kam, und nahm mit einem reizend verlegenen Lächeln neben dem ſchönen jungen Menſchen Platz, den ſie mit heimlicher Bewunderung betrachtete. Der Wagen ſetzte ſich in Bewegung, dem andern vorauf, gegen die ſüdlichen Berge zu. Wie in halbwachem Traum fuhr Bertold dahin; nach der taumeligen Wanderung ſo bequem in einem tiefen, weichen Wagenſitz ausgeſtreckt, die teure Geſtalt des Vaters ſich gegenüber, neben ſich das

Mädchen mit den feurigen Augen, von dem ihn ein Duft der Jugend und Geſundheit anflog. Die Sonne zehrte nun nicht mehr an ſeinem Hirn, ſie wärmte nur; das erhabene Felſenſchloß des Untersbergs, unter dem ſie hinfuhren, das weite leuchtende Land, alles ſo feſtlich ſchön, ließ ihn das ganze „Weltelend“ vergeſſen. Wie männlich ſchön war ſein Vater; und wie liebte er ihn ... Er lächelte ihm zu, nahm ſeine niederhängende Hand, hielt ſie in der ſeinen. Heute abend, dachte er, ſage ich ihm alles, auch daß ich gehungert habe — und noch hungere; vorhin beim Wiederſehn konnt' ich's ihm nicht ſagen! Da erklärt' ich ihm nur, es gehe mir ſchon gut; und das war keine Lüge. Wie könnt' ich es ſonſt ſo gut ertragen, ein paar Tage zu faſten? Mir iſt ſo wunderlich wohl. ... Es war ihm, als ſättige ihn die herrliche, reine Luft, das Gefühl der Freude, der Jugend, des Glücks, der ſonnenwarme Kraftgeruch, der von den Wieſen und Getreidefeldern heraufſtieg, auch dieſer Lebensduft, den das junge Mädchen zu ſeiner Rechten auszuatmen ſchien. Und wie edel und weiſe ihn der Vater erzogen hatte, dachte er dann wieder, da es in ſeinem Geiſt immer hin und her ſprang; wie er von den erſten Jahren an alles auf die Liebe und das Ehrgefühl geſtellt, ſich immer an das Herz, den Verſtand, die Einſicht, an alles Gute und Edle in der jungen Seele gewendet, ihm die Lüge als das Erbärmlichſte auf Erden von Grund auf verleidet hatte. Dafür liebte und ehrte er nun dieſen Mann da gegenüber, ſeinen beſten Freund, über alle Maßen. ... Und wie lieblich ſie zwitſcherte, da ſie mit dem weißbärtigen, merkwürdigen Alten ſprach, dieſe kleine Kathi. Wie ſonderbar ihm zu Mut war, als ſei er in ſie verliebt. Ein anderes Gefühl aber miſchte ſich mit dieſem; es kam nicht aus der Herzgegend, doch aus deren Nähe. Ein ſehnſuchtsvolles, nagendes Ge-

fühl ... Schillerſche Verſe fingen an zu klingen, über die Mutter Natur:

— — erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe ...

Ja, ja, Hunger und Liebe! Auch Hunger. Da kam er wieder, und wie! — Was hatte vorhin der Weißbart zur holden Kathi geſagt, als ſie einſtiegen? „Nun, kleine Kellnerin? Vorwärts!“ Alſo Kellnerin. Wie gut. Ja, der alte Schiller hat recht: Hunger und Liebe! — Mit matten, halbgeſchloſſenen Augen ſo denkend, wandte ſich Bertold nach rechts, und in einem träumeriſchen Durcheinander zärtlicher Gefühle flüſterte er Kathi zu: „Liebes gutes Fräulein! Gibt's da oben auf der ‚Gemſe‘ auch Beefſteaks?“

Sie lächelte und nickte. Was für ein holdes, herzliches Lächeln! dachte er und fühlte ſich halb beruhigt. Er nickte wieder liebevoll dem Vater zu, deſſen Augen ihn anſtrahlten. Nur reden mochte er nicht; es war ihm lieb, daß die andern miteinander ſprachen. Als er die Augen, die ihm zugefallen waren, wieder öffnete, ſchien er eine Weile geſchlafen zu haben: denn der Wagen hielt, der alte Herr ſtieg ſchon aus. Auch der andere Wagen kam heran und hielt. Sie befanden ſich auf einem anſteigenden Platz in einem kleinen Städtchen, wie es ſchien; die Häuſer ſtanden Wand an Wand, ſchöne alte Wirtshauszeichen, kunſtvoll aus Eiſen geſchmiedet, leuchteten in zierlichen Windungen in der blauen Luft. Grüne, zum Teil bewaldete Hügel erſchienen oben über den Häuſern.

„Warum ſteigen wir denn aus?“ fragte die Baronin vom andern Wagen herüber. „Sind wir denn ſchon am Ziel?“

„Das nicht,“ antwortete Saltner, faſt etwas verlegen. „Aber dieſe großen, ſchweren Wagen können hier nicht

weiter; der Weg zur ‚Gemſe‘ hinauf iſt für ſie zu ſteil. Für uns, Frau Baronin, iſt's ein Katzenſprung. Zehn Minuten, ſo ſind wir auf der Höhe!“

„Das ſind merkwürdige Katzen,“ ſagte die Baronin leiſe zum Baron (doch Bertolds ſcharfes Ohr konnte es hören), „die zehn Minuten lang ſpringen! — Nun, in Gottes Namen!“

Die Dame ſetzte ſich mit elegiſcher Langſamkeit in Bewegung; Saltner ſchritt voran, die anderen folgten. Es war ein unglückliches Wort geweſen, das von den „zehn Minuten“; denn für rüſtige Fußgänger waren es gewiß nicht mehr, aber für eine Geſellſchaft, zu der die Baronin Tilburg gehörte, genügte kaum eine halbe Stunde. Der Weg wand ſich in raſcher Steigung an einem Hügel hinauf, den ein Bauernhaus krönte; indem er das Städtchen und den ſtark ſtrömenden Fluß unter ſich zurückließ, gewann er die ſchönſten Fernblicke ins Gebirge und nach Salzburg zu; die ſeufzende Baronin aber, ihr keuchender Gemahl und der zuweilen ſtöhnende Waldenburg hatten keine Augen dafür, ſie raſteten nur — und oft — um einander klagende Blicke zuzuwerfen oder gegen den „verrückten Rieſen“, den „Bergfex“ heimliche Verwünſchungen auszuſtoßen. Auch Bertold wußte nicht, wie ihm war: ſo matt, ſo ſchwer ſtieg er aufwärts; er, ſonſt ein Fußgänger und Bergſteiger wie ſein Vater, elaſtiſch wie eine Feder, er fühlte jeden Schritt. Seine Kniee zitterten bald; ſein Kopf war wie ausgepumpt, ſeine Glieder ſchmerzten. Er ſchwankte zuweilen, einer Ohnmacht nahe. Nur ſein Ehrgefühl, zäher als er ſelbſt, blieb wach und trieb ihn immer wieder eine Strecke weiter, heimlich, ohne ein Wort. Sie hatten endlich die letzte Windung überſtanden und ſahen an der Straße ein ſehr einfaches, unmaleriſches Haus, das ſich mit großen Buchſtaben das „Wirtshaus zur

Gemſe“ nannte. Ein offenes Gärtchen ſtieß daran, und über dieſem erhob ſich ein kleiner, länglicher Fels, aus deſſen Bäumen und Büſchen ein halb ſteinernes, halb hölzernes, mit Schindeln gedecktes Häuschen im ſchlichteſten Alpenſtil ſehr anmutig hervorblickte.

„Das iſt Ihre ‚Gemſe‘?“ fragte die Baronin mit vernichtender Langſamkeit, und mit der klagendſten Miene der Enttäuſchung.

„Treten wir in den ſogenannten Garten ein, um wieder zu Menſchen zu werden,“ ſagte Waldenburg. „Eine Flaſche Champagner, wenn ich bitten darf!“

„Ein gutes Bier können Sie haben,“ bemerkte Kathi ſchüchtern.

Waldenburg warf ihr einen Blick zu, wie wenn er ſich an ihren roſigen Wangen, ihren Kirſchenlippen für den mangelnden „Sekt“ ſchadlos halten wollte; die Baronin aber trat mit der Majeſtät einer gefangenen Fürſtin in das Gärtchen ein. Über die Hecke weg ſah ſie in die Ferne. „Sie haben recht,“ ſagte ſie zu Saltner, „Berge ſieht man von hier; aber leider die unbedeutendſten, unſchönſten im ganzen Salzburger Land. Wo haben Sie denn in aller Eile die herrliche Ausſicht verſteckt, die Sie uns von hier verſprochen hatten!“

„Von dem Felshäuschen da oben, meine Gnädige,“ erwiderte Saltner, der ſeine mächtige Geſtalt etwas geknickt nach vorn hängen ließ; „oder von der ‚Hedwigsruhe‘ da rechts, noch zehn Minuten höher!“

„Das gefällt mir an Ihnen,“ ſagte die Baronin, „daß Sie noch den Mut haben, von ‚zehn Minuten‘ zu ſprechen! — Nein, lieber ſterben, als noch eine von Ihren zehn Minuten ſteigen. Hier ſitz' ich, hier bleib' ich. Ach, meine liebe Marie, wären wir in Salzburg!“

Frau von Tarnow ſchwieg; ſie wagte auch nicht,

Saltner anzuſehn. Tilburg nahm einen der rohgezimmerten hölzernen Stühle in die Hand, betrachtete ihn kritiſch, ſah wie gelangweilt umher, und gähnte. Wittekind, den dieſe Geſellſchaft halb verdroß, halb beluſtigte, trat nun auch in das Gärtchen ein: „Ich muß um Entſchuldigung bitten,“ ſagte er, „wenn ich bei alledem dieſes Plätzchen heimlich und poetiſch finde. Auch bitt' ich unſern werten Führer, noch nicht an uns zu verzweifeln: zu einer letzten kleinen Anſtrengung bis zur ‚Hedwigsruhe‘ raffen wir uns wohl noch auf!“

Die blaſſe Frau von Tarnow nickte ihm eifrig zu; ihre Wangen waren durch die Bewegung aufgeblüht, was ſie ſehr verjüngte. „Ich halte ja niemand zurück,“ ſagte die Baronin gutmütig, wiewohl noch immer elegiſch. „Steige, wer ſteigen kann; — Sie auch, liebe Marie, Sie auch. Man ſoll mich ruhig allein laſſen; ich gehe ins Haus, ſtrecke mich auf ein Sofa — wenn es hier ſo üppige Luxusartikel gibt — und entferne mich für eine Weile aus dieſer ewigen Luft!“

Von Kathi geführt, zog ſie ſich ins Haus zurück, nur noch einmal, aber tief nach „ihrem Salzburg“ ſeufzend. Die Geſellſchaft ging weiter, Saltner wieder voran; nach wenigen Schritten verließen ſie die Straße und ſtiegen auf einem Fußpfad aufwärts, dem an der Berglehne hängenden Buchenwald zu. Die Sonne war verſchwunden, aus nahen Schluchten kam eine erfriſchende Kühle, die erſte an dieſem Tag; in dem Wald aber ſchien die Sonnenwärme noch ungeſtört zu ſchweben und zu brüten. Als ſie ihn erreicht hatten, ging Waldenburg mit ſeinen ſchweren, majeſtätiſchen Schritten ſogleich auf eine Bank zu, die unter den erſten Bäumen am Rand einer Wieſe ſtand, ſetzte ſich und ſtreckte die langen Beine aus. „Wozu weiterſchweifen?“ ſagte er. „Auch von hier hat man

ja eine wohlerzogene, ſtilvolle Ausſicht. J'y suis et j'y reste!"

Baron Tilburg ließ ſich ſofort neben ihm nieder, lächelte und gähnte. Wittekind zuckte die Achſeln und ſtieg neben Frau von Tarnow weiter in den Wald hinein. „Entnervte Großſtädter!" dachte er. Gleich darauf hörte er Saltner, der voraufging, murmeln: „Verfettete Byzantiner!"

Der Fußweg ſchlängelte ſich ſehr angenehm, wohlgepflegt, zwiſchen den Buchen hinauf, die ſich, ſo gut wie es ging, in den ſteinigen Abhang eingegraben hatten und ihn mit ihren Wurzeln bedeckten. Mit wahren Rieſenſchritten ſtieg der Alte voran; die blaſſe Frau folgte aber ſo leichtfüßig, daß Wittekind, den der lange Wandertag doch ermüdet hatte, nur mit Mühe an ihrer Seite blieb. Er erſtaunte über ihre kräftige Lunge, und freute ſich, wie jugendlich lebendig die ſchlanke Thusneldageſtalt dahinſchritt. Es währte nicht lange, ſo hatten ſie das Ziel, die „Hedwigsruhe", erreicht: einen gelichteten und geebneten Vorſprung, den man mit Tiſchen und Bänken ausgeſtattet hatte. Rückwärts und höher, unter den Bäumen, ſtand eine luftige Laube oder Hütte aus Fichtenzweigen, mit Baumrinden gedeckt. Unter dem Vorſprung ſtürzte der Waldberg nach Oſten und Süden jäh in die Tiefe; trat man an das ſchützende Geländer, ſo ſah man auf den grauen Fluß und auf das Städtchen hinab, an deſſen Häuſern er hinfloß. Ein hochgetürmtes Kloſter leuchtete auf einem ſanften, grünen Hügel, von dem es die Stadt beherrſchte. Fern im Norden ſchwamm die Salzburger Feſte im letzten ſonnigen Licht; im Süden aber erhoben ſich lange Mauern und mächtige Gipfel felſigen Gebirgs, und die Gletſcher des Dachſteins, im ſchönſten, roſigſten Rot, ſtiegen über fichtenſchwarzen Berg-

rücken wie Grenzwächter eines fernen Landes in den erblassenden Himmel.

„Freilich ist das schön!“ sagte Frau von Tarnow leise. Sie trat dann einen Schritt zurück, denn der Blick auf den jähen Absturz schien ihre erregten Sinne doch etwas zu verwirren.

Wittekind schaute nach allen Seiten umher, und sah sich dann zu seiner Verwunderung mit der Dame allein. Saltner war verschwunden. „Und wo ist denn mein S o h n geblieben?“ fragte Wittekind laut.

„Ich hab' ihn nicht mehr gesehn, seit wir aufwärts stiegen,“ erwiderte Frau von Tarnow. „Übrigens hab' ich auch nie zurückgeblickt. Was für eine merkwürdige Erscheinung, Ihr Sohn; wie zart, und wie liebenswürdig. Beinahe hätt' ich gesagt: wie holdselig!“

Von ihrer Stimme gesprochen klang dieses Wort: „holdselig“ gar rührend und gut. „Ich danke Ihnen als eitler Vater,“ sagte Wittekind, der zu lächeln suchte.

„Bitte,“ erwiderte sie, „sprechen Sie nicht so. Zwischen Ihnen und Ihrem Sohn ist — — Ich hab's ja gesehn, wie Sie beide kamen; Arm in Arm, so innig, so — brüderlich, so glücklich. Ach, es muß wohl eine Wonne sein, wenn sich Vater und Sohn so von Herzen lieben!“

Wittekind erstaunte, mit welcher Bewegung die junge Frau dies sagte. Ihre Stimme erzitterte. Er stand neben ihr und sah nur ihr Profil; er glaubte aber eine Träne, einen zarten, regungslosen Tropfen in ihrem Auge zu sehn. Was ist d a s nun wieder? dachte er. Warum rührt es sie so, an die Liebe zwischen einem Vater und seinem Sohn zu denken?

Die Dame wandte sich eine Weile von ihm ab; sie schien ihre Augen wie zufällig mit den Fingern zu berühren; Wittekind sah eine nicht kleine, auch nicht sonder-

lich ſchmale, aber wohlgebildete und charaktervolle Hand. Sie hatte, während ſie heraufſtiegen, nur von Dingen, die nichts bedeuten, von den kleinen Reiſeerlebniſſen geſprochen. Jetzt ſah ſie ihn auf einmal mit einem ernſten Frageblick an und ſagte, etwas zögernd: „Sie ſind alſo ein Jugendfreund des Geheimrats von Waldenburg?“

„Von der Schule her,“ erwiderte Wittekind. „Das heißt, auf der Schule kamen wir einander nicht ſehr nahe“ (außer mit den Fäuſten, dachte er); „Waldenburg war der Ältere, und Geſcheitere; unternehmend, witzig, frühreif, ſchon damals voll ehrgeiziger Träume und Gedanken; und was man ſo gewöhnlich ‚Ehrgeiz‘ nennt, das hat mich nie gequält. Aber auf der Univerſität trafen wir uns wieder; und hernach auf Reiſen. Der Unterſchied der Jahre, der war ausgeglichen; der an Geiſt und Witz freilich, der blieb. Keiner von uns allen, die miteinander jung waren, kam ihm darin gleich; er hatte Geiſt für zwei, und ſchon als junger Mann hatte er die Kunſt, die Menſchen ſo zu führen, wie es ihm dienlich iſt, und aus der Welt das zu machen, was er von ihr will!“

Frau von Tarnow erwiderte nichts, ſie ließ nur einen unverſtändlichen, leiſen Laut vernehmen und ſah auf den Mond, der als blaſſe, noch nicht ganz gefüllte Scheibe über den öſtlichen Bergen ſchwebte. Wittekind fuhr fort von Waldenburg zu ſprechen; er erzählte heitere und witzige Geſchichten, die ſeiner Gewandtheit und Geiſtesgegenwart alle Ehre machten. Eine Weile hörte ſie zu, ohne ſich zu rühren. Dann entfuhr ihr aber eine ungeduldige Bewegung, und mit einem eigentümlichen Ausdruck von edler Traurigkeit legte ſie ſich eine Hand an die Wange. „Warum reden Sie ſo obenhin zu mir?“ ſagte ſie, ihn feſt anblickend. „Denken Sie, ich weiß nicht, daß er einen guten Kopf, aber kein gutes Herz hat?“

Überraſcht ſtarrte Wittekind ſie an. Sie errötete leicht; ſonſt war ihr Geſicht wieder ſo blaß, wie da er ſie zuerſt geſehen hatte. Eine Welt von Schickſalen und Schmerzen ſchien auf dieſem jungen Antlitz zu liegen. Er wußte nicht, was er denken, was er ſagen ſollte. Sein Herz zog ſich zuſammen; — warum? — — „Verzeihen Sie," ſagte er endlich, um etwas zu ſagen. „Ich wußte nicht — — Wie lange kennen Sie ihn?"

„Kurz — und lang!" antwortete ſie langſam. „Aber andre — — andre kennen ihn," ſetzte ſie wie ſich verbeſſernd hinzu. „Sind Sie andrer Meinung? Glauben Sie an ſein Herz?"

Sie blickte ihm in die Augen, als wünſchte ſie darin etwas Tröſtliches zu leſen. Wittekinds Staunen und Verwirrung wuchs. Nicht weil er ſich zu einer Fremden über den „Jugendfreund" offen äußern ſollte: er war gewohnt, aufrichtig zu reden, und dieſe ernſte junge Frau ſchien ihm gar nicht mehr fremd zu ſein. Es beklemmte ihn nur ein banges Gefühl: was war dieſer Waldenburg ihr?

Das letzte Licht auf den Dachſteingletſchern war unterdeſſen erloſchen, farblos und kalt dämmerten ſie aus der blaſſen Ferne. Wittekind hob eine Hand und deutete hinaus. Mit etwas unſicherer Stimme ſagte er: „Sehn Sie, wie die Eisfelder kalt geworden ſind. Vorhin, als ſie ſo ſchön roſig beleuchtet waren, ſahen ſie faſt warm aus. So ungefähr dachten wir auch von Freund Waldenburgs Herzen, als noch der erſte Glanz der Jugend — — Sie verſtehn, wie ich's meine. Jetzt denk' ich: kalt wie Eis."

Sie antwortete nicht. Ein flüchtiger Schauer ſchien nur über ſie hinzufliegen. Sie hatte auf einer der Bänke geſeſſen; leiſe und langſam erhob ſie ſich und trat wieder an das Geländer, das aus Fichtenäſten roh gezimmert

war. Vor ſich hin murmelte ſie: „Und ich muß doch verſuchen ...“

Indeſſen wie vor ihrer eigenen Stimme erſchreckend brach ſie wieder ab.

Was iſt ihr Waldenburg? dachte Wittekind wieder. Was mir da durch den Kopf fährt, das iſt ja verrückt ... Sagte er mir nicht ſelbſt in Grödig: „Lieber Freund, ich wollte, ich wüßte, was ihr fehlt?“ Und „um ſie zu heilen,“ ſetzte er mit ſeinem Don-Juan-Geſicht hinzu. Alſo er w ü n ſ ch t etwa; weiter nichts ... Aber was fragt ſie dann ſo? Was bewegt ſie ſo? Was will ſie „verſuchen“?

Der Mond hatte mittlerweile, da die Nacht hereinſank, Gold und Glanz gewonnen; er ſchwebte höher hinauf, die Schatten, die man ſah, waren Mondesſchatten, die Farben der Häuſer, der Dächer, der Felder, Straßen und Berge ſchienen die Wirkungen ſeines Lichts zu ſein. Frau von Tarnow, beide Hände auf das Geländer gelegt, ſtarrte in die Tiefe. „Wie anders die Welt nun ausſieht!“ ſagte ſie nach einer Weile, offenbar um das Geſpräch über Waldenburg zu beenden.

„Der M o n d hat ſie nun,“ entgegnete Wittekind.

„Ja, nun hat ſie der Mond. Wie blaß, wie ſchwach nun da unten alle Farben ſind. Das Haus da am Waſſer, es erſcheint wohl noch gelb, und ſein Dach noch rot; und die Bäume grün; aber alles doch nur wie eine Ahnung von dem, was es war. Wie Farben ohne Körper — oder ohne Seele. Nicht wahr?“

Wittekind nickte nur. Alles, was dieſe Frau da ſagte, ging ihm ſo eigen durchs Herz.

„Wenn das nun immer ſo bliebe,“ fuhr ſie leiſer fort; „wenn das unſer T a g wäre — unſer einziger! Eine Art von Tag wäre es ja auch. Wir gingen ‚im Licht‘ umher, könnten alles ſehen und erkennen. Wir könnten auch

ſagen wie jetzt: das iſt gelb, das iſt rot. Und wenn wir keine Erinnerung an die Sonne hätten und all die glühenden Farben, ſo würden wir ja wohl auch mit dieſem Dämmerlicht ganz zufrieden ſein."

„An was gewöhnte ſich nicht der Menſch!" murmelte Wittekind.

„Und wenn es nun auch i n u n s ebenſo würde, wie draußen!" fuhr ſie nach kurzem, träumeriſchem Sinnen fort. „Alles Dämmerung, Frieden. Mondſeelen, ſtatt Sonnenſeelen; ohne Sonnenſchein, aber auch ohne Feuer, ohne Glut, ohne Leidenſchaften. Man ginge ſo ſtill dahin; etwas ſchattenhaft — aber man wüßte es ja nicht anders, man vermißte ja nichts. Ach, es wäre wohl —

„Gut," wollte ſie ſagen; aber ſie ſprach es nicht aus. Mit einer plötzlichen Bewegung, die noch viel von der „Sonnenſeele" hatte, ſchüttelte ſie ſich. „Nein, es wäre nicht gut!" ſagte ſie mit ſtärkerer Stimme. „Wozu dann noch leben? Dann lieber gleich ganz tot. Nein — es muß nun ſo bleiben wie es iſt ...

„Aber ich kann den Mond nicht mehr ſehn!" ſetzte ſie hinzu, indem ſie Kopf und Schultern wieder ſchüttelte. Sie wandte ſich ab. Nun erblickte ſie den vom Mond beleuchteten Saltner, der von der Hütte her über den ſchrägen, ſteinigen Boden langſam herunterkam, und deſſen weißer Bart in dieſem Licht faſt geiſterhaft ſchimmerte. Sie ſtieß ein paar Worte aus, die Wittekind nicht verſtand.

„Ich ſaß da in der Hütte," ſagte der Alte ruhig; „in Erinnerungen. Ein Abend, der ſich dazu eignet!"

Frau von Tarnow ſah ihn ſchweigend an. Obwohl die beiden weder durch Worte, noch durch Gebärden ihren Gedanken verrieten, fühlte Wittekind doch, daß ſie den Wunſch hätten, eine Weile allein zu ſein. Er blickte in die

Senkung und zum Wirtshaus hinunter, in dem nun schon Lichter glänzten, und warf wie verloren hin: „Man muß wohl nach Hause gehn.“ Darauf schritt er langsam auf die Bäume zu und betrat wieder den Waldweg, den der Mond beschien.

Die beiden blieben stehn. Wittekind ging weiter. Er sah nicht zurück; in seine eigenen Gedanken über Mond- und Sonnenseelen versinkend. Es schreckte ihn dann aber ein unerwarteter, zitternder Ton auf, der wie plötzliches Weinen klang; unwillkürlich blickte er zurück. Zwischen den Bäumen durch sah er, wie die junge Frau sich an die hohe, breite Brust des Alten warf, und er konnte sich nicht täuschen: sie schluchzte, laut und unaufhaltsam. Saltner hielt sie stumm in seinen Armen, ohne sich zu regen.

Wittekind trat geschwind tiefer in den Waldschatten, wieder abgewandt. Dann ging er mit möglichst leisen Schritten bergab; sein Herz fühlte er klopfen.

V

In dem hölzernen, offenen „Salettl“ des Wirtsgartens, das an das Haus angebaut war, brannten schon die Windlichter; Bertold saß ganz allein an einem der drei runden Tische, vor einem Fläschchen roten Tiroler Weins. So fand ihn Wittekind, als er in das Gärtchen eintrat. „Junge, wie kommst du hierher?“ fragte er. „Warum bist du unterwegs wieder umgekehrt?“

Der Jüngling ward rot, aber in sorgloser, weinfroher Heiterkeit. „Das will ich dir sagen, Vater: weil ich Hunger hatte. Einen solchen Hunger, daß — — Heute abend, vor dem Schlafengehen, erzähl' ich dir alles; komm, trink auch ein Glas!“

„Und du hast schon gegessen?“

„Ja. Die gute Kathi hielt Wort: ein Beefſteak. Sehr geſchwind; und gut. Und einen Eierkuchen. Eine Weile hat ſie mir zugeſehen; dann verſchwand ſie plötzlich. Ich bin wieder ein Menſch!“

„Ich hätte dir a u ch gerne zugeſehen,“ ſagte Wittekind lächelnd. „Wir wollen dich nun o f t ſo zum ‚Menſchen‘ machen!“ — Auch in ihm regte ſich der Hunger. Er rief eben nach dem Wirt, als vom Hauſe her, um die Ecke, Tilburgs und Waldenburg kamen; die Baronin friſch und freundlich und wie aufgeblüht. Es verlangte ſie aber leidenſchaftlich „in die Luft hinaus“. „Wir haben inzwiſchen für die Nachtquartiere geſorgt,“ ſagte Waldenburg; „da in dieſer Herberge nur drei Zimmer ſind — von der rührendſten Unſchuld und Einfachheit — ſo werden die Damen und der Herr Baron unten im Städtchen übernachten. Uns andern hat der kleine gute Hausgeiſt, die Kathi, hier oben verteilt. Du mit deinem Sohn im Hauptzimmer, das zwei Betten hat; der Rieſe in ſeinem angeſtammten Bett nebenan; im dritten Kämmerlein ich. So beſchloſſen und angeordnet, weil ich morgen in aller Frühe die Bergbeſteigung nachholen und auf der ‚Hedwigsruhe‘ auch meine Andacht verrichten will.“

Wer dir das glaubt! dachte Wittekind. Du haſt irgend einen a n d e r n Grund, in ſo einem unwürdigen „Kämmerlein“ zu übernachten und dich von deiner Geſellſchaft zu trennen ... Nun, was geht's mich an?

Die Baronin fragte nach Marie; in dieſem Augenblick erſchien ſie mit Saltner, von der Straße her, wieder mit ihrem ruhigen, verſchloſſenen Geſicht. Auch der Wirt kam, und eine Alte, die Getränke und Speiſen brachten; Kathi ward nicht ſichtbar. Man begann ſich zu ſtärken, alle hungerten; in ihrer zarten, ſchmachtenden Weiſe griff auch die Baronin zu, die jetzt dieſen „Aufenthalt“ ſehr idylliſch

fand. Nur empörte ſie ſich, da der Mond ſo herrlich herabſcheine, über das „ewige Lampenlicht“ (es waren übrigens Kerzen), und auf ihr Verlangen wurden die Windlichter ausgelöſcht. Es währte aber nicht lange, ſo fand ſie dieſes „Halbdunkel“ unleidlich, und die Herren zündeten die Windlichter wieder an. Die Geſellſchaft ſaß im Salettl, an zwei Tiſchen; der dritte war leer. Im Gärtchen hatten ſich allmählich allerlei Gäſte, bäuriſche und ſtädtiſche, eingefunden, und begnügten ſich faſt alle mit dem Mondlicht, das ihre Biergläſer und Weinfläſchchen verſilberte; einige ſaßen auch am Fels, im tiefen Schatten, man bemerkte ſie kaum, hörte nur ihr Plaudern und Lachen.

Es trat dann aber noch eine Geſellſchaft ins Salettl ein, grüßte zutraulich-linkiſch und pflanzte ſich breit um den dritten Tiſch. Ein graubärtiger Bauer war's mit ſeiner Bäuerin, die eine Brille auf der Naſe hatte, ein faſt ausgewachſener Bub und ein kleinerer, alle in der landesüblichen Tracht, die Buben mit Alpenſtöcken. Sie forderten zu trinken, unterhielten ſich laut in breitem Dialekt; wandten ſich dann auch ohne weiteres an den Nachbartiſch und ſprachen beſonders in Saltner hinein, der ihnen zunächſt ſaß. „Um Gottes willen! was iſt d a s?“ flüſterte die Baronin, der auf einmal das „Idyll“ hier oben shocking wurde. „Iſt das in der ‚Gemſe‘ Stil? Wir müſſen wohl gar noch aus e i n e m Seidel trinken?“ — Der Baron bewegte ſich auf ſeinem Stuhl, als werde es hohe Zeit, ſich zu entfernen. Indeſſen rückte der alte Bauer, in wachſender Zutraulichkeit, näher an Saltner heran; beklagte ſich über das teure Bier und die ſchlechten Zeiten, in einem dumpfen Baß, der ſonderbar gedrückt und heiſer klang, und ſchlug endlich dem alten Herrn mit ſchwerer Hand auf das Knie.

Dies war doch auch Saltnern überraſchend; er ſtand auf. „Wären wir doch in Berchtesgaden geblieben!“

ſeufzte die Baronin. Auf einmal ſchlug der Bauer eine helle, herzliche Lache auf, und drei andere helle Stimmen lachten mit. Der Bauer zog ſich den grauen Bart vom Kinn und nahm ſeinen Hut ab. Man erkannte Kathis braune Schelmenaugen und ihr roſiges, von kindlicher Heiterkeit ſtrahlendes Geſicht. „Schönen guten Abend all den verehrten Herrſchaften!“ ſagte ſie in ihrem beſten Hochdeutſch, aber mit ihrer natürlichen Stimme.

„Das iſt die K a t h i!“ rief Saltner aus, zog die Brauen auf und nieder und lachte. „Gut geſpielt, Teufelsmädel du! — Wer ſind denn die a n d e r n?“ — Er verſuchte der Bäuerin die Brille von der Naſe zu nehmen; ſie trat aber zurück und zog ſie ſich ſelber ab. „Mich kennen Sie wohl nicht mehr,“ ſagte ſie und knickſte; „bin die Wabi vom Mehlweg. Und der große dumme Bub' da, das iſt meine Schweſter. Und der andere Bub' iſt der Rieſenbauer-Franzi!“

„Ja freilich, ja freilich,“ ſagte Saltner, der ſich vor jedem dieſer vier Komödianten aufpflanzte und ihm in die lachenden Augen ſah. „Wie das ſpielen kann! Ich hör' euch alle reden und erkenn' eure Stimmen nicht! Ich ſchau' wohl ſechsmal hin und bleib' ſo blind wie 'ne Schnecke! — O ihr Poſſenſpieler! Wie kommt ihr dazu, im Juli Faſching zu machen?“

„Wie wir dazu kommen?“ fragte Kathi, die nun wieder ernſt und ſittig daſtand und in dem langen Bauernrock, den vertragenen Kniehoſen, der grauen Perücke umſo drolliger ausſah. „Haben Sie denn vergeſſen, Herr von Saltner, daß Ihr Namenstag iſt? Dasmal fiel uns halt nichts anderes ein, als das Bauernſpielen. Die Wabi und die andern haben mitgetan mir zulieb' — und weil hier alle Sie gernhaben. Die Wabi iſt in Sie verliebt,“ ſetzte die Schelmin hinzu. „Geben Sie nur nichts drauf,

wenn ſie's leugnen will. Schau'n Sie, wie ſie rot wird! Rot werden" — ſie ſprach jetzt in etwas gekünſteltem Hochdeutſch — „Rot werden iſt, wie der Herr Lehrer ſagt, das erſte Zeichen der Liebe. Er hat aber auch noch ein kleines Gedicht auf dieſen Tag gemacht; und das möcht' ich Ihnen aufſagen, lieber Herr von Saltner, wenn Sie nicht meinen, es ſchickt ſich nicht vor den hohen Herrſchaften!"

„Ei, es ſchickt ſich wohl," ſagte Saltner gerührt. „Die Herrſchaften werden dich und mich wohl nicht auslachen, Kathi; — na, und wenn ſie's täten, dann wären wir ſtolz und machten uns nichts draus. Willſt du mir durchaus noch ſo was Zuſammengedichtetes vorzwitſchern, dann tu's. Ich halte ſtill!"

Die Baronin klatſchte gnädig ermunternd in die Hände: „Das iſt ja ein allerliebſtes Idyll! Nur zu, Kleine, nur zu!" — Kathi nahm ſich zuſammen, wollte ihre Schürze glattſtreichen, merkte nun, daß ſie über einen alten Bauernrock fuhr, lächelte und fing an. Es war ein Gedicht „zur Feier des hohen Namensfeſtes", offenbar aus einem Buch für ſolche und ähnliche Feſte entlehnt, aber für den beſonderen Fall ein wenig umgedichtet. Kathi ſprach es fließend, ſie hatte es gewiß fleißig eingelernt; die natürliche Anmut ihrer Rede aber war wie weggewiſcht, ſie trug die Verſe, die nichts als gereimte Redensarten waren, mit einem ſchwerfälligen Prunk vor, den ſie vermutlich herumziehenden ſchlechten Schauſpielern einmal abgelauſcht hatte. Als ſie zu Ende war, atmete ſie tief. Nun ſah ſie auch wieder den Alten mit ihrem treuherzigen, hold guten Blick an. „Kathi! Kind! Was haſt da alles zuſammengeredt!" rief Saltner aus, nahm ſie bei den Ohren und küßte ſie auf den Mund; ſie hielt lächelnd ſtill.

„Der Glückliche!" murmelte Waldenburg.

Digitized by Google

Kathi legte ihren Bart wieder an, und indem ſie zum närriſchſten aller Greiſe wurde, ward ſie zugleich blutrot wie ein Kind. Nach einem offenherzig befangenen Umherblicken fing ſie zaghaft an: „Wir hatten jetzt eigentlich noch — Aber es macht ſich halt nicht.“

„Was macht ſich nicht?“ fragte Saltner.

„Damals wollten Sie durchaus, daß wir Steiriſch tanzten; dumme Mädels haben Sie uns geheißen, weil wir keine Kuraſch hätten. Wir trauten's uns halt nicht! Aber jetzt haben wir's ordentlich gelernt. Und Sie ſind ſo gut. Darum dachten wir — — Aber es geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil hier im Salettl die hohen Herrſchaften ſitzen; und drin in der Wirtsſtuben, da iſt's natürlich zu heiß.“

Saltner blickte ſtumm auf die Baronin. Die war aber ſchon aufgeſtanden, ſie hatte offenbar ganz vergeſſen, daß ſie leidend war: „Soll hier im Salettl Steiriſch getanzt werden? Dann hinaus mit uns, das verſteht ſich! Dieſen himmliſchen alten Bauer muß ich tanzen ſehn. Meine Herren, machen Sie gefälligſt Platz!“

In wenigen Augenblicken waren die Tiſche und Stühle hinausgetragen und ſtanden auf dem Raſen im Mondſchein; dort ſetzten die Damen ſich wieder, einige der Herren blieben ſtehn. Der Wirt zündete an der Hecke bengaliſche Feuer an, die ihren roten und grünen Schein mit dem Mondlicht wunderbar vermiſchten und alle die neugierigen Geſichter der Gäſte, die ſich näher hinzudrängten, wie in farbige Flammen tauchten. Die „Bauernfamilie“ trat in das Salettl und der „Steiriſche“ begann; Kathi ganz in ihrer Rolle als bejahrter Bauer, zuerſt ein wenig unſicher und ſchüchtern, einem Kinde ähnlich, das etwas auswendig gelernt hat, allmählich freier und bald überraſchend naturwahr. Ebenſo drollig war Wabi als

Alte mit der Brille, die feierlich und ehrenfeſt mit ihrem Alten tanzte, während doch die jugendliche Luſt in allen Gliedern zuweilen durch die Maske hervorzuckte. Die beiden Buben tanzten weniger kunſtgerecht, aber auch im Gefühl ihrer Rollen, hinterdrein. Die Muſik zum Tanz machte ein unſichtbarer Bauernknecht vom Nachbarhaus, der ſich in einer holzbedeckten Laube des Gärtchens mit ſeiner Handharmonika verſteckt hatte.

Die Baronin klatſchte vor Vergnügen Beifall; die ganze Geſellſchaft folgte. Vielleicht dadurch befeuert ward Kathi luſtiger, toller; ſie hörte auf, die wechſelnden Tanzfiguren mit ſo ſauberer altväterlicher Geſchicklichkeit und Genauigkeit auszuführen, ſie ſpielte mehr und mehr den Bauern, in dem das Bier oder der Wein tanzt, ward in ihren Bewegungen kühner, unternehmender, die „Alte“ mit ſich fortreißend; endlich geriet ſie ganz in bacchantiſchen Übermut hinein, der durch den Gegenſatz zu ihrer Erſcheinung völlig phantaſtiſch wirkte und unbändiges Gelächter unter den Zuſchauern hervorrief. Dabei war die Anmut des Mädchens erſtaunlich; in ihren Armen, ihren Hüften war Rhythmus, Muſik, ſie ſchien für charaktervollen Tanz wie geboren zu ſein. Ihre Augen brannten vor Luſt, närriſch genug in dieſem grau eingerahmten Geſicht. Wenn ſie aufſtampfte, zitterten die Bretter, ihre Zähne blitzten, und ihre aufgeblühten Lippen ſchienen in der Luft irgend einen Wein- und Feuergeiſt zu trinken, der ſie ſelig berauſchte.

Sie hatte ſchon lange ſo getanzt, aber ſie ward nicht müde; daß noch ſonſt jemand da war als ſie und ihre Wabi, ſchien ſie ganz vergeſſen zu haben. „Eine richtige Alpenroſe!“ ſagte endlich hinter Wittekind eine kalt begeiſterte, gleichſam feinſchmeckende Stimme. Es war Waldenburg. „Bei alledem,“ fuhr dieſer fort, da Witte-

kind ihm zunickte, „— ſo ein Steiriſcher wiederholt ſich. Ja, wenn die Mädels noch in antiken Schleiergewändern tanzten... Wollen wir uns beiſeite ſtehlen und auf meinem Zimmer eine ſtille Zigarre rauchen? Wir haben uns ja ſeit dem unerwarteten Wiederſehen noch nicht ausgeſprochen."

„Ja, das ſollten wir tun," ſagte Wittekind zerſtreut. Er hatte grade die Augen auf Frau von Tarnow geheftet, die allen Figuren des Tanzes mit ſo verzehrender Aufmerkſamkeit folgte, als lerne ſie ſie auswendig; ihre großen Augenſterne leuchteten, aber ernſt, nicht luſtig. Sie ſaß neben der Baronin. Dieſe ſtand plötzlich auf und ging auf die Tänzerinnen zu. „Genug! genug!" rief ſie aus. Als die Mädchen faſt erſchrocken ſtehen blieben, ſetzte ſie ſanfter, aber doch mit nervös klagender Stimme hinzu: „Entzückend, ich danke euch; aber nun hört auf. Es war ein großer Genuß; aber ich werde krank! Mit mir dreht ſich alles. Woher nehmt ihr dieſe Ausdauer; das iſt übermenſchlich!"

Kathi lächelte; auf ihrer Stirn perlten große Tropfen, ſie ſchien's aber nicht zu ſpüren. Die Baronin klopfte ihr huldvoll auf die Schulter: „Machen Sie uns noch ein Vergnügen, mein Kind, ſingen Sie uns was! einen Jodler, ein Lied!"

„Singen kann ich nicht," antwortete das Mädchen, das ſeinen Bart langſam herunterzog.

„Dann ſpielen Sie die Zither; — die Harmonika bringt mich um. Sie haben doch eine Zither?"

„Wir haben eine im Haus, weil ich's lernen ſoll. Aber ich kann noch nichts; ſo zum Vorſpielen nicht."

„Nicht? Das tut mir leid. Dann bringen Sie uns die Zither; unſre liebe Marie wird ſingen!" fuhr die Baronin fort und wendete ſich ihrem „Leibarzt" zu; Kathi

war in demſelben Augenblick aus ihrem Gehirn gelöſcht. „Und ſetzen wir uns wieder ins Salettl; hier auf dem Raſen wird's kühl!“

Man trug die Tiſche und Stühle ins Salettl zurück. „Beſte Frau Baronin,“ ſagte Frau von Tarnow, ohne die philoſophiſche Ruhe zu verlieren, mit der ſie allen Launen ihrer Dame folgte: „ich tue ſo gern, was Sie nur wollen, aber diesmal, bitt' ich, dispenſieren Sie mich. Ich habe heute abend gar kein Herz zum Singen; — und wir ſind nicht allein,“ ſetzte ſie leiſer hinzu.

„Aber was tut das, Marie?“ ſagte die Baronin. „Wir ſind hier ja wie im Theater; alles produziert ſich. Und der romantiſche Mondſchein. ... Da iſt ſchon die Zither. Singen Sie uns dazu ein paar von Ihren amerikaniſchen Liedern!“

„Ich bitte Sie, das geht nicht. Dieſe Lieder werden zum Klavier geſungen oder zur Gitarre.“

„Ihre Gitarre,“ ſagte die Baronin achſelzuckend, „iſt mit unſern Koffern in Salzburg. Alſo Sie wollen nicht?“

Waldenburg war hinzugetreten, ſetzte ſich der Amerikanerin gegenüber und blickte ihr mit ſeinem ſchmeichelnd-majeſtätiſchen Lächeln in die Augen. „Wenn man Sie nun recht ſchön bittet?“ ſagte er nachdrücklich. „Damit Sie dieſem poetiſchen Abend ſeine Krone aufſetzen?“

Frau von Tarnow zögerte noch einen Augenblick; dann antwortete ſie aber mit einem ſo liebenswürdigen Lächeln, daß es Wittekind überraſchte und befremdete: „Ich möchte Ihnen nicht nein ſagen, Herr Geheimrat. Gut, ich werde ſingen. In Gottes Namen mit der Zither ſtatt mit der Gitarre; es paſſe nun, wie es will!“

Sie legte die Zither vor ſich hin, präludierte ein wenig — offenbar war ſie auch mit dieſem Inſtrument vertraut — und ſang ein Lied mit engliſchem Text. Es war eine

zarte, wiewohl nicht sonderlich originelle Melodie; die Worte waren von einem Mädchen oder einem Jüngling an den Vater gerichtet, der nicht hartherzig sein, nicht zu strenge richten, der liebend verzeihen soll. Frau von Tarnow sah zuerst vor sich hin, auf die zitternden Saiten; dann ruhte ihr Blick fast die ganze Zeit auf Waldenburg, und so warm und herzlich, daß dieser eine eigentümliche Erregung mit Anstrengung verbarg und Wittekind sich unruhig auf seinem Sessel bewegte. Er hatte sich nicht getäuscht, es war eine Altstimme; von edlem und reinem Wohllaut, und besser geschult, als man hätte erwarten dürfen. Er wäre entzückt, ja berauscht gewesen, wenn ihn nicht das Benehmen der Sängerin verstimmt und verwundet hätte. Wozu sagte sie ihm denn, daß Waldenburg kein gutes Herz habe, wozu wußte sie's, wenn sie ihm so vertrauensvoll warme Blicke schenken konnte?

Er dachte schon daran, sich in seinem Winkel leise zu erheben und hinwegzugehn, da sie ein zweites Lied zu singen bereit schien, als die Baronin Tilburg aufstand und erklärte: draußen warte der Wagen, es sei spät geworden, und sie müsse zu Bett. Es mochte sie verdrossen haben, daß Waldenburgs Bitten mehr vermocht hatten, als die ihrigen. Frau von Tarnow erhob sich stumm, mit ihrem versiegelten, marmorblassen Gesicht; auch die andern fügten sich, ohne etwas zu entgegnen. Die Baronin hatte aus der Stadt einen leichten Wagen kommen lassen, um hinunterzufahren; der Kutscher knallte mit der Peitsche, die beiden Pferde schnoberten munter in die mondhelle Luft. Als jedoch die Damen mit Tilburg auf die Straße traten, warf die Baronin einen sorgenvollen Blick auf das Gefährt; sie sah den absinkenden Weg hinunter und schüttelte den Kopf. „Das ist Gift für die Nerven," sagte sie, „so einen Berg in so einer Nußschale hinabzurollen. Wir

gehn, liebe Marie, wenn es Ihnen recht iſt. Fahren Sie voran, Kutſcher!“

Der Wagen fuhr im Schritt hinunter, und die andern folgten. Die Männer gaben ihnen noch eine Weile Geleit; die Baronin, durch die milde, verklärte Nacht romantiſch geſtimmt, ſchwankte edel und ohne Klage dahin, und begann ſogar leiſe zu ſingen. Nach einer Weile kehrten die Herren, die oben übernachteten, um; Wittekind aber blieb bald wieder ſtehn, auf die Schulter ſeines Bertold gelehnt, und ſchaute ſtill in das Tal, das ſo im Halbtag träumte. Seine Verſtimmung ſchwand, er dachte an Mariens Worte von den Mondlichttagen und dem Dämmerungsfrieden; etwas von dieſem Frieden kam über ihn. Er ſah mit ſtiller Luſt in das edle Angeſicht ſeines teuren Jungen, und drückte ihn ſtumm an die Bruſt.

„Gehn wir hinauf,“ ſagte er, nachdem ſie beide lange geſchwiegen hatten. „Du biſt ja wohl ganz verzückt ... Wer hat dir's angetan: der Mond, der Tanz, oder der Geſang?“

Bertold lächelte träumeriſch, ohne Antwort zu geben. Sie gingen zur „Gemſe“ zurück. Die Gäſte im Garten waren großenteils verſchwunden; Saltner und Waldenburg auch. Von den „Bauernſpielern“ war nichts mehr zu ſehn. Der Wirt führte Vater und Sohn zu ihrem Zimmer hinauf; denn ſie wünſchten nun ſtill mit ſich allein zu ſein. „Geh,“ ſagte Wittekind, „ich komme dir nach. Wir haben noch viel zu reden und zu fragen! Ich verſprach aber dem andern, dem Waldenburg, eine Weile mit ihm zu plaudern. Morgen reiſt er ab. Wenn ich von ihm zurückkomme, ſind wir ganz für uns, Vater und Sohn!“

Bertold nickte zärtlich; die Augen fielen ihm aber zu, mit einem ſchlaftrunkenen Lächeln riß er ſie wieder auf. Wittekind ließ ihn allein, in ihrem mondhellen Zimmer,

und ging über den Vorplatz bis zu Waldenburgs Tür. Als er sich näherte, hörte er leises, danach lautes Sprechen; die laute war Kathis Stimme, sie klang wie abweisend, oder gar wie empört. „Ich muß hinunter!“ sagte sie zuletzt; „gute Nacht!“ — Von innen öffnete sich die Tür, Kathi trat hastig heraus; ohne Perücke und Bart, sonst noch im Kostüm. Sie erschrak einen Augenblick, als sie so unerwartet Wittekinds Gestalt vor sich stehen sah; rief dann auch ihm „Gute Nacht“ zu, und sprang die Treppe hinab.

Waldenburg stand mitten im Zimmer, dem Mädchen nachblickend. Da er Wittekind eintreten sah, richtete er seine etwas zusammengesunkene Gestalt sofort majestätisch auf, zu ihrer ganzen Länge, und faßte sich in olympischer Heiterkeit. „Die Kleine ist sehr brav,“ sagte er mit einem ruhigen, kalten Lächeln, das etwas Satanisches hatte. „Setz dich, nimm eine Zigarre und rauch!“

Wittekind schwieg. Er glaubte zu erraten, weshalb Waldenburg sich in der „Gemse“ einquartiert hatte. Durch das kleine Zimmer ging er bis ans offene Fenster, das zu einem Kalkofen jenseits der Straße hinübersah, und horchte auf einen Jodler, den heimwandernde Burschе in die stille Nacht hinaufschickten.

„Dein Junge gefällt mir sehr,“ fing Waldenburg wieder an. „Nimm doch eine Zigarre.... Er gehört zu einer besonderen Gattung; nichts von der landläufigen Prosa, nichts von Trivialität. Sein Gesicht hat etwas Raffaelisches ... Hoffentlich ist er nicht bloß Engel, auch ein wenig Teufel!“

„Hoffentlich wird er ein ganzer Kerl,“ erwiderte Wittekind; „das meintest du ja wohl. Wo hast du denn d e i n e n Jungen? Der muß nun ja schon vierundzwanzig alt sein. Wie viele Jahre hab' ich nichts von dem gehört!“

Waldenburg warf ſich auf einen Stuhl neben ſeinem Bett. Er ſah ſeine ſpitzen Fingernägel an und ſagte gedehnt: „Von dem wirſt du wohl auch nicht viel mehr hören, denk' ich."

„Wieſo? Iſt er — —"

„Tot? Nein, das iſt er nicht. Aber fort iſt er. Fort aus meinem Leben. Von der Tafel gewiſcht. Kurz, du kennſt die Geſchichte vom ‚verlorenen Sohn'; das iſt unſre Geſchichte — und der wunde Punkt in meinem Leben!"

Er nahm ein gefülltes Glas, von dem roten Tiroler, den ihm Kathi vorhin gebracht hatte, und ſtürzte es hinunter.

„Vom ‚verlorenen Sohn'?" fragte Wittekind beſtürzt.

„Du hörſt. So iſt es!" — Waldenburg ſchenkte ein, in ein zweites Glas, und ſchob es dem andern hin. „Da; trink wenigſtens eins, wenn du nicht rauchen willſt. Er iſt ſauer, aber echt! — Mein Sohn Eugen — um alſo von ihm zu reden — iſt ein ſchmucker Menſch; er hat allerlei gute Gaben — nur nicht das goldene Band, das ſie zuſammenhält. Vielleicht war ich auch im Anfang nicht der richtige Lehrmeiſter: du weißt, ich hab' lächerlich früh geheiratet; es kam mir ſo über den Hals ... Kurz, er hat mein Talent, das Leben zu genießen, geerbt, aber leider nicht auch meinen Verſtand. Ich liebe die Himbeeren ſehr; aber die Würmer, die ſich darin niederlaſſen, liebe ich nicht und ſchaffe ſie beiſeite. Mein Sohn gab nicht genug auf die Würmer in den Himbeeren acht; — das iſt ſeine Geſchichte. Er wurde unreputierlich; ich mußte mich ſeiner ſchämen, ſtatt auf ihn ſtolz zu ſein, wie ich mir's gehofft hatte. Da ſchrieb ich ihm endlich: du haſt genug auf meinen Namen geſündigt, ſündige fortan lieber auf einen andern Namen; ſtöre meine Kreiſe nicht mehr, geh, wohin du willſt!"

Waldenburg ſtand auf, und bewegte ſich mit ſeinen langſamen Schritten durch das Zimmer hin. Im Gehn, die Hände auf dem Rücken, ſprach er weiter: „Eugen nahm es wörtlich. Er legte meinen Namen ab, wie ich hörte, und ging nach Amerika. Na, er wird wiederkommen, dachte ich, und wir werden dann auch die zweite Hälfte der Geſchichte vom ‚verlorenen Sohn‘ ſpielen; — aber er kam nicht wieder. Er iſt mir verſchollen. Lebt er noch? Ich weiß es nicht. Laſſen wir dieſes Thema; es greift mich an; — ich hab' einmal viele ehrgeizige Hoffnungen auf dieſen Jungen geſetzt ... Ich hatte viel Glück im Leben; D a s ſchlug mir fehl. Was iſt da zu machen? So gut, wie ich weiß: ſeine Mutter iſt tot, ſo denk' ich und ſag' ich mir: auch ihr Sohn iſt tot....“ Er kam an den Tiſch zurück und ſchenkte ſich wieder ein. „Laſſen wir's! Man lebt nur einmal; alſo weiterleben!“ — Er ſah in das Glas, ſetzte es an und trank.

Wittekind zögerte eine Weile; endlich ſagte er bedächtig: „Freilich, wenn du zu ſeinem Namen einfach ein ſchwarzes Kreuz machſt —“

Waldenburg unterbrach ihn: „Du meinſt, ich w ü n ſ ch e ihn tot? O nein, ſo ſteht's nicht. Wenn er wiederkäme, in leidlicher Verfaſſung — — Er iſt ja doch mein Fleiſch und Blut. Ich habe ein Vaterherz. Aber er kommt ja nicht wieder. Du kennſt ihn nicht; der Junge iſt ſtolz! Seit ich ihn verleugnet habe, verleugnet er mich!“

„Hm!“ murmelte Wittekind. „Das gefällt mir an ihm.“

„Danke dir ergebenſt! Du nimmſt wohl gar Partei für den Sohn gegen den Vater ... Aber laſſen wir's. Sprechen wir nun endlich von dir. Ich bekenne dir, ich hatte dich ganz aus dem Geſicht verloren; der Teufel ſoll mich holen, wenn ich weiß, was du geworden biſt.“

„Geworden?“ entgegnete Wittekind, der noch immer

am Fenſterbrett lehnte. „Ich wollte nie ‚etwas werden‘; nur womöglich etwas ſein.“ — Waldenburg wandte den Kopf und ſah ihn durch die halbgeſchloſſenen Augen ironiſch bewundernd an. — „Ich meine, etwas Nützliches,“ ſprach Wittekind weiter; „nicht ganz überflüſſig. So ein Stück vom Ganzen. — Worüber lächelſt du?“

„Nur ſo für mich. — Und was biſt du denn?“

„Bauer,“ erwiderte Wittekind ruhig. „Ich hab’ mein Gut, am Waſſer, nicht weit von der See; es iſt gut im Stand, es ernährt mich, trotz der ſchlechten Zeiten für die Landwirtſchaft. Ich baue auch für die Rübenzuckerfabrik, die wir uns angelegt haben; die ganze Wirtſchaft gewinnt dabei. Unter unſern Landwirten gelte ich für einen weiſen Mann, weil ich etwas mehr gelernt habe als ſie, mich mit dem Weltverkehr beſchäftige, und ſie durch Vorträge, durch Flugſchriften zu allerlei Nützlichem angefeuert habe, von dem ſie nun Segen ſpüren. Sie wollen mich auch zum Abgeordneten für den Reichstag machen; kommt es einmal dazu, dann wär’ es freilich aus mit dem ſchönen Landfrieden, mit der Seelenruhe, meinen Büchern, meiner Muſik. Aber was man für den allgemeinen Nutzen tun kann, nun, das muß man tun ... Worüber lächelſt du wieder?“

Waldenburg warf ſeine halbverrauchte Zigarre fort und nahm eine andere vom Tiſch. „Du biſt alſo noch immer der alte ‚Idealiſt‘!“ ſagte er mit gemütlichem Spott, in behaglicher Heiterkeit. „Es macht dir noch immer Spaß, für die andern zu leben —“

„Wenigſtens für irgend eine Sache, die der Mühe wert iſt. Die Katze und der Pfau ſind ſich ſelbſt genug; das kann ich von mir nicht ſagen.“

Waldenburg ſtreckte ſich wieder auf ſeinem Seſſel aus und begann die neue Zigarre zu rauchen. „Lieber Freund,“

ſagte er in ſeinem ſchönen, reinen, etwas theatraliſch ausgefeilten Hochdeutſch, „— du kommſt mir vor wie einer von dieſen freiwilligen Nordpolfahrern, der etwa zu einem Neapolitaner ſagte: auch wir leben da auf Jan Mayen oder Spitzbergen ganz behaglich! Erſt im März vereiſen wir ganz; im Juni wird's ſchon wieder eisfrei um uns her; im Juli haben wir ganz nette Tage, beinahe wie Sommer, und ſelbſt im Winter kommen wir manchmal über Null! — Der Neapolitaner würde darauf antworten: Aber zum Teufel, ich will das ganze Jahr ſchöne Jahreszeit haben, und ich will über die Schönheit dieſer ſchönen Welt außer mir geraten, ſchwelgen, wie ein Gott genießen! — Was haſt du auf deinem Gut, am Waſſer, mit den Zuckerrüben? Was haſt du an deinen Vorträgen für dieſe bornierten Bauern, die ſich Pächter und Gutsbeſitzer nennen, und an deiner Hingebung für zehntauſend oder zwanzigtauſend Schafsköpfe, die dir achtungsvoll zublöken: du ſollſt unſer Hauptkopf ſein?“

„Nun ja, du biſt auch der alte,“ ſagte Wittekind lächelnd. „Wir reden wohl auch umſonſt ... Ich auf meinem Spitzbergen halte mich eben noch immer an meinen alten Spruch: Wer ſich für nichts begeiſtern kann, den ſoll man begraben!“

„Geh mir doch, alter Träumer,“ entgegnete Waldenburg mit ſeinem überlegenſten Lächeln. „Kinder ſpielen, Jünglinge begeiſtern ſich; Männer werden etwas. So hat die Natur es gewollt. Das, wofür die Jünglinge ſich begeiſtert haben, muß den Männern dienen und gehören: Frauenliebe, Ehre, Bacchus“ (er leerte ſein Glas, und ſchenkte wieder ein), „Kunſt, Wiſſenſchaft, der Staat — und ſo weiter. Was ich erreiche, das bin ich; und für den wahren Menſchen iſt nichts wahrhaft wirklich, als ſein geliebtes Ich!“

„Danach lebſt du alſo.“

„Gewiß!“

„Nun,“ ſagte Wittekind trocken, die Arme übereinander legend, „ſo ungefähr ſpricht man auch von dir. Du biſt ja ein ſogenannter berühmter Mann geworden, von dem man viel ſpricht; ein witziger Kopf, eine gute Feder, eine von den Säulen im Staat, vielleicht noch einmal Miniſter — und dann alſo auch Exzellenz. Außerdem ein Liebling der Frauen, gefeierter Don Juan; na, dieſem Beruf ergabſt du dich ja ſchon auf der hohen Schule, — oder vielmehr ſchon auf dem Gymnaſium. Du biſt alſo der ‚wahre Menſch‘ und lebſt für dein Ich!“

„Ja, mein Herr Idealiſt. Ich tue, was alle tun, nur mit mehr Geiſt, als die meiſten; ohne all den buntſcheckigen Aberglauben, der dieſe Narren aufhält: darum bleiben ſie eben hinter uns Klügeren zurück! — Laßt euch doch nicht auslachen, ihr mit euren ‚Idealen‘, die euch zum Narren halten. Die guten Köpfe haben ſo nach und nach alle die alten Aberglauben abgeſchüttelt: Fetiſche, Geſtirne, Feuer, gute und böſe Geiſter, Nemeſis und Vorſehung; nur der bleichſüchtige Philiſteraberglaube an das ſogenannte ‚Wahre, Gute, Ideale‘, der iſt noch immer im Schwung. Mich narrt er nicht mehr; er liegt hinter mir. Ich bin auf der Welt, um ſie zu genießen —“

„Wohl bekomm's!“

„Das tut's auch! — Es gibt Genüſſe genug, wenn man nur Geiſt genug hat, um ſie ſich zu verſchaffen: ſo eine gute Zigarre, Diners, gute Bücher, Theater, alle ſchönen Künſte, Seebäder, Natur, Stellung und Macht, Orden und Titel; eine ſchöne Frau erobern, eine ſchöne Frau verlaſſen; hübſche Verſe machen, angebetet werden, Befriedigung der Rache, Schadenfreude, Protegieren, den Herrgott ſpielen ... Alles, alles iſt da! Vogue la galère!“

Wittekind betrachtete Waldenburg, er konnte nicht hinwegsehen; auf diesem geistreichen, beinahe schönen Gesicht schwebte ein eigentümlich teuflisches Lächeln, in das er sich mit stillem Grauen vertiefte. Lebten wir noch im Mittelalter, dachte er, so würd' ich vielleicht ernstlich glauben, daß da der Teufel sitzt ... Ein Teufel, der alle Formen der feinen Welt angenommen hat, der sehr einnehmende Manieren hat und Geist und Witz und sogar Poesie; aber alles, was er sagt, ist im Grunde teuflisch ...

Mit äußerer Ruhe fragte er nach einer Weile: „Bist du gegen jedermann so aufrichtig?"

„O nein," sagte Waldenburg, seinen Rauch majestätisch in die Luft blasend. „Im Gegenteil. Es ist mir zuweilen ein angenehmes Bedürfnis, ganz unverschämt offenherzig zu sein, — und dein bürgerlich kritisches Gesicht reizt mich eben dazu; aber noch öfter ist es mir Bedürfnis, mit den lieben Mitmenschen Komödie zu spielen. Jeder tut eben, was er kann! Ich habe mehr Talent zum Schauspieler als die meisten, die sich da auf der Bühne vor die Lampen stellen; und wer sein Pfund vergräbt, der ist ein fauler Knecht. Darum spiele ich Komödie, mein Herr Sittenrichter, und mit Urbehagen; aber nur auf der großen Weltbühne, zu meinem Benefiz. Da zeigt sich erst das Genie; und was ist all das Agieren auf den hohlen Brettern gegen meines! Der Komödiant muß die Rollen spielen, die man ihm geschrieben hat; ich spiele nur Rollen, die ich mir selber erfinde, die ich selber dichte, die immer wechseln und neu sind, — mit kleinen, interessanten Gefahren ausgestattet, mit kleinen verfluchten Aufregungen gewürzt. Dazu gehört Talent! Und das ist Lebensgenuß!"

„Und was man so Wahrheit nennt?" fragte Wittekind.

„Kommt man mit Wahrheit durchs Leben? Laß mich

doch mit dieſem alten Aushängeſchild in Ruh. Wenn ich, Friedrich Waldenburg, das erreichen will, was die Dummköpfe oder Strohwiſche zu beſitzen pflegen: Rang, Anſehn, Reichtum — kann ich das durch Wahrheit erreichen? Alle Wetter auch! Ich, der ich zum Genuß geſchaffen, ich, der ich als ein echter Ariſtokrat auf die Welt gekommen bin — wenn auch mein Vater das bürgerliche Wappen der Ladenelle führte — ich, der ich mich in jeder Fingerſpitze, in jeder Gewohnheit des Lebens, in jedem Inſtinkt wie einen Freiherrn fühle, ich ſoll im Parterre ſtehen bleiben, wo die Schneider und Schuſter ſtehn? Nein, mein Lieber, mein Platz iſt in der Loge, bei den hohen Herrſchaften. Aber um da hinzukommen, um mich da einzuwohnen, muß ich hübſch mit Talent meine Rollen ſpielen, — zuweilen den Bedienten, zuweilen den verruchten Kerl; — nun Gott ſei Dank, ich habe das Talent!"

Wittekind richtete ſich auf und ging langſam vom Fenſter weg, gegen die Tür. Mitten im Zimmer jedoch blieb er wieder ſtehn. Er ſagte dann mit etwas bewegter Stimme, doch bedächtig: „Aber du verlangſt wohl nicht, daß ich dich beneide. Was mich betrifft, ſo würd' ich lieber in dem Hundeſtall vor meiner Haustür verfaulen, als für ſo eine ‚Loge' mein bißchen Selbſtgefühl, meinen alten Aberglauben an Freiheit, Wahrheit, Menſchenwürde opfern. . . . Aber das führt zu weit. Und über den breiten Fluß hinüber, bei ſo ungünſtigem Wind, verſtünden wir uns doch nicht. Alſo nehmen wir einander lieber wie wir ſind, und damit holla. — Nur noch eine Frage!"

„Bitte!" erwiderte Waldenburg mit vollendeter Artigkeit, und mit jenem diaboliſchen, behaglichen Schmunzeln, als wären ſie im ſchönſten Einverſtändnis, als ſagten ſie ſich lauter gute Dinge.

„Wenn ich nun deine Aufrichtigkeit mißbrauchte?"

„Bei wem?“ fragte Waldenburg zurück. „Da, wo es mir ſchaden könnte, da verkehrſt du nicht; die andern amüſiert oder ärgert es, ohne mir zu ſchaden.“

Nach kurzem Schweigen erwiderte Wittekind: „Nun, eine gewiſſe Größe iſt in deinem Zynismus; das muß man dir laſſen. — Ich fragte ſelbſtverſtändlich nur ſo beiſpielsweiſe; denn ich mißbrauche keines Menſchen Aufrichtigkeit. — — Alſo gute Nacht. Morgen willſt du fort. Wir ſind dann wieder weit auseinander, wie bisher; und ſehr oft werden wir uns wohl nicht ſehn!“

Waldenburg lächelte: „Warum nicht? Als Männer von Geiſt können wir uns ja über hundert Dinge vortrefflich unterhalten, wenn wir auch über das hundertunderſte verſchiedener Meinung ſind —“

„Über das erſte, Waldenburg.“

„Nun gut, über das erſte. Dann fangen wir morgen bei dem zweiten an, wo wir uns verſtehn. Willſt du morgen in Salzburg mein Gaſt ſein? Ich gehe ins Hotel N.... Ein ſehr angenehmes Haus. Du würdeſt vermutlich die Gräfin Lana bei mir ſehn —“

„Die Frau des früheren Miniſters?“

„Ja. Eine ausgezeichnete Frau; — ſie kann dir vielleicht einmal nützlich ſein —“

Wittekind mußte lächeln. „Ich danke,“ ſagte er. „Ich brauche ſie nicht.“

„Auch fändeſt du mit ihren Tilburgs die Blaſſe, die Amerikanerin, die dir gar nicht ſo übel zu gefallen ſcheint, du tugendhafter Menſch.“

„Warum dürfte ſie einem tugendhaften Menſchen nicht gefallen?“ fragte Wittekind. Er kam übrigens einen Schritt zurück, da er ſich der Tür ſchon wieder genähert hatte. Auf ſeinen Hut blickend ſetzte er hinzu: „Was iſt ſie eigentlich? Witwe oder verheiratet?“

„Baronin Tilburg versichert, daß sie Witwe ist," antwortete Waldenburg, ohne eine Miene zu verziehen. „Infolgedessen kommst du?"

„Ich danke," sagte Wittekind. Ein Mißgefühl schüttelte ihn plötzlich. Sie bei i h m zu sehn ... Nein! — — Er ging wieder zur Tür. „Ich möchte jetzt mit meinem Sohn einige Tage allein sein," setzte er darauf hinzu.

„Nun, wie du willst! — Von Salzburg ziehn wir dann an die Ostsee, ins Bad; ganz in deine Nähe. Bist immer willkommen, alter Freund; — ich sage das nur als avis au lecteur. Denn du wirst wohl nicht kommen. Du bleibst nun also bis ans Lebensende auf dem schmalen Pfade der Tugend; und auf dem festen Land. Ich brauche mehr Platz — und ein weniger solides, ein etwas lockeres Element. Mein alter guter Wahlspruch ist halt: Vogue la galère!"

„Also noch einmal: wohl bekomm's!" sagte Wittekind mit ernstem Lächeln, und bot ihm zum Abschied die Hand.

Waldenburg schlug ein. „Leb wohl, Idealist!"

„Leb wohl, ‚wahrer Mensch'!" — —

Wittekind verließ das Zimmer. Er sehnte und freute sich, in das seine zu kommen, und zu seinem Jungen. Leise ging er über den halbdunklen Vorplatz; nur ein Lämpchen brannte an der Wand. Im Hause war es still.

Als er aber in sein Zimmer trat, in dem der unsichtbar gewordene Mond noch durch die erhellte Luft wirkte, sah er, daß er zu spät kam. Bertold lag schon im Bett, und in tiefem Schlaf; durch die Stille horchend konnte Wittekind seine ruhigen, gleichen Atemzüge hören.

VI

Die Sonne schien früh in die Zimmer der „Gemse", so viele ihrer nach Osten lagen; sie schien auch auf die Betten von Vater und Sohn, doch ohne sie zu wecken.

Als Wittekind, ſpät eingeſchlafen, nach einer traumreichen Nacht ſpät genug erwachte, ſchlief Bertold noch immer fort. Der Vater ſtaunte, lag noch eine Weile, wartete und träumte; endlich ſtand er auf. Er kam in den Garten hinunter, um dort am Felſen zu frühſtücken; Kathi trat ihm morgenfriſch entgegen und überreichte ihm einen Brief.

„Den hat der lange Herr mit den halbeten Augen für Sie dagelaſſen," ſagte die Schelmin; „denn er iſt ſchon fort. Und der Herr von Saltner iſt auch ſchon in die Stadt hinunter."

Wittekind öffnete das Billett; es war von Waldenburgs Hand, gleichmäßig und ſauber geſchrieben. „Lieber Freund, das Schickſal hat geſprochen, wie gewöhnlich in Geſtalt einer Frau! Unſere ſehr verehrte Malade imaginaire, die Baronin Tilburg, hat in aller Frühe Botſchaft heraufgeſchickt: ihre Nerven verlangen ungeſtüm nach Salzburg. Ich gehorche. Wir brechen auf. Adieu! An deiner Oſtſee, hoff' ich, ſehen wir uns wieder!"

Wittekind lächelte über die ruheloſen Nerven der Baronin; dann gab es ihm auf einmal einen ſtarken, ſchmerzhaften Ruck. Frau von Tarnow war alſo fort; die weiße Sklavin dieſer Baronin, mit der philoſophiſchen Geduld und den unergründlichen Augen. Wozu ſollte er ſich verhehlen, daß ſie ihm einen Eindruck gemacht hatte, wie ſeit langen Jahren keine Frau. Ein paar Stunden lang; wie ein Frühlingstag im Winter war ſie vorübergezogen; nun beginnt wieder die öde Zeit, wo der eintönige, kalte Schnee Vergangenheit und Gegenwart bedeckt. Er wird ſie vergeſſen, wie ſo manches andere; — aber was heißt das: vergeſſen? Nur umſo leerer wird ſein Leben ſein ...

Aus ſo trüben Gedanken, einer ungewohnten Laſt auf ſeinem geſunden Herzen, weckte ihn der Morgengruß

ſeines lieben Jungen, der nun endlich erſchien. Bertold hatte blühende Wangen, faſt wie ein ſo recht ausgeſchlafenes Kind; ein tröſtlicher Anblick für das Vaterauge. Auch der luſtigen Kathi, die ihnen das Frühſtück brachte, ſchien dieſe Roſenblüte ſeiner verjüngten Schönheit aufzufallen; ſie ſah ihn wieder mit offenherziger Bewunderung an. Aber ſie hätte auch eine ſchöne Wachsfigur oder ein edles Pferd nicht harmloſer angeſehn; dieſer zarte Jüngling war für ſie aus einer andern Welt. Leiſe ſummend ging ſie ins Haus zurück; Bertolds Augen folgten ihr mit nicht ſo ganz unbefangener Freude.

„Du biſt mir noch eine Erklärung ſchuldig," ſagte Wittekind, als ſie nun in dem kühlen Felſenſchatten allein ſaßen; das ganze Gärtchen war um dieſe Stunde leer. „Warum du geſtern dieſen gewaltigen Hunger hatteſt; — und in Grödig, beim Wiederſehn, ſagteſt du davon kein Wort!"

„Vater, ich konnte nicht," erwiderte Bertold mit ſeinem treuherzigen Lächeln. Er erzählte dann ſtockend, aber peinlich wahrhaft, wie lange er gefaſtet hatte, und wie das gekommen ſei. Er verſchwieg auch nicht die Begegnung mit Aſinger, und daß er dieſem „Weltverbeſſerer" verſprochen hatte, ihn an einem der nächſten Abende zu beſuchen. Wittekind hörte mit äußerer Faſſung zu, ohne ein einziges Mal zu unterbrechen. Seine Augen waren aber beſtändig auf dieſes ſchwärmeriſche Antlitz gerichtet, in Freude, Sorge und Nachdenken.

„Ich mache dir keine Vorwürfe," ſagte er, als Bertold geendet hatte; „wozu! Du ſagſt dir, wie ich merke, ſchon ſelbſt, daß es eine unendlich jugendliche Unvernunft war, ſo eine Hungerprobe auf dieſer Erholungsreiſe anzuſtellen, die dein Arzt dir verordnet hatte. Ich verwehre oder widerrate dir auch nicht, dieſen jungen Sozialiſten auf-

zuſuchen — denn dafür halte ich ihn — und ihn und ſeine Geſinnungsgenoſſen näher kennen zu lernen. Die Welt erkennt man nur in der Welt. Auch wenn du vorläufig eine Weile mit den Irrenden irren ſollteſt, das fürchte ich nicht. Dein Herz wird deinem Kopf ſchon die Wege finden. Aber eins muß ich dir ſagen, Kind. Ob die Welt nun aus Plan oder aus Notwendigkeit ſo ‚unvollkommen‘ iſt, wie ſie uns erſcheint, — alle Bertolds der Welt können das nicht ändern. Und wie heilig ernſt wir's auch nehmen ſollen, zu ihrer Verbeſſerung mit allen Kräften zu helfen, mit der einen großen Reſignation müſſen wir beginnen!“

„Ich weiß, Vater, ich war dumm,“ entgegnete der Jüngling; „mit dem Hungern, mein' ich. Ich weiß auch, daß nur ein Narr die Welt n e u machen will. Aber ſo ruhig und geduldig zuſehn wie du — Vater, das kann ich nicht! So wie es iſt, frißt es mir am Herzen ... Geſtern ſagt' ich dir, als ich gegeſſen und getrunken hatte: ‚ich bin wieder ein Menſch!‘ Wie falſch und wie dummſtolz war das. Eine B e ſt i e war ich wieder, die ſatt und zufrieden verdaut, nur um ſich bekümmert. Und wenn ich dieſe ſogenannten Menſchen ſehe, die vielleicht ihr ganzes Leben lang nichts anderes tun, als mit oder ohne Grazie verdauen — dieſe Tilburgs von geſtern — oder dieſen geiſtreichen Waldenburg mit den kalten Schlangenaugen, die ihrer Beute nachgehn, ihrer ſchnöden Luſt, denen das Leid der andern wohl gar noch eine grauſame Freude, eine Erhöhung ihres Weltgenuſſes, ihres Selbſtgefühls, ihres Vorzugs iſt — ſo wird mir hart, furchtbar hart zu Mut, während ihr mich weich nennt; ſo wäre es mir eine Wonne, Vater, dieſe hochmütigen Schmarotzer, dieſes blutſaugende Ungeziefer vom Erdboden zu vertilgen, damit für die Beſſeren Platz wird, damit die Unglücklichen Luft, Licht und Leben haben!“

Wittekind lächelte. Indem er seinem Jungen in die leuchtenden, fast brennenden Augen sah und heimlich erstaunte, sagte er: „Es scheint, dein Sozialist hat schon abgefärbt! — Nun, was tut das. Deine neunzehn Jahre ... Ich gebe dir auch gern diese Tilburgs preis; und auch den Waldenburg mit den Schlangenaugen; mir scheint, du hast ein ahnungsvolles Gemüt. Aber, guter Junge! Wenn wir anfangen wollten, auszurotten, was uns nicht gefällt, wo hörten wir dann auf? Und was würde dann aus dieser leidlich zivilisierten Welt, als ein einziger Urwald, in dem lauter wilde Tiere sich gegenseitig zerfleischen? Welcher Engel vom Himmel hat dir denn auch gesagt, daß die andern, die du bedauerst, wirklich die ‚Besseren' sind? daß sie nicht auch gebrechliche, selbstische Menschen sind, die dich treten würden, wenn sie über dich kämen, die zu Tilburgs würden oder zu Waldenburgs, daß du dann auch wieder ergrimmen und dir sagen müßtest: vertilgen wir sie vom Erdboden, damit für die Besseren Platz wird!?"

Der Jüngling rückte unruhig auf seiner Bank; er möchte sie leicht umgeworfen haben, wäre sie nicht bodenfest gewesen. Mit der Hand über den Tisch fahrend erwiderte er dann: „So soll man also alles gehn lassen, wie es eben geht? Die einen sollen es gut haben, und die andern nicht?"

„Kind, wer hat es gut? — — Doch das führte zu weit. Wir wollen jeder tun, was wir können, daß möglichst viele es gut haben; aber mit dem Ausrotten, denk' ich, fangen wir lieber nicht an. Besser noch die Welt, wie sie ist, als das große Chaos, aus dem mit vielem andern Guten und Schönen auch das Beste verschwinden würde: die edlen Schwärmer, wie du!"

Bertold lächelte jetzt; aber nur obenhin, einen Augen-

blick. Er antwortete nicht. Es trat eine Stille ein, wie ſo oft zwiſchen zwei Menſchen, deren Gedanken nicht zuſammenkommen. Der Jüngling fühlte ſich auf einmal weit vom Vater weg, den er doch ſo liebte. Seine neunzehn Jahre konnten die fünfundvierzig diesmal nicht verſtehn; er ſah das Geſicht des Afinger vor ſich, den er beſſer begriff, und drückte die Augen zu. Der Vater betrachtete ihn, ſeine Taſſe leiſe von ſich ſchiebend. Noch ſo überſchwenglich! dachte Wittekind. Schon ſo beruhigt! dachte Bertold.

Die Stimme des alten Saltner fuhr in ihre Gedanken hinein und weckte ſie beide auf. Saltner kam aus dem Städtchen zurück; vom Heraufſteigen glühten ſeine braunen Wangen, ſeine mächtige Bruſt hob ſich gewaltig bei dem beſchleunigten Atmen. Er ſtieß aber doch einen kräftigen Jodler aus. Nachdem er dann Vater und Sohn begrüßt hatte, fragte er: „Wie ſteht's? Wollen die Herren hier ganz ſelbander bleiben — brauchen's nur zu ſagen — oder ſoll ich ſie ein wenig in die Berge führen und ihnen von da oben die Welt zeigen, wie der Teufel dem Herrn?“

Wittekind blickte fragend auf ſeinen Sohn. „Ich ginge ſehr gerne mit Ihnen, wenn Sie ſo gütig ſein wollen,“ ſagte Bertold, der bei Saltners Begrüßung aufgeſtanden war. „Auch ſoll ich tüchtig wandern, meint der Doktor. Übrigens — ich bin ja eigentlich ſchon geſund!“

Der Alte lächelte wohlgefällig und nickte ihm zu. Sein faltiges Geſicht ſchien zu ſagen: In dieſer hübſchen Schale ſteckt doch wohl auch ein harter Kern! — Sie brachen bald auf, in den ſonnigen, faſt ſchon heißen Morgen hinein. Der Weg, den Saltner ſie führte, ging die nächſte, ſchmale, felſige Schlucht hinauf, dann bald in Waldesſchatten, bald zwiſchen reifendem Roggen und Hafer, immer langſam ſteigend. Einzelne hohe Gipfel erſchienen über den wal-

digen Abhängen zur Linken oder vor ihnen; endlich ward auch erkennbar, daß eines dieſer Steingebirge der Untersberg war, dem ſie näher kamen. Wittekind freute ſich, ihn wiederzuſehn, in veränderter, bedeutender Geſtalt. Mehr noch freute ihn, mit den unerſättlichen Augen ſeinem Bertold zu folgen, deſſen feine Geſtalt ſo elaſtiſch und unternehmend voraufſtieg. Der Jüngling ſchien beweiſen zu wollen, daß ihm das törichte Hungern nicht geſchadet habe; er bewies aber gewiß, daß nicht irgend ein ernſtes Leiden an ihm zehrte, daß in dem jungen Baum die Säfte der Jugend lebten. Raſcher, als der Alte gedacht hatte, kamen ſie, an ſonderbaren, wie von Menſchenhand zugehauenen, ſteilen Felſen vorbei, auf dem Erdbuckel an, den Saltner die „ſchöne Ausſicht“ nannte. Dieſer Ehrenname gebührte ihm: nach allen Seiten — nur einen abſperrenden Waldhügel ausgenommen — entwickelte ſich ein herrlich aufgebautes Alpengebiet, von den emporſteigenden Dachſteingletſchern an über die formenſchöne Berchtesgadener Gebirgswelt hin bis zum Untersberg, der mit ſeiner Rieſenmauer den ganzen Norden verdeckte.

Der Alte zeigte ihnen Berg für Berg, wie man jemandem die Zimmer ſeiner Wohnung zeigt; dann aber führte er ſie noch eine Strecke weiter, mit ſtummem Winken, als ginge es ins Allerheiligſte. Durch das hügelige Wäldchen hinter ihnen kamen ſie bald wieder ins Freie und zu einigen Ausſichtsbänken, auf denen ſie raſten konnten, um in die reichbelebte Ebene zu ſehen. Die ſilberne Schlange der Salzach wand ſich am Grunde hin, bis ſie hinter der Salzburger Zitadelle für eine Weile verſchwand. Saltner zeigte lächelnd auf die weite graſige Fläche zwiſchen Untersberg und Salzach: „Da ſehen Sie meinen See! Er liegt noch unter der Decke. Und dort am Kapuzinerberg ſehen Sie mein Haus!“

Wittekind erwiderte nichts. Wie ſie hier ſaßen, mußte er der „Hedwigsruhe“ gedenken — und der blaſſen Frau. Es gab ihm wieder einen herzhaften Stich in die Bruſt. Seine Augen ruhten auf dem noch fernen Salzburg; ſie ſuchten aber nicht Saltners Haus, ſondern das, wohin man ihm dieſe Frau heute morgen entführt hatte. So ſaß er ohne Regung da; aber die andern auch. Alle waren ſtill.

Da iſt ſie nun! dachte er. Wie wenn ſein Gedanke Stimme bekommen hätte, hörte er im nächſten Augenblick den Alten vor ſich hin ſagen: „Da iſt ſie nun!“ — Bertold ſah auf und nickte. „Sie meinen Frau von Tarnow!“ ſagte der Jüngling mit gedämpfter Stimme.

Sie hatten alſo alle drei an Frau von Tarnow gedacht ...

Wittekind ſtand auf. Saltner folgte ihm. In den Augen des Alten bewegte ſich, da er mit den Wimpern zuckte, ein feuchter Schimmer. „Ja, ja, Frau von Tarnow!“ murmelte er dann, mit der blaugeaderten Hand durch ſeinen Moſesbart gleitend. „Glauben Sie mir, das iſt keine üble Frau. Ich — — ich kenn' ſie lange. So klein ...“ Er hielt die Hand bis zu ſeinen Knieen hinab. „Wenn's der ſo gut ginge, wie ſie es verdient, dann platzten wir alle vor Neid! — Das heißt, die von uns, die für ſie kein Herz haben. Ich wollt's ihr wohl gönnen, Herr!“

Er ſeufzte dann und ſchwieg. Wittekind wollte etwas erwidern; aus irgend einem unklaren Gefühl blieb er aber ſtill. Sie traten den Rückweg an, alle in ihren Gedanken. Raubvögel kreiſten über ihnen in der blauen Luft, oder zogen mit raſchem, rauſchendem Flügelſchlag vorüber, man hörte ihre hellen Rufe; ſonſt waren nur Axtſchläge aus den Waldbergen vernehmbar, die an den gegenüberliegenden Wänden mit ſonderbar verſtärkter

Stimme widerhallten. Die Sonne brannte jetzt in ihrer Mittagshöhe. Die ſcheinbar behauenen Felswände, an denen ſie wieder vorbeikamen, ſchienen zu glühen; auch der Wieſengrund, über den ſie ſchritten, hauchte warmen Dunſt aus. Der Alte führte ſie einen anderen Weg, in den dichten Wald hinein, der an niedrigeren Fortſetzungen jener Wände entlang lief; ſo im Schatten wollte er ſie über die „Hedwigsruhe" wieder zur „Gemſe" hinunterbringen. Es war hier menſchenſtille Einſamkeit. Auch alle Singvögel ſchwiegen. In zuweilen wieder verſtummendem Geſpräch gingen die Männer langſamer weiter; bis ſie in der Nähe ein helles Hundebellen hörten und Saltner ſtehen blieb.

„Warum bellt denn der?" ſagte er verwundert. „Das iſt dort bei den Felsbrocken; da geht's drüben ſteil in das Tal hinab. Da ſieht man doch ſonſt weder Menſch noch Hund! Und der kleine Kerl bellt ſo eigen, als hätte er was Abſonderliches zu melden; ſo polizeilich. Finden Sie nicht auch?"

„Man ſollte wohl hingehn," entgegnete Wittekind. Bertold nickte eifrig; ſeine jugendliche Phantaſie war ſogleich erregt. Der Hund bellte lauter, ſie folgten ſeiner Stimme und ſtanden bald neben dem zerriſſenen, zerbröckelten Geſtein, unter den Bäumen am Abhang. Ein wohlgekleideter Mann lag dort hart am Rand, offenbar in tiefem Schlaf; ſo unmittelbar über dem jähen Abſturz, daß kaum zu begreifen war, daß nicht irgend eine Bewegung im Schlaf ihn in die Tiefe geſtürzt hatte. Er lag auf dem Geſicht. Sein Hut war ihm von dem braunen, lockigen Haar herabgeglitten und hing an einer vorſpringenden Wurzel. Seine eleganten Schuhe glänzten; der eine war abgeſtreift, man ſah den kleinen, faſt zierlichen Fuß in ſeinem halbſeidenen Strumpf. Ein auffallender, üppig

ſchwüler Duft, wie Blumengeruch, ſtieg von dem Schläfer herauf. Der Hund, ein ſchmutziggrauer Rattler, hörte auf zu bellen und ſah die Männer erwartungsvoll, mit klug wichtiger Miene an.

Eh' Wittekind noch hinzutreten konnte, hatte der Alte ſich hinabgebeugt, den Schlafenden an beiden Armen gepackt, und hob ihn ſo in die Höhe, vom Abgrund hinweg. Er ſetzte ihn dann ſanft wieder nieder, mit dem Rücken gegen ein rundliches, bemooſtes Felsſtück. Man ſah nun das Geſicht; es war jung, von ungewöhnlich ſchöner Farbe, Naſe und Mund auch von edlem Schnitt; die Haare fielen in dichten Ringeln über die etwas niedrige Stirn. Die grünlich-grauen Augen hatten ſich geöffnet; ſie ſchienen ſich wieder ſchließen zu wollen, aber der Anblick dieſer über ihn gebeugten Männer weckte doch in dem jungen Mann das Bewußtſein, die Lebensgeiſter auf. Er blies die Luft verwundert durch die Lippen. Er hob eine Hand zum Ohr und bog es mehrmals zuſammen, immer um ſich ſtarrend. Endlich ſah er auch die Baumwipfel, die aus der Tiefe hier und da heraufragten, und ſchien zu begreifen, wo er lag, wo er gelegen hatte. Seine Stirn zog ſich, wie vor Schmerz, zuſammen. Er ſeufzte; dann aber ſuchte er leicht und herzlich zu lächeln und zeigte dabei ſeine kleinen, perlenhaft glänzenden Zähne.

„Aha! Lebensretter!“ ſagte er, mit wahrer oder erzwungener Heiterkeit. „Alſo eingeſchlafen; am Abgrund. Ich hätte mir's denken können — denn ich war ſo müde. Ergebenſten Dank, meine Herren; Sie retten ein junges, hoffnungsvolles Leben. Na, das ſehen Sie ja. Meinen ergebenſten Dank!“

„Gehört der Hund zu Ihnen?“ fragte Saltner trocken.

„Nein; ich weiß nichts von einem Hund. Der da?

Ich kenn' ihn nicht. Hat der mich etwa gerettet? Dann möcht' ich ihm' — —

„Wir werden ihm nachher eine große Wurst kaufen," ſetzte der junge Mann hinzu, ſtatt den andern Satz zu vollenden, und lächelte wieder. Er erhob ſich dann langſam auf die Füße. Seine Geſtalt war klein neben der des Rieſen, aber ſchlank, ariſtokratiſch; nur die Schultern etwas hoch und ſpitz. Ein Brillant glänzte auf ſeiner farbigen Krawatte. Die etwas abgetragenen Handſchuhe waren ſtark mit Erde bedeckt. Er ſah das, lachte auf und ſchlug ſie mehrmals ſtark gegeneinander, wie wenn er Beifall klatſchte; dann nickte er dem jungen Bertold, den er verwundert betrachtete, in drolliger Heiterkeit zu und zog den Schuh wieder an, den er verloren hatte.

„Wie kamen Sie denn hierher?" fragte Wittekind.

„Ja, wie kommt man zu ſolchen Dummheiten!" erwiderte der andre, der ſich nun auch den Bart von einigen Erdkrumen reinigte; denn ein lichtbrauner, ſchöngeformter Schnurrbart kräuſelte ſich über der Oberlippe. „Ich war da drüben in Salzburg; hatte einen Brief bekommen, daß ich da nichts zu tun hätte, daß ich anderswo — — na, kurz, einen Brief. Ich ſteige alſo auf den Mönchsberg, eh' ich wieder abreiſe; ſehe auf die Stadt hinunter und in die Natur. Und da fallen mir hier ſo ein paar ſonderbare, verrückte Felſen auf; die willſt du beſteigen! dacht' ich. Denn was ſollt' ich ſonſt? Ich hatte ja nichts zu tun! — Das war heute früh. Ich fuhr auf der kleinen neuen Bahn bis an die Berge, kletterte dann herauf. Und zu guter Letzt — bin ich hier eingeſchlafen. Aber die Vorſehung, ohne die bekanntlich kein Sperling vom Dache fällt — — Kurz, da ſteh' ich. Ein nützliches, wichtiges Leben iſt gerettet. Und da iſt ja auch noch mein Hut... Alles iſt gerettet!"

Er lachte wieder auf. Es war ein etwas mühſam

leichtſinniges Lachen, das Wittekind nicht gefiel. Dagegen erſtaunte er, wie ſchön und dem Ohr ſich einſchmeichelnd der Fremde ſprach; faſt ein wenig zu gut, wie oft Schauſpieler oder Prediger ſprechen. Er fühlte ſich an Waldenburgs Art, zu reden, erinnert. Der junge Mann verzog auf einmal das Geſicht, ward blaß, und fragte nach dem nächſten Wirtshaus; es hungere ihn heftig. Auch die Rettungsprämie für den Hund, die Wurſt, müſſe ja gekauft oder geſotten werden. „Nun, ſo gehn Sie mit uns," ſagte Saltner; „zur ‚Gemſe'. Da ſorgt man für Menſch und Hund!"

„Ich ſchließe mich Ihnen alſo an, wenn Sie erlauben," entgegnete der Fremde und machte ſich ſogleich auf den Weg. Im Gehn fiel ihm ein: „Ich hatte doch einen Überrock. Wo iſt der geblieben? Wo ich lag, da liegt keiner. Ah! Der iſt alſo ſtatt meiner —"

„Hinuntergerollt," ergänzte der Alte. „So ſcheint es."

„Der Glückliche!" ſagte der junge Mann, mit einem verzerrten, unſinnigen Lächeln, das Wittekind ſonderbar ergriff. Dann zuckte er die Achſeln, und blickte einen der Männer nach dem andern mit jugendlicher Heiterkeit an. „Jetzt bin ich der weiſe Bion — oder wie hieß er —: Omnia mea mecum porto! Denn mein bißchen Gepäck, das hab' ich ſchon unterwegs verloren, eh' ich nach Salzburg kam; in irgend einem Coupé. Ich behalte nichts. Das iſt ſchon mein Schickſal. Alſo auf zur ‚Gemſe'!

„Ich vergeſſe," ſetzte er hinzu und blieb wieder ſtehn: „ich habe mich den Herren noch nicht vorgeſtellt. Dorſay iſt mein Name. Eugen Dorſay. Vierundzwanzig Jahre alt; gegenwärtig — Reiſender, oder was Sie wollen."

Er ſchob die Füße und die Kniee aneinander und verneigte ſich mit vollendeter Grazie; die Schönheit ſeiner Geſtalt, ſeiner Bewegungen war noch auffallender als zuvor. Die Herren erwiderten ſeine Höflichkeit. Als er

Wittekinds Namen hörte, ſtutzte er und betrachtete ihn aufmerkſam; aber er blieb ſtumm. „Wo iſt der Hund?“ fragte er nach einer Weile, da ſie weitergingen. Der „Lebensretter“ hatte ſich ihnen anfangs angeſchloſſen, ſtand nun aber hinter ihnen ſtill, wo zwei Waldwege ſich kreuzten, und ſchien noch zu ſchwanken, wohin er ſich wenden ſollte.

„Heda!“ rief Dorſay. „Her zu uns! — Die Wurſt! Vergiß nicht: die Wurſt! Der Lohn deiner Tugend!“ — Der Rattler ließ ſich aber nicht locken; den Schwanz zwiſchen die Beine nehmend wandte er ſich langſam und trabte in anderer Richtung davon.

Dorſay hob die Arme, und mit pathetiſchen Bewegungen, als ſtände er auf der Bühne, rief er dem Flüchtling nach:

„He, Romeo! mein Vetter Romeo! —
Bei Roſalindens hellem Aug' beſchwör' ich dich,
Bei ihrer hohen Stirn, den Scharlachlippen ...“

Der Hund lief nur umſo hurtiger in den Wald hinein. Endlich lachte Dorſay auf. Er wandte ſich zu Bertold: „Sehen Sie,“ ſagte er, „das iſt der Lauf der Welt! Die Tugend geht ohne Lohn davon; und das Laſter — — nun, das Laſter ſetzt ſich an die Tafel!“

„Bei alledem geſtatten Sie mir die Frage,“ ſagte Saltner mit einem faſt grimmigen Geſicht, da er die dicken Brauen tief herunterzog: „was für ein ſtarker, ſüßer Teufelsduft kommt denn da von Ihnen? Er iſt gar nicht übel, aber von einer Gewalt — — Er liegt in der Luft, wie Weihrauch in der Kirche; man riecht ja den Wald nicht mehr.“

Statt zu antworten, griff der junge Mann in die Bruſttaſche, zog einen mit Golddruck verzierten Brief heraus und hielt ihn dem Alten vors Geſicht.

„Sie meinen, von dem Brief da kommt's?

„Nun ja, von dem Brief. Das ist eben der, von dem ich vorhin sagte. Von einer D a m e natürlich ..."

Er lächelte, gar liebenswürdig leichtfertig, und steckte ihn wieder ein.

„Aber erlauben Sie," brummte der Alte: „von so einem Brief in der Tasche wird nicht eine ganze Gegend lasterhaft; denn das ist wirklich ein lasterhaft süßer Wohlgeruch. Wenn die Sünde als Weib herumginge, das wär' ihr richtiger Duft!"

Dorsay lachte laut. Es wirbelte wie eine Art von Musik zu den Wipfeln hinauf; denn diesem etwas bedenklichen Gesellen steckte ein eigener goldener Zauber in der Kehle. „Sie haben übrigens recht," sagte er darauf. „Mein ganzer Rock — — Mir fällt jetzt ein: von demselben Duft hatt' ich noch einen Rest, den hab' ich mir, eh' ich nach Salzburg kam, auf den Rock gegossen. Davon riech' ich nun so nach Sünde. Pardon! Wie alles vergeht, wird auch das vergehn. Sie werden in der ‚Gemse' staunen, werter Herr, wie tugendhaft ich auch sein kann. Wären wir nur erst dort! Ich hab' eine Sehnsucht nach allerlei Labsal — und nach Ruhe — nach Kühle — — Mir wird gar nicht gut!"

Er sagte das noch scherzend; es war aber eine letzte Anstrengung, mit der es zu Ende ging. Da sie aus dem Wald in eine Lichtung hinausgetreten waren, die in der Sonne glühte, schien sich dem Fremden ein Druck auf die Augen, auf das Hirn zu legen, wie in zu heißem Bad; er hob seine Hand zum Kopf, sein Gesicht überfüllte sich mit Blut, er begann zu seufzen. Endlich stand er still. Er schwankte. Saltner und Wittekind, schnell entschlossen und in schweigendem Einverständnis, faßten ihn rechts und links und führten ihn, so eilig wie sie konnten, über die Lich-

tung fort; der eine mehr als mannesſtark, der andre von Rieſenkraft: ſo trugen ſie die ſchlanke, leichte Geſtalt faſt mehr, als ſie ſie führten. Er widerſtrebte nicht, er ſprach auch nicht; mit geſchloſſenen Augen ſeufzte er zuweilen leiſe vor ſich hin. Als ſie dann in neuem Wald, auf dem Wege, der Wittekind geſtern zur „Hedwigsruhe“ geführt hatte, vollends abwärts ſtiegen, ſchien die Schwäche von ihm zu weichen; er beteuerte mit freilich noch matter Stimme, er könne allein gehen, er bedürfe keiner Hilfe mehr. Doch in der Nähe der „Gemſe“, da ihm die Sonne wieder auf den Scheitel brannte, begann er in erſchreckender Weiſe zu ſtöhnen, und ſeine Glieder wurden wie Binſen, alle Kraft verließ ihn. Sie ſchleppten ihn noch eine Weile auf der Straße fort; etwa zwanzig Schritte vom Wirtshaus ſank er ihnen bewußtlos aus den Armen.

Kathi ſtand vor der Tür, unter dem kleinen Schutzdach. Sie ſtieß den Schrei aus, den der junge Mann im Fallen unterdrückt hatte, lief herbei und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. Indeſſen hatten die beiden Männer den Ohnmächtigen bald emporgehoben, Bertold half ihn tragen, ſoviel man ihm übrig ließ, und ſo kamen ſie in das Haus und die Treppe hinauf. Sie legten ihn auf das Bett, in welchem Waldenburg dieſe Nacht geruht hatte. Er lag blaß wie ein Toter da; einen Augenblick war Wittekind, als ſähe er Waldenburgs kaltes, ſtilles Geſicht; aber der Ort, die Erinnerung an das hier geführte Nachtgeſpräch mochte ihn ſo täuſchen und verwirren. Jedenfalls verflog die Ähnlichkeit bald. Dorſay lag lange, ohne ſich zu regen; allmählich kehrte den blaßblauen Lippen ihre Röte wieder, er ſchlug auch die Augen auf. Es währte aber noch eine Weile, bis ſein Bewußtſein erwachte und er mit einem eigentümlichen Ausdruck von Pein nach etwas Waſſer verlangte. Kathi, die ihn

ſchon lange voll Mitleid betrachtet hatte, ſtürzte hinunter, um ein Glas zu füllen. Sie kam aber zu ſpät zurück: denn der jugendliche Körper hatte ſich mittlerweile ſchnell entſchloſſen, die Stärkung im Schlaf zu ſuchen, und wie wenn er aus den Armen der Ohnmacht in die des Schlummers ſänke, war er mit einer Art von Lächeln, den Kopf auf die Seite legend, friedlich eingeſchlafen. Faſt unhörbar ſeufzend kam und ging ſein Atem, nur zuweilen bewegte ein leichtes Zittern ſeine Glieder.

Als er wieder erwachte, waren Stunden vergangen; die Sonne, die ſchon tief im Weſten ſtand, ſchien in ſein Gemach. Die gute Kathi ſtand neben ſeinem Bett. Sie war mittlerweile oft hinabgeſtiegen, als Kellnerin aufzuwarten, und immer wieder hinauf, um das Erwachen dieſes armen Menſchen ja nicht zu verſäumen, um ſogleich zu hören, weſſen er bedürfe. Sein erſter Blick fiel, ſehr verwundert, auf das junge Mädchen. Er wandte ſich ganz herum; ſeine grauen Augen, deren grünlicher Schimmer eben erſt erwachte, wanderten, noch wie im Traum, über das unbekannte, blumenhaft blühende Geſicht. Der geſpannte Zug von kindlicher Sorge und ſüßem Mitleid, der darüber hinzog, rührte ihn in dumpfer, gedankenloſer Weiſe, da er noch nicht begriffen hatte, wo er ſich befand. Auf einmal wußte er alles. Er war Eugen Dorſay, und lag auf einem fremden Bett, und lebte; und es war gut, daß er lebte, da ein ſo reizendes Geſchöpf ihn ſo gut und mitleidig anſah. Er lächelte ihr zu. Er lächelte ſo zufrieden und herzlich, daß ſie tun mußte was er tat. Die beiden jungen Geſichter lachten einander an. Er grüßte ſie mit den Augen, dann mit freundlichem, wiederholtem Nicken. Sie grüßte ihn ebenſo.

„Kommen Sie!“ ſagte er nach einer Weile mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme. Sie kam, näher tretend. Er

nahm ihre Hand, betrachtete sie und streichelte einmal sacht darüber hin. Dann sah er ihr mit heiterem Ernst schweigend ins Gesicht, hob seinen Arm bis zu ihrer Schläfe, nahm eine der braunen Locken, die ihr seitwärts in die Stirn fielen, die längste, und wickelte sie langsam um seinen Zeigefinger. Das Mädchen blickte ihn verwundert und mit stockendem Atem an, ohne sich zu rühren. Sie hielt so still, als müsse das eben sein, als wäre es so bestimmt und beschlossen. Als er dann die Finger wieder aus dem Löckchen zog, atmete sie auf.

Er legte den Finger an seine Lippen, küßte ihn, und lächelte ihr wieder zu. „Und wie heißen Sie?“ fragte er.

„Kathi,“ sagte sie leise.

„Gute Kathi. Wenn es nun doch eine abgemachte Sache ist, daß ich leben soll — so lassen Sie mich auch g a n z leben. Verstehen Sie mich, mein Herz! Ein Glas Wein, etwas Warmes, etwas, davon man satt wird, wenn man hungrig ist. Denn der Hunger kommt. Da ist er schon, dieser hagere Wolf. Er heult! Ich werde sterben, Kathi, eh' Sie wiederkommen. Ich hab' l a n g e nicht — — Aber was kümmert das Sie, oder irgend einen Menschen. Fragen Sie nicht, was; ich will i r g e n d w a s . . .“ Er zog ein Goldstück aus der Westentasche und hielt es in die Luft: „So viel, wie das wert ist, bringen Sie mir zu essen!“

Über Kathis mitleidig trauriges Gesicht flog ein Kinderlächeln; sie sprang die Treppe hinunter. Unten erzählte sie den andern Gästen, Saltner und Wittekinds, die im „Salettl“ beim Schachbrett saßen, nur in fliegender Eile, der Herr mit den Glanzschuhen sei wach und habe Hunger. Aus der Küche eilte sie dann wieder hinauf, um seinen Tisch zu decken; bald danach, um ihm den ersten Hungertrost zu bringen. Man hörte sie oft die Treppe auf und nieder laufen, immer mit einem fröhlichen Summen

oder Zwitſchern auf den Lippen. Endlich kam ſie wieder ins Salettl: der Herr ſei nun ſatt; aber er habe Papier und Feder verlangt, und ſchreibe einen Brief. Denn er bleibe hier, es gefalle ihm in der „Gemſe“. Es ſolle jemand zur Stadt hinunter, ihm etwas Wäſche zu kaufen. Er habe ſchon wieder geſungen und laſſe die Herren ſchön grüßen.

Nach einer Weile erſchien er ſelbſt; blieb im Eingang des Salettls ſtehn, verneigte ſich feierlich, und ging dann mit ſeiner zutraulichen, ſtrahlenden Heiterkeit auf die Herren zu. Er hatte ein anderes Halstuch angelegt, — die einzige Veränderung, die er machen konnte; an ſeinen Händen, die nicht mehr in den Handſchuhen ſteckten, ſah man nun mehrere koſtbare Ringe, die auf die außerordentliche Feinheit ſeiner langen Finger, ſeiner faſt roſigen, ſorgſam gepflegten Nägel aufmerkſam machten. Von der Schwäche, die ihn vorhin niedergeworfen hatte, war nichts mehr zu ſpüren; dagegen leuchtete ein auffallender, heißer, übertriebener Glanz aus ſeinen Augen, den die Männer bemerkten, als er ſich zu ihnen an den runden Tiſch ſetzte. Saltner, der am Schachbrett gegen Vater und Sohn gekämpft hatte und ſoeben unterlegen war, betrachtete den jungen Mann mit ſcharfer Prüfung und ſchüttelte den Kopf. Zuletzt ſagte er in ſeiner derben Aufrichtigkeit: "Haben Sie Fieber, Herr, oder zu viel Wein im Kopf?“

„Weder das eine noch das andere,“ entgegnete Dorſay lächelnd. „Der Wein iſt gewiß ein guter Freund, aber nicht der beſte. Er wirkt erſt wenn man ihm tüchtig zugeſprochen hat, und man kann ihn nicht ſo in der Taſche bei ſich tragen — wie den andern, den B u ſ e n freund. Es lebe das Morphium!“

„Sie nehmen Morphium?“ fragte der Alte verfinſtert.

„Ja, ich bin so frei. Sie werden mich nicht auffessen, Herr, wenn Sie auch so ein Menschenfressergesicht machen; und auch die gute Laune werden Sie mir nicht stören. Das ist ja eben der Segen dieses besten Bruders: er gibt uns eine Götterlaune, er hüllt uns in eine Wolke von Heiterkeit und Glück, daß keine Sorge hindurch kann. Der Verdruß und der Kummer stehn draußen, man sieht sie noch durch einen Nebel, aber man spürt sie nicht. Und man vergißt, vergißt! Das ist das Höchste: vergessen!"

Saltners Brauendickicht ging immer auf und nieder. „Und nachher?" fragte er. „Die Folgen? Der Katzenjammer?"

Dorsay lächelte kalt. „Lieber Herr, Sie verlangen zu viel. Umsonst ist der Tod!"

„Und Sie haben immer so ein Fläschchen in der Tasche?"

„Ein Fläschchen, in das eine hübsche Menge hineingeht — eine Masse Glück!"

„Ich wollte, ich hätte Ihr Fläschchen —"

„Was würden Sie damit tun?" fragte Dorsay, den dieses Gespräch nur erheiterte.

„Ich würde es da unten in die Salzach werfen —"

„Wo sie am tiefsten ist!" setzte Dorsay hinzu. „Daraus schließe ich, mein Herr, daß Sie glücklich sind; daß Sie keinen Tröster, keinen Lebensbalsam, keine Lethe brauchen ... Ich höre und sehe Ihre Moral, mein Herr; aber sie steht da draußen, wo der Verdruß und der Kummer stehn. Und da steht sie gut. Das Leben ist ein Wahnsinn, Herr, ohne so einen Freund! O Asien, Land der Weisheit ... Der Obergott ist H a s c h i s c h. Dem kommt keiner gleich. In so einem grünen Haschischtäfelchen steckt das Paradies. Ich hab' einmal in einer Sommernacht, unterm Sternenhimmel, auf dem Verdeck gelegen, im Haschischwonnerausch; über mir stand ein Stern, der ward eine Sonne, seine

Silberſtrahlen wuchſen über den Himmel hin, alles, alles ward Licht, die ganze Welt ward ein Meer von Licht, und ich mußte immer lächeln und ſtaunen, daß ſo eine Herrlichkeit grade für mich geſchaffen, und daß ich ſo heiter und ſo ſelig ſei. Und ich war ſo leicht, ich fühlte mich fliegen, ich flog in das Licht hinauf. Ich war wie ein Gott. Herr, und ſo ein Glück gönnen Sie einem Menſchen nicht? Nur Sorg' und Not und ein Hundeleben — und es nie vergeſſen? — Es lebe der Haſchiſch. Und es lebe das Morphium. Auch Morphium iſt gut. Und auch Wein iſt gut. Kathi — wo iſt Kathi — bringen Sie mir Wein, Kathi; Ihren roten, ſauren!"

Er lachte auf, er erhob ſich, und mit drolligem Theaterpathos, mit dem geſpielten Augenrollen eines Trunkenen reckte er den rechten Arm gegen Saltner aus. „Wie ſagt Junker Tobias bei dem göttlichen Shakeſpeare? ‚Vermeineſt du, weil du tugendhaft ſeieſt, ſolle es keine Torten und keinen Wein mehr geben? Und der Ingwer ſoll auch noch im Munde brennen ...'"

Kathi, die drinnen im Haus trinkende Bauern bedient hatte, kam herausgelaufen. Sie hörte die letzten, ſonderbaren Reden, ſah die närriſchen Gebärden des Fremden, und bang an ihr Schürzchen greifend ſtand ſie ſtill. Als aber Dorſay ſich wandte und wieder ſein natürliches, fröhliches, unwiderſtehliches Lächeln zu ihr hinüberflog, kam auch ihre kindliche Heiterkeit zurück. „Wein, liebe Kathi!" rief ſeine klingende, warme Stimme. Sie nickte und ſprang ins Haus. Der alte Saltner trat, ohne etwas zu ſagen, in den Garten hinaus und ſah in die blaue Ferne, die ſich im Widerſchein des beginnenden Abendrots zu verfärben anfing.

Ein Mißgefühl, das er nicht ganz verſtand, lag ihm auf der Bruſt; er ſann nach und ſuchte. Warum faßte ihn

bei den Reden dieſes Herrn Dorſay ſo ein Widerwille? Warum mißfiel ihm ſogar ſein ſchönes, nicht gewöhnliches, von geheimem Kummer gezeichnetes Geſicht? Was war ihm dieſer Menſch — und an was dachte er bei ſeinem Anblick? Irgendwann, irgendwo hatte er jemand geſehn, der ihm ähnlich war; der ſeinem Gefühl ebenſo mißfiel ... Plötzlich tauchte es auf, und traurig lächelnd wiegte er den Kopf. Nur ein Bild, dieſem Menſchen ähnlich, hatte er geſehn; eine Photographie. Er ſtand im Veitlbruch am Untersberg mit Marie von Tarnow — damals noch nicht „von Tarnow“ — und nahm ihr die Photographie eines jungen Mannes aus der Hand, die er ſchon dreimal angeſehen hatte, und ſagte zu ihr: „Gib acht! nimm den nicht! Glaub mir, es wird dein Unglück!“ — Sie ſchien ihm zu glauben; und ging wieder nach Amerika — und nahm ihren Jüngling doch ... An jene Photographie ward er nun erinnert. So ungefähr, wie der Dorſay, ſah der Herr von Tarnow auf dem Bildchen aus, das Unglück ſeiner Marie. Darum war ihm ſo ungut ums Herz. Darum wollte er lieber dieſen Menſchen nicht mehr ſehn ... Was tu' ich denn auch noch hier? dachte er. Wozu auf der „Gemſe“? Marie wieder fort — der Namenstag vorbei — alſo zurück in die Einſiedelei am Kapuzinerberg — in den „Wald“ zurück!

Er ging langſam am Felſen hin und wollte von hinten ins Haus; eine lärmende Luſtigkeit riß ihn aber aus ſeinen Gedanken und er ſah über die Schulter zum Salettl hinüber. Dort trug eben Dorſay mit Kathi einen Tiſch auf den Raſen hinaus; Bertold folgte mit Stühlen; Wittekind lehnte ſich lächelnd an die Wand. Nach wenigen Augenblicken war die kleine Halle ebenſo wie geſtern geräumt, und Dorſay, ſeinen Hut ins Gras werfend, einen richtigen Jodler ſingend, ſprang auf das Salettl zu und ſchwang

ſich über die Brüſtung hinein. Kathi folgte ihm, aber ſittig durch den offenen Eingang. „Die Muſik mach' ich ſelbſt!“ rief Dorſay. „Steiriſch über alles!“ — Und mit kunſtgerechter, angenehmer Stimme, bald mit Text, bald nur trällernd, ſang er die Tanzmelodie, während er in allen Figuren des „Steiriſchen“ mit dem Mädchen dahinſchwebte.

Kathis Wangen glühten. War geſtern, beim Tanz mit der Wabi, eine bacchantiſche Luſtigkeit in ihr erwacht, ſo riß nun die närriſche Wildheit ihres Geſellen ſie bald wie in einen Rauſch hinein; der Tanzteufel ſchien ſich in ihren Gliedern zu wiegen, aus ihren Augen zu funkeln, während die tollmachende Stimme des andern unermüdlich ſang. Seine geſchmeidige, biegſame Geſtalt, in deren natürlicher Grazie die Morphiumtrunkenheit zuweilen verwildernd aufzulodern ſchien, umſpielte, umſchwebte das Mädchen wie eine tanzende Flamme; ihre Augen ſahen ihn ſo, ihr Herz fühlte ihn ſo, im Dahingleiten jauchzte ſie ſtill in ſich hinein, ſein Lächeln, ſeinen Geſang, ſeinen Atem trinkend. Es war ihr, als ſei ſie nun, und zum erſtenmal, in das Element gekommen, dem ſie angehöre; als gehöre auch zum „Steiriſchen“ kein Bewußtſein und kein Wille mehr. Sie ſchwamm ſo dahin, ſie tat von ſelbſt, was ſie ſollte, alles kam von ihm. Wie wenn der Magnet mit dem Eiſen tanzte, ſo bewegten ſie ſich mit- und umeinander, ohne zu ermatten.

Saltner ſah vom Felſen aus ihnen lange zu, bewundernd, zuletzt den Kopf ſchüttelnd. Endlich ging er ins Haus. Auch Wittekind, des Zuſchauens müde, einen Arm auf Bertolds Schulter gelegt, führte ſeinen Jungen an der Straße hin dem Hauſe zu. Die Tänzer blieben allein. Kathi ſchloß einen Augenblick die durchglühten Augen; dann fühlte ſie, daß Dorſay ſtehen blieb, fühlte ſeinen

Atem und blickte wie im Traum wieder auf. Sie sah, wie sein Gesicht über dem ihren schwebte. Seine Augen lachten. Sein Mund öffnete sich, wie sie junge Rosen oder Nelken hatte aufgehen sehn. Seine Zähne blitzten. Sein ganzes lachendes Antlitz schien zu sagen: du und ich, wir sind glücklich!

Er flüsterte etwas; sie verstand es nicht. Sie fühlte nur, daß sie bangen müsse, wenn es ein anderer hörte. Aber nun sah sie, umherblickend: alle waren fort. Das Herz schlug ihr leichter. Sie wollte ihm sein Lächeln zurückgeben; nur daß eine andere, plötzliche Bangigkeit sie erbeben machte und ihr Atem stehen blieb, sie wußte nicht warum.

„Kathi!" sagte er.

„Was?"

Er antwortete nicht. Mit ernsthafterem Lächeln legte er ihr beide Hände an die feurigen Wangen, hob langsam ihr Gesicht zu dem seinen hin und drückte ihre und seine Lippen aufeinander.

Sie ließ es geschehen, wie wehrlos; mit kaum vernehmbarem Seufzen. Ihre Arme hingen schlaff herab; wie bei einem Kind, das sich ohne eigenen Willen küssen läßt. Als er sie wieder freigab, sah er aber ihr kindlich trauriges, verzagtes Gesicht; ihre Mundwinkel zogen sich hinab, die Augen flehten ihn an. Leise, aber deutlich sagte sie: „Ach bitte, tun Sie das nicht!"

Er horchte verwundert auf. Unbewußt einen Schritt zurücktretend starrte er auf diese rührende Verwandlung ihrer Züge. Wie zur Erklärung setzte das Mädchen noch leiser hinzu: „Ich hab' noch niemand geküßt!"

„Ah!" sagte er, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das ironisch sein wollte. Aber die Ironie verflog über ihrem Anblick. Er sah den vollen, warmen,

hilflosen Ausdruck der Unschuld auf ihrem erblaßten Gesicht. Etwas vor sich hinmurmelnd ging er von ihr hinweg und setzte sich auf die Brüstung, die er vorhin übersprungen hatte. Er blickte auf den Fußboden, seine Fersen schlugen sacht gegen die Holzwand, auf der er saß. „Ich will's also nicht mehr tun!" sagte er nach einer kurzen Stille. „Gehen Sie, gute Kathi. Geh weg, mein' ich; laß mich hier allein!"

Sie atmete tief auf. Sie stand noch eine Weile, als wolle sie etwas sagen und könne es nicht finden. Endlich murmelte sie mit schwacher Stimme: „Ich danke Ihnen!" und ging leise ins Haus.

Dorsay saß eine geraume Zeit, ohne sich zu rühren. Aus seinem Gesicht war das Leben fort; die Brauen hatten sich zusammengezogen, der Mund fest geschlossen, die Lider sanken ein und die Augen verloren ihren Glanz. Die Wirkung seines „Lebensbalsams" schien verraucht zu sein; nur der Bodensatz seines Daseins schien zurückzubleiben, und ein gewisses stumpfes Grauen zu erwachen. Es ward dunkel. Von der Rückseite des Hauses kam jemand mit Licht. Er fühlte es im Auge, schüttelte sich und stand auf. Langsam, müde und schwer ging er auf die Straße zu, und von da in die Tür.

Wittekind trat eben aus seinem Zimmer, als Dorsay die Treppe heraufkam; betroffen blieb er stehn, da er den jungen Mann so verändert sah. Der Schein einer eben angezündeten Lampe fiel ihm ins Gesicht; es war grünlich bleich, ohne Jugend, die halbgeöffneten Augen hatten einen müden, kalten Schlangenblick, der Wittekind an Waldenburg erinnerte. Sie gingen aneinander vorüber; plötzlich aber fühlte Wittekind sich am Arm ergriffen, und ein sanfter Druck zog ihn fort. „Kommen Sie!" sagte Dorsay flüsternd, fast heiser. „Bitte, kommen Sie!

Schenken Sie mir noch einige Minuten!“ — Damit öffnete er schon seine eigene Tür und führte den halb widerstrebend Folgenden hinein.

Das beginnende Mondlicht erhellte die Nacht in Dorsays Zimmer; dieser rieb auch ein Zündholz an, das er aus einem Westentäschchen holte, in seiner unruhigen Hand erlosch es aber, und er warf's auf die Erde. „Seien Sie gut!“ sagte er mit sich erregender Stimme; „ich kann noch nicht allein sein, und nicht unter Menschen; bleiben Sie ein wenig hier! Zu Ihnen hab' ich Vertrauen, muß ich Ihnen sagen; Sie haben so die richtigen Menschenaugen — ich meine, Augen, die mitfühlen, wie einem andern zu Mut ist, die alles verstehn und begreifen. Dieser Weißbart aber — Gott erhalte ihn — wenn ich dem erzählte, wie es in mir aussieht, so würd' er vermutlich sagen: Werft den Kerl ins Wasser! Und Ihr Sohn — verzeihen Sie — der ist in all seiner göttlichen Unschuld noch eine Art von Kind! — — Starren Sie mich nicht so an; nehmen Sie den Stuhl da. Mir ist schlecht zu Mut. Nur ums Herz, mein' ich; denn mit dem Hungertod“ — er lachte auf — „mit dem ist's ja vorbei!“

Wittekind fuhr auf. „Was sagen Sie da? Sie haben —“

„Ein bißchen verhungern wollen, ja!“ erwiderte Dorsay, mit der Rückseite seiner Hand verächtlich über den Tisch fahrend. „Weil ich dachte: mit meinen vierundzwanzig Jahren — und allem, was darin ist — hab' ich genug gelebt! — Aber als ich merkte: das führ' ich nicht durch, die Bestie ist zu stark — da hab' ich mich da oben bei dem verrückten Fels an den Rand gelegt — ja, mein Herr, so ist's — und in meiner tapfern Schlauheit hab' ich mir gedacht: wenn ich hier, nach der schlechten Nacht, vor Erschöpfung einschlafe, dann roll' ich bei irgend einem unruhigen, tollen Traum — wie ich sie kenne, Herr — in

den Abgrund hinunter, und der Spaß ist aus! — — Ich bitte Sie sehr, verdenken Sie mir's nicht. Ich braucht's Ihnen ja nicht zu sagen, so wenig wie den andern; — aber immer schweigen, schweigen, das ist a u c h entsetzlich; und Ihre Augen machen einem Mut. Ich bin sehr unglücklich, Herr! Ich bin furchtbar unglücklich! Mir ist nichts geglückt, alles ist verspielt; ein verpfuschtes Leben ... Keinem zuliebe, allen nur zuleide ... Darum wollt' ich fort!"

Wittekind schwieg eine Weile. Er war sehr betroffen; so offene und so traurige Bekenntnisse hatte er nicht erwartet. „Was soll ich Ihnen sagen?" erwiderte er, nachdem er sich leidlich gefaßt hatte. „Daß ich Sie sehr bedaure? Das hilft Ihnen ja zu nichts. Daß ich Ihnen recht gebe? Herr, das tu' ich nicht. Oder daß Sie sich aufraffen, weiterleben, bessermachen sollen? Indem ich das nur sage, schütteln Sie schon den Kopf!"

„So nehmen Sie mir erst mein E r b t e i l aus dem Leibe!" sagte der andre mit einem so grimmigen, verzerrten Ausdruck, daß Wittekind erschrak. „Nehmen Sie mir erst meinen V a t e r, Herr! Nehmen Sie mir das faulige Blut — und das edle Beispiel — und alles, was von Anfang da war, oder so nach und nach über mich gekommen ist — weil ich diesen Vater hatte — den ich verfluche, Herr! Ja, ja, ja, verfluche! Heben Sie nicht die Hand! Ich verfluch' ihn doch! Es ist mein letzter, einziger Trost, daß ich ihn verfluche! Er gab mir dieses elende Leben, diese Eigenschaften, er hat mich gemacht, ich kann ihm nichts Gleiches antun; und wenn ich sterbe, das tut ihm nichts, er lebt ruhig weiter; ich kann nichts, als schreien, laut in die Welt hinausschreien, daß ich ihn verfluche — vielleicht hört es jemand da oben in den Wolken — vielleicht kommt es als Echo in sein Herz zurück — vielleicht

wird es ihm angerechnet — ich weiß nicht — aber mein einziges Labſal iſt, daß ich ihn verfluche!“

Die Luft ſchien von dieſen wilden Worten zu beben; ein Glas auf einem Teller klirrte; Wittekind ſchüttelte ſich, ein Schauder überlief ihn. Er ſchwankte eine Zeitlang, dann ging er ſtill nach der Tür. Zu reden widerſtand ihm, bleiben mochte er nicht. Ihm graute auch, in dieſes Leben tiefer einzudringen; die Flüche gellten noch zu hart in ſeinem Ohr. Und doch lag ihm ein ſchweres Mitleid auf der Bruſt. Er war tief bedrückt, uneins mit ſich ſelbſt. Übrigens ließ ihn der andre gehn, ohne ſich zu regen; er wandte nur betroffen den Kopf.

Erſt als Wittekind die Hand zögernd auf den Türdrücker legte, rief Dorſay ihn mit gedämpfter, weicherer Stimme an. Wittekind blieb ſtehn. „Herr, Sie haben recht!“ ſagte Dorſay. „Gehn Sie! Ich bin verrückt. Sie ſind ſelber Vater; haben auch einen Sohn. Weil ich den vorhin beneidete, ſo brach es aus mir heraus ... Aber meine Gründe, mein Leben, meines Vaters Leben — das alles kann ich Ihnen ja doch nicht ſagen, Ihnen, einem Fremden; kann Ihnen nicht ſagen, warum ich ihn verfluche ... Verzeihen Sie mir, mein Herr. Unglückliche verlieren zuweilen den Verſtand und vergeſſen, was ſchicklich iſt. Seien Sie gut, grollen Sie mir nicht!“

„Wie ſollte ich Ihnen grollen?“ ſagte Wittekind, dem jetzt nur Mitleid ums Herz lag. „Ich — — ich kann Ihnen nur nicht ſagen, Herr Dorſay, wie ſehr ich Sie bedaure.“

„Sehn Sie, das wußt' ich: Ihre Augen!“ entgegnete der Unglückliche mit einem unwiderſtehlich liebenswürdigen Lächeln. „Ich danke Ihnen; — gehn Sie. Verſprechen Sie mir nur eins, hochverehrter Herr: daß Sie den andern nicht ſagen wollen, was Sie hier gehört haben. Sie ſchütteln den Kopf; das iſt mir genug. Wenn Sie mich

morgen wiederſehn, ſoll Sie nichts daran erinnern, daß ich heute toll war. Ich werde nur tun was ſich ſchickt! Dulden Sie mich noch einen Tag, oder zwei, in Ihrer Menſchengüte; daß ich jetzt nicht in der Einſamkeit verkomme; — dann wird ohnehin das Schickſal wieder anklopfen und mich forttragen — wohin es will!“

„Kommen Sie,“ erwiderte Wittekind; „gehn Sie mit hinunter. Wir ſind alle Menſchen, da unten!“

„Ich danke Ihnen ſehr,“ ſagte Dorſay, der an ſeinen Tiſch gelehnt ſtehen blieb. „Sie meinen es gut. Aber ich will Nacht machen; ich bleibe nun ſchon beſſer allein. Übrigens hab' ich ja meinen Bruder: den Morpheus, in dem Fläſchchen. Mit dem lebt ſich's immer eine Strecke weiter. Vogue la galère!“

VII

Am Nachmittag desſelben Tages — während Eugen Dorſay den „hageren Wolf“, den Hunger, mit Kathis Hilfe bekämpfte — ſaß der Geheimrat Waldenburg behaglich und zufrieden in einem breitlehnigen Rohrſeſſel auf der Terraſſe vor ſeiner Tür. Er hatte ſich in einer der ſogenannten „Dependancen“ des Hotels N... in Salzburg einquartiert, in einem kleinen, eleganten Haus, das durch nichts an den Gaſthof erinnerte und über dem Erdgeſchoß, in dem er wohnte, nur noch einen Oberſtock trug. Der buſchreiche, duftende Garten trennte ihn vom Haupthaus, wo Tilburgs nach alter Gewohnheit abgeſtiegen waren. Waldenburg, der es liebte, auf Reiſen wie ein Fürſt zu leben, hatte für die wenigen Tage dieſes Salzburger Aufenthalts das ganze Erdgeſchoß beſetzt, obwohl nur ſein Sekretär ihn begleitete, der dieſen Morgen von Wien eingetroffen war. Er ſchwelgte jetzt in einem reizenden

Durcheinander von Genüſſen: er las, ſog den Duft der Gartenbeete ein, hörte vom Oberſtock her, durch die offenen Fenſter, die Gräfin Lana Klavier ſpielen, und ſah, wenn er aufblickte, die Salzburger Zitadelle und das Kapuzinerkloſter hoch im reinen Blau. Zu dieſen Genüſſen hatte er noch einen: die feſte Überzeugung, daß niemand ſo zu genießen verſtehe, wie er.

Nur das Buch, das er las, begann ihn zu ermüden; ein Roman mit ſtarken Situationen, aber zu viel Reflexion und zu wenig Geiſt. Er hatte ſchon zweimal gegähnt. Mit einem leichten Ausdruck des Mißbehagens in ſeinem Paſchageſicht wandte er ſich gegen die Tür, die aus ſeinen Zimmern auf die Terraſſe führte, und rief mit ſeiner klaren Kommandoſtimme: „Riedau! Ein anderes Buch! — Ja ſo," ſetzte er hinzu, „Riedau iſt nicht hier."

„Doch, er iſt ſchon hier," ſagte der Gerufene, der geräuſchlos von der Eingangsſeite des Hauſes her um die Ecke gekommen war und hinter Waldenburg ſtand. Es war ein wohlgebauter und ſehr wohlgekleideter junger Mann mit einem auffallenden Kopf: ſchwarzes, lockiges Haar, üppige Negerlippen, kluge, unruhige, gelbliche Raubtieraugen, deren forſchenden Blick ein gutmütiges, gewinnendes Lächeln zu verſchleiern liebte. Riedau führte den Titel eines Sekretärs; ſeine Beſtallung war, auch ſonſt noch alles zu tun, wozu ihn Waldenburg brauchte, und vor allem ein Buch mit ſieben Siegeln zu ſein.

„Sie ſind ein unverbeſſerlicher Leiſetreter," ſagte Waldenburg, der ſich nun nach der andern Seite wandte; „man hört es nie, wenn Sie kommen. Alſo was bringen Sie?"

Riedau trat vor: „Allerlei, Herr Geheimer Rat. Zuletzt war ich hier oben im Quartier Seiner Exzellenz —"

„Von dem ‚Zuletzt' ſpricht er zuerſt!" unterbrach ihn

Waldenburg; „ein Anfänger fängt immer mit dem Ende an. Also was haben Sie da oben erfahren, junger Diplomat?“

„Seine Exzellenz Graf Lana werden noch heute erwartet, gegen sieben Uhr. Die Frau Gräfin wird sehr erfreut sein, vorher noch Ihren Besuch zu empfangen; sie spielt jetzt Klavier.“

„Junger Hansnarr, das hör' ich!“ erwiderte Waldenburg. „Ohren hab' ich ja auch.“

Riedau biß sich auf die hochgewölbte, fleischige Unterlippe und machte eine zuckende Bewegung; gleich darauf aber stand er wieder in unterwürfiger, bescheidener Haltung da. „Kommen wir zur Hauptsache, Fritz,“ sagte Waldenburg gnädig, seine Nägel feilend. „Was haben Sie bei Ihrem Vertrauensmann über M a r i e erfahren“ — er verbesserte sich —: „über Frau von Tarnow?“

„Frau von Tarnow, meint er, sei nur so eine A b a r t von Witwe. ‚Er‘ soll sie verlassen haben; nämlich der sogenannte Ehemann, nach dem sie sich nennt. Die Ehe wird sehr bezweifelt —“

„Das dacht' ich,“ sagte Waldenburg mit seinem kalt heiteren Schmunzeln. „Ich bezweifle sie auch. — Was sagt man ihr sonst noch nach?“

Riedau zuckte die Achseln. „Nichts Besonderes; sie gilt für tugendhaft.“

„Wie allerliebst er das sagt! — Also eine regelrecht zu belagernde Festung ... Nun, an den Gestaden der Ostsee haben wir ja Zeit! — — Holen Sie mir jetzt ein anderes Buch, mein Sohn; das da stört die Verdauung.“

Waldenburg schnellte die Finger gegen das verachtete Buch, so daß es von seinen Knieen auf die Erde fiel. Riedau ging schon über die Terrasse zur Tür. „Nun, so heben Sie das Buch doch auf!“ rief ihm Waldenburg nach.

Mit verbiſſenem Ärger kehrte der Sekretär um und murmelte: „Pardon.“ Er hob das aufgeſchlagen daliegende Buch langſam vom Boden, klappte es zu und flüſterte in dieſes Geräuſch hinein: „Europäiſches Sklavenleben!“

„Murmeln Sie etwas?“ fragte Waldenburg.

„O nein,“ ſagte Riedau. Er trat durch die offene Tür ins Terraſſenzimmer. Erſt drinnen murmelte er wieder, ſo laut, daß er ſelber es doch hören konnte: „Sultan! Tyrann!“

Waldenburg ſah ihm nach. Er lächelte behaglich. Seine langen Beine dehnend ſagte er vor ſich hin: „Man muß dieſe jungen Sozialdemokraten kurz an der Leine halten! — — Übrigens täte ich beſſer, jetzt nicht mehr zu leſen, ſondern hinaufzugehn, eh' der pünktliche Graf Lana kommt. Das Klavier iſt ſtill; Melanie ſpielt nicht mehr. Verſuchen wir, ob wir aus dieſem Tag einen Glückstag machen!“

Er nahm ſeinen ſchwarzen Hut, der auf einem Gartentiſchchen ſtand, ging um die Ecke der Haustür, und ſtieg mit etwas unluſtigen Knieen, unterwegs einen Handſchuh anziehend, die breite, teppichbelegte Treppe hinauf. Oben empfing ihn ein Diener in Livree, der ihn ohne weiteres zur Gräfin führte; ſie erwartete ihn. Waldenburg trat mit großer Ehrerbietung ein und neigte ſchon an der Tür ſeine hohe Geſtalt zu einer ſcherzhaft feierlichen Verbeugung vor der ſchönen Frau, die ihm entgegenkam. Erſt als der Diener wieder verſchwunden war, ging er vertraulich auf ſie zu und küßte ihr mit der Zärtlichkeit eines alten Freundes die Hand.

„Ich habe Sie heute nur unter Menſchen geſehen, liebe Melanie,“ ſagte er, in noch immer etwas geneigter Stellung, um nicht allzu hoch auf die zierliche Geſtalt

hinabzublicken. „Das war mir nicht genug; ich mußte Sie allein sprechen — eh' Ihr Haustyrann da ist."

„Ah!" sagte die Gräfin und sah ihm klug forschend ins Gesicht. Sie hatte lebhafte, geistreiche Züge, zugleich aber war sie schön zu nennen: die noch unverwelkte Haut — obwohl die Frische der ersten Jugendblüte längst vergangen war — hatte den edlen Ton des Elfenbeins, und lag über einem bewunderungswürdig feinen, aristokratischen Knochenbau, wie bei den zartesten Gestalten der griechischen Skulptur. Die weiche Rundung der Formen drohte zu üppig zu werden; in diesem unentschiedenen Zustand des Übergangs wirkte sie aber umso verführender. Das braune, volle Haar wellte sich sehr reizvoll an den Schläfen; die Augen, fast von demselben Braun, schienen vor allem klug, verständig, lebendig; trat aber dieses geistige Feuer zurück, so entschleierte sich etwas Schmachtendes, Verlangendes, das auch mit der weichen Anmut aller Bewegungen inniger verwandt schien.

„Ich dachte, Sie brächten mir etwas," entgegnete sie, wie enttäuscht.

„Ja, ja, ja, die Briefe!" sagte Waldenburg und hielt ihrem Blick möglichst gelassen stand. „Ich habe mich also zunächst zu entschuldigen, daß Sie die verlangten Briefe noch nicht haben: sie sind leider noch unterwegs. Auf Ehre! Mein Sekretär soll es Ihnen auf der Stelle bestätigen! —" Er trat durch die geöffnete Glastür auf einen Balkon hinaus, der sich über seiner eigenen Terrasse befand, und rief hinunter: „Riedau!"

Riedau erschien sogleich auf der Terrasse; er verneigte sich gegen die Gräfin, die mit einiger Verwunderung über diesen Vorgang neben Waldenburg getreten war. „Sie befehlen?" fragte er hinauf.

„Das kleine Paket mit den Briefen, Riedau!“

Der Sekretär wandte ſich zur Gräfin: „Ich bedaure ſehr, Exzellenz,“ ſagte er untertänig, halblaut — „ſie ſind noch nicht hier. Ich habe einen ganzen Koffer mit allerlei Papieren, unter denen ſich auch dieſe Briefe befinden, von Wien hierher geſchickt, mit Wertangabe, ſo daß ein Verluſt ganz unmöglich iſt. Ich erwarte ihn jede Stunde!“

Die Gräfin erwiderte nichts. „Sie können gehn,“ ſagte Waldenburg. Riedau verſchwand wieder ins Haus, und Waldenburg trat mit der leicht erröteten Gräfin in den Salon zurück.

„Sehen Sie, ſo ſteht es!“ ſagte er. Gräfin Melanie ſah ihn mit dem gemiſchten Ausdruck von Verwunderung, Hochachtung, Furcht und Mißmut an, mit dem ſie ihn, ſeit ſie ihn kannte, ſchon ſo manches Mal betrachtet hatte, und ſagte, ihre weichen Hände ineinanderlegend: „Merkwürdig, daß Sie dieſem Menſchen ſo ganz alles anvertrauen!“

„Dem Riedau?“ fragte Waldenburg. „Das iſt ein zuverläſſiger Menſch; ein treuer Hund.“

„Meinen Sie! Ich finde das nicht in ſeinem Geſicht; wohl das Hündiſche, aber nicht das Treue.“

„Sie täuſchen ſich ... Aber ſagen Sie, Melanie: wozu wollen Sie auf einmal dieſe alten Briefe? Ich war ſtolz auf ſie; ſie gehören zu meinen glücklichſten Erinnerungen —“

Er bemerkte eine unfrohe Bewegung Melanies, die ſich auf einen Diwan geſetzt hatte, fuhr aber unerſchüttert, wenn auch mit leiſerer und zarter Stimme fort: „Sie waren ein Schatz, dieſe Briefe, für den ich Ihnen ewig dankbar war, ewig dankbar ſein werde. Weshalb fordern Sie ihn mir ab? Trauen Sie mir nicht?“

„Ich traue dem Zufall nicht,“ entgegnete Melanie.

„Dieſer Koffer mit den ‚allerlei Papieren‘ kann in böſe Hände fallen; — kurz, ich will nicht, daß — —“

„Sie waren ſonſt nicht ſo ängſtlich, meine teure Freundin. Seien Sie doch offen gegen mich — wie ich es gegen Sie bin. Sie wiſſen, ich belüge die ganze Welt, und mit dem reinſten Vergnügen — ſie verdient's nicht beſſer — aber gegen Sie war ich immer ſo ehrlich und wahr wie die alte Sonne. Melanie, Sie ſind — — Sie haben — —“

„W a s habe ich?“

„Ein — neues Gefühl,“ ſagte Waldenburg zögernd; „einen neuen Roman. Leugnen Sie doch nicht. Einen neuen Roman, der ſo ernſthaft iſt, daß Sie von dem alten, wenn auch längſt vergangenen, nichts mehr wiſſen wollen; daß Sie ihn auslöſchen, wegwiſchen, vertilgen möchten — oder wenigſtens jedes Denkmal, das an ihn erinnert. Das Weiche in Ihren Augen, dieſer ſchräge Blick, dieſes Zucken mit den Schultern, Ihr ganzes Weſen verrät mir's, Melanie. Warum verbergen Sie's vor dem alten Freund? Er iſt nicht eiferſüchtig; — oder wennſchon ein wenig — wie's nicht anders ſein kann — noch mit der nötigen philoſophiſchen Reſignation!“

Melanie ſeufzte leiſe. „Sie ſind zu klug,“ ſagte ſie, gleichfalls reſigniert. „Sie ſehen den Menſchen ins Herz. — Nun ja denn, ja denn — es iſt ſo.“

„Und ſehr ernſt.“

„Und ſehr ernſt; ja!“ gab ſie ihm zurück. Dann blickte ſie ihn an, und ihre Augen wanderten auf ſeinem Geſicht. „Ich ſag' Ihnen aber nur noch eins: ‚er‘ iſt Ihnen in manchem ähnlich, auffallend ähnlich; hier und da ſogar im Äußeren. Weiter ſag' ich nichts.“

„Alſo beſcheid' ich mich,“ erwiderte Waldenburg, der ihr nun wie ein Vater gegenüberſaß. „Ich hoffe, meine

etwas leidenſchaftliche Freundin iſt vorſichtig: ſie verrät ſich nicht —“

Sie warf den Kopf zurück. „Der Graf weiß von nichts, ahnt nichts. Er würde uns beide töten, wenn er's wüßte. In der Eiferſucht iſt er von einer wahrhaft ſpaniſchen Energie; bei ſeinem ſonſtigen grandioſen Phlegma —“

„Wie reizend objektiv Sie darüber reden!“ ſagte Waldenburg heiter, mit ſeinem genießenden Schmunzeln.

Indeſſen dieſe Heiterkeit ſchien ſie zu verletzen; ſie ſtand plötzlich auf und ging einmal ſtumm durch das Zimmer hin. Am Klavier blieb ſie ſtehn, und ſich zu ihm wendend, mit einem böſen Feuer im Blick, ſagte ſie halblaut: „Wer hat mich ſo gemacht — als Sie? — ‚Reizend objektiv‘ ... Wer hat mich denn durch ſeine ſataniſchen Theorien aus einer harmloſen, unerfahrenen, einfältig enthuſiaſtiſchen Landfrau — ja, das alles war ich — zu einer objektiven ‚Weltdame‘ gemacht? Glauben Sie, ich liebe Sie deswegen? ich habe nicht zuweilen einen Haß auf Sie? — Darum will ich ja dieſe Briefe, dieſe gottverwünſchten — —“

Sie brach ab, eh' ſie das Wort noch ganz ausgeſprochen hatte; ſie biß ſich auf die blaß gewordene Lippe, als hätte ſie ſchon zu viel geſagt. Waldenburg rührte ſich nicht, und auch ſein Geſicht blieb majeſtätiſch ruhig. Nur langſam entſchloß er ſich zu einem ſanften, liebenswürdigen Lächeln.

„Aber laſſen wir das,“ fuhr ſie endlich fort, da er ſchwieg. „Sie ſehn ‚ihm‘ zu ähnlich, wenn Sie ſo lächeln — und ich bin auch wieder zu gutmütig, um im Ernſt zu haſſen. Alſo Sie wollen etwas erreichen, ich weiß es; darum ſind Sie jetzt heraufgekommen, mußten Sie ‚mich allein ſprechen‘. Sie wollen nicht länger einfach der Herr von Waldenburg ſein, wollen Baron oder Exzellenz werden; mein Mann ſoll's Ihnen verſchaffen, — Ihr alter Lieb-

lingsgedanke; und da er heute kommt, wollen Sie geſchwind das Eiſen ſchmieden. Nicht wahr, ich bin a u ch nicht dumm, ich kann a u ch erraten."

Waldenburg verneigte ſich mit der heiterſten Grazie: „Ich bewundere Sie, meine Schülerin und Meiſterin, und ſage weiter nichts!"

„Der Graf kann Ihnen auch nützen wie kein anderer," fuhr ſie, nun doch etwas geſchmeichelt, fort. „Er hat einen ganz merkwürdigen Einfluß auf ſeinen Bruder, den Miniſter, und der Miniſter hat das volle Vertrauen Seiner Majeſtät. Aber, Unglücklicher, Sie gefallen meinem Mann nicht. Sie, der Sie ſo geſchickt ſind, den Menſchen zu gefallen, ſind ihm antipathiſch. Er hält Sie für ſehr frivol, nicht bloß bei den Frauen; auch in anderer Hinſicht; und Sie wiſſen, er ſelbſt iſt ein ſtrenger Ehrenmann, ohne jeden Makel!"

„Gehn Sie mir doch," ſagte Waldenburg. „Der Herr Graf hat es leicht, ein ‚ſtrenger Ehrenmann' zu ſein: geborener Lord, reich, mit Seiner Majeſtät aufgewachſen wie ein Kamerad, Mitglied des Herrenhauſes, geweſener Miniſter, von erhabener Unwiſſenheit und göttlich borniert —"

„Wie der Neid übertreibt!"

„Brauchte nichts weiter zu lernen, als Reiten, Tanzen und Schießen — nun, und d a s kann er allerdings: er trifft die Taube im Flug; aber immer an der Wahrheit vorbei, wenn ſie ihm auch ſtillhält!"

„Nun," ſagte die Gräfin etwas boshaft, „was S i e betrifft, hat er's doch getroffen. Auch hält er Sie für — nun, wie ſoll ich ſagen — für einen Beförderungsjäger, und die mag er nicht. Endlich: das E p i g r a m m!"

„Was für ein Epigramm?" fragte Waldenburg.

„Tun Sie doch nicht, als wüßten Sie von nichts! In

das Buch mit den satirischen Epigrammen, das Sie mir vor Jahren einmal zeigten — Ihr sogenanntes ‚schwarzes Buch' — haben Sie offenbar auch ein Epigramm auf den Grafen aufgenommen; denn mehrere gute Freunde haben mir davon erzählt. Kurz, das hat nun irgend jemand auch dem Grafen verraten —"

„Ah! welche Niedertracht!"

Gräfin Melanie setzte sich aufrecht, über ihr weiches Gesicht mit dem aristokratischen Näschen flog ihr geistreichstes Lächeln. Sie sagte langsam und jedem Buchstaben Nachdruck gebend, während sie die Fingerspitzen leicht gegeneinander schlug: „Wie gut Ihnen die Empörung steht. — Ja, warum sind Sie denn so eine böse Zunge, die ihre Mitmenschen nicht schonen kann?"

„Gute Melanie," antwortete Waldenburg mit einem Ton wahrer Aufrichtigkeit, den sie nicht oft von ihm hörte: „verkennen Sie mich doch nicht. Es muß zuweilen heraus! Wenn ich vor all den Hohl- und Querköpfen eine Weile gekatzenbuckelt und scherwenzelt habe, weil die unendliche Dummheit der Welteinrichtung sie über mich gestellt hat — wenn ich Thersites als Achilles und Kaliban als Ariel behandelt habe — dann muß es heraus! Dann greife ich zum stählernen Dolch mit der kleinen Spalte, tauche ihn in schwarzes Tintenblut, und schlachte einen dieser Ochsen — nur um im Vergleich zu bleiben — auf dem Altar der Wahrheit, so daß sein bißchen Lebenssaft in mein Epigrammenbuch hinüberspritzt. Schelten Sie mir dieses ‚schwarze Buch' nicht! Es ist die Wiederherstellung meiner Menschenwürde; mein Hauptbuch, aus dem ich am Jüngsten Tag Rechenschaft ablegen werde, meine Ehrenrettung vor Lessing, Voltaire und den andern Göttern!"

„Wie Sie doch alles zu vergolden wissen," sagte Melanie

gedämpft; „unheimlicher Menſch Sie. — Wenn Sie nun aber die Inſolenz begangen haben, auch meinen Mann dahinein zu ſchlachten —“

Waldenburg ſtand plötzlich auf. Er wuchs ſo hoch in die Höhe, daß die ſitzende Gräfin den Kopf faſt verrenken mußte, um ſein unendlich ſpitzbübiſch lächelndes, diaboliſches Geſicht zu ſehn. „Halt!“ rief er aus. „Ich hab's!“

„Was haben Sie?“

„Den Grafen. Das heißt, ich werde ihn haben; ja, ja, geben Sie acht. Ich werde mir dieſen beleidigten Ehrenmann verſöhnen, ihn für mich gewinnen — wenn die liebenswürdige Melanie mir hilft! Wir machen eine wunderſchöne kleine Intrige miteinander ...“

Die Gräfin blickte ihn bedenklich an und ſchüttelte den Kopf.

„Eine Intrige, teure Melanie, die zugleich dieſes böſe Epigramm auf den Grafen vernichtet, aus der Welt ſchafft: alſo tun Sie ein gutes Werk, wenn Sie mir da helfen!“

„Und wie wäre das?“

„Wir — vertauſchen das Epigramm!“ Er ſeufzte humoriſtiſch auf: „Ich bringe ein blutiges Opfer des Intellekts und ſetze an die Stelle dieſes treffenden, witzigen, kunſtgerechten Sinngedichtes ein elendes Not epigramm, das ſcheinbar und ungefähr dasſelbe ſagt, aber mit der Samtpfote endigt ... Ich drücke mich ſchief und unverſtändlich aus; aber ich weiß was ich meine. Indem ich ſo halb mechaniſch zu Ihnen weiterſpreche, dichte ich an meinen Verſen, an meiner Gaukelei ... Erlauben Sie einen Augenblick!“

Er ging durch das Zimmer und trat auf den Balkon hinaus.

Melanie ſtand auf. „Was wollen Sie da?“ rief ſie ihm nach.

„Ich obſerviere den Schauplatz; ich inſzeniere meine Komödie. Denn es handelt ſich nicht bloß um das Epigramm: auch um eine kleine ſpitzbübiſche Komödie, hier im Garten zu ſpielen — auf meiner Terraſſe und auf Ihrem Balkon —“

„Ah! jetzt ſind Sie in Ihrem Element!“ rief die Gräfin aus.

Waldenburg kam mit ſeinen majeſtätiſch-unſicheren Schritten langſam zu ihr zurück. Er nahm ihre linke Hand zwiſchen ſeine beiden, ſtreichelte ſie ſanft und ſagte mit ſeinen ſchmeichelndſten Tönen, indes ohne Zärtlichkeit, die ihr mißfallen hätte: „Meine teure, angebetete Melanie! Wann kommt er?“

„Der Graf?“

Er nickte.

„Jetzt gleich!“ — Sie ſah nach ihrer Uhr. — „Ich muß ihm entgegen, und Sie müſſen fort!“

„Bitte, einen Augenblick! — Er iſt noch immer der abſolut regelmäßige Menſch?“

„O ja; bis zum Wahnſinn. Alles, alles tut er zu beſtimmter Zeit —“

„Alles?“

„Ja.“

„Was wird er heute abend tun?“

„Das kann ich Ihnen ſagen! Nach der Ankunft macht er Toilette. Dann ſitzt er hier, bei mir; ſobald die Uhr aber acht ſchlägt — und das wird dann bald geſchehen — ſchöpft er noch etwas Luft —“

„Sehn Sie,“ fiel Waldenburg ihr ins Wort, wie triumphierend: „das glaubte ich zu wiſſen. Punkt um acht! Und in dieſem Fall hier auf dieſem Balkon!“

„Ja; offenbar. Er liebt die Balkons. Zehn Minuten friſche Luft, dazu iſt ihm nichts ſo bequem und angenehm,

wie ſo ein Balkon. Nach dieſen zehn Minuten eine Taſſe Tee; und um neun — als Frühaufſteher — ins Bett!“

„Gut, vortrefflich,“ erwiderte Waldenburg. „Um acht werde ich da unten auf meinem Poſten ſein; verlaſſen Sie ſich auf mich! Wenn alles glückt, wie es ſoll, ſo werden Sie zehn Minuten ſpäter mit ihm eine Taſſe Tee trinken und ihm dabei klarmachen, daß ich nun endlich Exzellenz werden muß —“

„Sind Sie toll? — Wie fange ich das an?“

„Warten Sie's nur ab! — Und wenn es Ihnen gelingt, ſo ſingen Sie mir zum Zeichen, an Ihrem Klavier, jenes alte Lied:

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn ans Land — —“

„Laſſen Sie das alte Lied!“ unterbrach ihn die Gräfin, der ein unholdes Gefühl die Lippen verzog. „Es iſt die höchſte Zeit! Adieu!“

„Melanie!“ ſagte er, nach ſeinem Hut greifend. „Wollen Sie?“

Sie zögerte; dann murmelte ſie, offenbar etwas widerwillig: „Wenn ich kann! — Aber dann werden — dieſe Briefe kommen!“ ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu.

„Gewiß, auf mein Wort!“ erwiderte er, die Schwurfinger hebend.

Sie entließ ihn mit einer ſchwachen Handbewegung: „Mein böſer Dämon! Adieu!“

Waldenburg trat auf den Vorplatz hinaus. Er blieb ſtehn und horchte noch einige Augenblicke; ſie ſchien etwas zu murmeln, leider zu leiſe: er konnte es nicht verſtehn. Dieſe kluge Melanie! dachte er und lächelte kalt. Sie hat allerlei gegen mich einzuwenden; ſie wäre mich lieber los; — aber noch halt' ich ſie feſt. — Wer wohl der neue Glückliche iſt? — — Gleichviel. Jetzt zu unſerm „Tanz“ mit

dem Grafen! — Er ging gemächlich weiter und die Treppe hinab. Dieſer edle Graf, dachte er, iſt neugierig wie ein Weib, und weiß vor allem gern, was man über ihn denkt. Außerdem gehört er zu den prächtigen und leicht zu lenkenden Menſchen — ich konnte nur bis heute nie an ihn herankommen — die ſich auf ihre geräuſchvolle Energie, ihre ſtarken Worte viel zu gute tun; haben ſie darin das Nötige und auch das Überflüſſige geleiſtet, ſo werden ſie fadendünn und ſind um den Finger zu wickeln — wenn man dieſe nützliche Operation nur mit der nötigen ſcheinbaren Unterwürfigkeit und mit vorſichtig applizierter Schmeichelei vollzieht. So behandelt ihn offenbar dieſe talentvolle Frau, unſre Melanie! Will ſie etwas von ihm, ſo wartet ſie ab, bis ſein Anfall von Schneidigkeit vorüber iſt: dann erſt beginnt ſie die Operation. Er hält ſie für „ſchwach“, für „weich“, darum fürchtet er ſich vor ihr ganz und gar nicht, der gute Graf, und darum wickelt er ſich ſo gut über ihre kleinen Finger. Mich hält er nicht für „ſchwach“, wie ich höre, aber für „leicht“, „pas sérieux“, „zu frivol“ um ein Charakter zu ſein, der konſequent ſeine Zwecke durchſetzt. Vielleicht überraſch' ich ihn heute. Vielleicht bringe ich ihm eine ganz andere Meinung von mir bei. Vielleicht wundert er ſich, der feierliche Graf. . . . Vogue la galère!

Waldenburg kam auf ſeine Terraſſe, wo ſchon die Tafel gedeckt war; für vier Perſonen, denn Tilburgs und Frau von Tarnow ſollten bei einem einfachen, „kurgemäßen“ Nachtmahl ſeine Gäſte ſein. Er rief Riedau, der ſogleich aus dem offenen Gartenzimmer heraustrat. „Hier haben Sie den Schlüſſel zum Schreibtiſch, mein Sohn,“ ſagte Waldenburg, der nie ſelber tat, was ein „beſoldeter Sklave“ für ihn tun konnte; „holen Sie das ‚ſchwarze Buch‘!“ — Riedau ging hinein. „Das neue Epigramm muß dem

alten ähnlich sein," sagte Waldenburg leise vor sich hin, über die Terrasse pendelnd; „so ähnlich, wie oft ein dummer Bruder einem geistreichen ist; so ähnlich, daß, wer von dem echten die Glocken hat läuten hören, denken muß: ja, so war's! — — Den Teufel auch, so ein gut gearbeitetes, braves Epigramm gegen einen faden, verbrauchten, saftlosen Allerweltsspaß umzutauschen.... Aber die Sache will's!"

Riedau kam mit einem schwarz gebundenen, sehr eleganten Buch in Albumform zurück. Waldenburg nahm es, sah seinen Sekretär und Vertrauten mit fast zugekniffenen Augen an und fragte: „Sagen Sie mal, können Sie ein Blatt aus diesem Buch so geschickt herausnehmen und ein anderes so elegant an die Stelle kleben, daß kein Aug' es entdeckt?"

„Wenn ich das nicht könnte!" entgegnete Riedau mit einem geringschätzigen Lächeln.

„Ich habe dich nicht beleidigen wollen, mein Sohn; — also gut, du kannst es. Dieses Blatt soll heraus; dieses leere soll da hinein. Ich werde aber vorher ein paar Verse darauf schreiben; warten Sie so lange!"

Er setzte sich an ein Tischchen und überlas zunächst das zu opfernde Gedicht:

„Der edle Graf! Ich kann ihn nicht gut leiden.
Warum nicht, fragst du? — Lieber Gott! Ich weiß,
Der Mann ist makellos, der Ehre Preis;
Mit seinen Orden kann er sich bekleiden,
War nie betrunken, hat kein Weib verführt,
Kein Holz gestohlen, keinen Witz gemacht,
Das Pulver nicht erfunden, nie gedacht,
Und jederzeit getan, was sich gebührt;
Kurz, stirbt er einst — doch sicher ohne Hast —
So wird ein Mustermann mit ihm begraben;
Nur eine Eigenschaft ist mir an ihm zur Last:
Die, keine einzige zu haben!"

Während Waldenburg die Verse las, formten sich ihm die neuen, die ehrbar und langweilig an ihren Platz treten sollten. Er ließ sich das Schreibzeug bringen, und nachdem Riedau mit großer Geschicklichkeit das verbrecherische Blatt herausgeschnitten hatte, beschrieb Waldenburg das leere, mehr als einmal seufzend. Diese Melanie, dachte er, während er schrieb, wird ewig eine junge Frau bleiben; eine scharmante Frau.... Aber ich hab' keinen andern Gedanken mehr, als Marie von Tarnow! — — „Machen Sie Licht," sagte er dann. „Wir wollen n o ch ein Opfer bringen und die Wahrheit als Irrtum abschwören, wie weiland Galilei." Er hielt das ausgelöste Blatt über die Flamme der Kerze, die Riedau angezündet hatte, und ließ es sich in der Glut langsam zu Tode krümmen, bis es in schwärzliche Asche verwandelt war. „Ein Ketzer, der verbrannt wird," sagte er im Zusehn. „Ein Autodafé! — Schau dir das an, mein Sohn: so ist diese erbärmliche Welt!"

Riedau lächelte, abgewandt, über dieses unzeitige Pathos; dann ging er mit dem Buch ins Haus, um den schwierigeren Teil seines Geschäftes zu verrichten. Waldenburg sah Anton, den Kellner, vom Haupthause her durch den Garten kommen; er winkte ihn heran und sagte: „Legen Sie die Gedecke um. Nicht eines an jeder Seite, sondern hier auf der Hausseite zwei; da drüben, dem Balkon gegenüber — dem Haus gegenüber, mein' ich — da soll niemand sitzen."

„Warum nicht?" fragte der Kellner.

Waldenburg betrachtete ihn von oben herab mit seinem Fürstengesicht. „Junger Mann," sagte er dann, „merken Sie sich folgendes: Haben Sie stets für alles, das Sie tun, einen guten Grund, aber sagen Sie ihn nicht jedem Narren, der Sie danach fragt. — Also, wie gesagt, zwei Gedecke hierher!"

Der Kellner ward rot, gehorchte aber ſchweigend; er hatte nicht den Mut, einem ſo langen und majeſtätiſchen Menſchen zu widerſprechen. Unterdeſſen lauſchte Waldenburg, etwas zur Seite gebeugt; Graf Lana ſchien zu kommen und auf der andern Seite ins Haus zu gehn; Waldenburg glaubte ſeine etwas ſchwerfällig ſprechende, fette Baßſtimme zu hören. Alſo der große Mann war da. ... Bald darauf kamen ſeine Gäſte: die Baronin Tilburg, auf ihren ſchmachtenden „ſüßen Füßen“, wie der Spötter dachte, der Baron in ſeiner abſoluten Tadelloſigkeit vom Kopf bis zur Zehe, und die blaſſe Marie, heute *minder* blaß, den Kopf in einem Schleiertuch, das ihr vortrefflich ſtand, und das dem ſo gerne hoffenden Waldenburg zu ſagen ſchien, daß ſie ihrem neuen Freund zu gefallen wünſche.

„Nun? Sind wir heute pünktlich?“ fragte die Baronin.

„Meine teure Baronin,“ ſagte Waldenburg heiter und küßte ihr die Hand, „Sie zwingen uns *immer* zur Bewunderung: entweder durch die Koloſſalität Ihrer Verſpätungen, oder durch das Unbegreifliche Ihrer Pünktlichkeit! — Alſo auf Verlangen der Damen eſſen wir hier draußen, bei dem ſchönen Abend; und auf Befehl der Baronin höchſt kurgemäß einfach: nur einen Gang, und den Nachtiſch. Leider, leider ohne unſre Gräfin. Anton, junger Mann, tun Sie Ihre Pflicht!“

Die kleine Geſellſchaft ſetzte ſich, wie der Hausherr es wünſchte: die Baronin neben ihm auf der langen Seite, die andern rechts und links, gegenüber niemand. Auf das kalte Vorgericht blickend, das Waldenburg ihr anbot, ſagte die Baronin mit beinahe mädchenhafter, begehrlicher Bangigkeit: „Meine liebe Marie, darf ich davon eſſen?“

Frau von Tarnow antwortete lächelnd: „Auf mein Wort, Sie dürfen.“

„Ich eſſe nämlich nichts mehr ohne meinen ‚Leibarzt‘,“ ſagte die Baronin zu ihrem Nachbar; „das iſt das Bequemſte und Sicherſte, was es gibt! — Aber um Gottes willen, warum ſehn Sie nach der Uhr?“

„Ich?“ fragte Waldenburg, der ſich bei ſeinem verſtohlenen Griff in die Weſtentaſche ertappt ſah. „Hatte ich da eben die Uhr? So war das vermutlich noch ein unbewußter Zweifel, ein Reſt von Unglauben an Ihrer Pünktlichkeit. Ich bin offenbar ein kritiſcher, ſchlechter Menſch!“ — — Was man für Albernheiten ſagt, dachte er darauf, wenn man überraſcht wird. Teufel, es iſt ſchon ſpät! bald die höchſte Zeit! Riedau noch nicht fertig? Ich hätt' ihm ja ſagen müſſen, daß ich das Buch augenblicklich brauche ...

Er war drauf und dran zu rufen. Aber Riedau kam. „Das Buch iſt fertig,“ hörte Waldenburg leiſe an ſeinem rechten Ohr. Es war ihm unangenehm, den warmen Atem dieſes „Sklaven“ zu fühlen; aber was lag in dieſem Augenblick an ſo einem Mißgefühl. Gnädig wandte er ſich, nickte dem Sklaven zu, und ſagte zu ſeinen Gäſten, um ein übriges zu tun: „Sie kennen ja wohl meinen Sekretär noch nicht; da ſteht er. Fritz Riedau; ein hoffnungsvoller junger Mann, der ſich in meiner Schule zum Miniſter ausbildet; er ſucht ſchon den Platz auf meinen Schultern, auf den er einſt treten wird. — Riedau!“ ſagte er dann leiſe. „Bleiben Sie da drinnen, bei der offenen Tür. Geben Sie acht, Sie können etwas lernen. Aber atmen Sie mich nicht ſo an! Was iſt Ihre Uhr?“

„Drei Minuten vor acht,“ flüſterte Riedau. Waldenburg ſtand auf.

„Was gibt's? was gibt's?“ fragte die nervöſe Baronin.

„Ich bitte, erſchrecken Sie nicht!“ erwiderte Waldenburg mit ſeinem harmloſeſten, unſchuldigſten Lächeln.

„Meine Damen und Herren, fürchten Sie mich nicht, weil ich so feierlich daſtehe; unterbrechen Sie auch nicht die heilige Handlung des Eſſens; ich fühle nur das Bedürfnis, einen Monolog zu reden, der gegen jenes leichtfertige, unedle Wort gerichtet iſt: ‚Die Abweſenden haben unrecht'! In dieſem verderbten Zeitalter iſt es eine Herzensfreude, ſo edle und tugendreiche Gäſte bei ſich zu ſehen; aber ebenſo iſt es ein Herzenskummer, daß —"

Unwillkürlich hielt Waldenburg inne, denn in dieſem Augenblick ſchlug eine Turmuhr acht. Gleich darauf glaubte er hinter und über ſich Schritte zu hören, auf den Balkon heraus. Er horchte auf die großen und ſchweren Füße des Grafen ſo geſpannt, wie er als Primaner auf die Füßchen ſeiner heimlichen Jugendliebe gehorcht hatte.

„W a s iſt ein Herzenskummer, lieber Waldenburg?" fragte Tilburg verwundert, da der Redner ſchwieg.

„Pardon!" ſagte Waldenburg, der nun nicht mehr zweifelte: der große Graf Lana ſtand über ihm auf dem Balkon. „Meine Herrſchaften, ich war nicht ganz bei Sinnen: mir fuhr etwas durch den Kopf! Alſo ein Herzenskummer, daß unſre gemeinſame Freundin, unſre hochverehrte Gräfin Lana, unter uns fehlt; bekanntlich verhindert durch die Erwartung ihres Herrn und Gemahls, der ſich in dieſem Augenblick vermutlich in den bequemen Hausrock der glücklichen Ankunft hüllt. M i r, meine Herrſchaften, ſtört er unſre Freude; und ich glaube, Sie wiſſen längſt, daß ich ohnehin gegen dieſen Mann allerlei auf dem Herzen habe —"

Der Graf auf dem Balkon machte eine Bewegung, er trat etwas näher an die Brüſtung; der verſtohlen horchende Waldenburg glaubte es zu hören. „Sie kennen mich als einen offenherzigen Menſchen," fuhr er fort; „warum ſollt' ich auch heucheln! Dieſer edle Graf — er iſt überhaupt

etwas unbequem; er drückt die weniger erhabenen Naturen durch seine vornehme, unanfechtbare, unbestechliche Größe; unbestechlich in jedem Sinn, da er die Menschen unfehlbar durchschaut und es lächerlich wäre, vor ihm Komödie spielen zu wollen ..."

Melanie trat zum Grafen auf den Balkon; sie horchte, beinahe verblüfft, noch nicht recht begreifend; wider Willen aber mußte sie lächeln.

„So würde ich denn auch nie versuchen," sprach Waldenburg in fließender Rede weiter, „mich diesem Mann ernstlich zu nähern, weil ich meine Inferiorität fühle; mein etwas leichter Sinn, der durch den Übermut meiner Reden noch leichter scheint, als er ist, würde einem so durchgebildeten Mustermenschen nicht gefallen können; und lieber will ich von ihm verkannt werden, als mich besser machen, als ich bin! Es muß ein ähnliches Verhältnis sein, wie zwischen Antonius und Cäsar Oktavian: mein Geist fühlt sich gedrückt unter dem seinen ..." Waldenburg lächelte: „Und darum benütze ich jede Gelegenheit, ihm ein wenig zu grollen — und so auch die heutige ..." Mit wachsender, herzlicher Heiterkeit setzte er hinzu: „Und bei aller Verehrung, Bewunderung und Liebe kann ich ihn eigentlich nicht leiden! — Ja ich habe sogar in eben diesem Sinn ein freches Epigramm auf ihn gemacht —"

Graf Lana hatte bei den voraufgegangenen Bekenntnissen würdevoll-behaglich gelächelt und der Gräfin mit einer heiteren Kopfbewegung gewinkt; jetzt aber fühlte er seine Pflicht als Kavalier, den Redner zu unterbrechen, seine Anwesenheit kundzutun. Er beugte sich vor und rief hinunter: „Guten Abend, Herr Geheimer Rat!"

Waldenburg schien zu erschrecken. „Seine Exzellenz!" sagte er mit sinkender Stimme, und drehte sich herum.

Die andern erhoben ſich. Sie ſahen nun alle den Grafen auf der Altane ſtehen, über deren Brüſtung er herunter-grüßte; neben ihm die Gräfin, deren Wangen errötet waren. Sie war trotz ihrer Fülle ſehr zierlich neben der ſtattlichen Geſtalt des Grafen, der breite Schultern und einen bedeutenden Leibesumfang hatte. Sein dünnes, ſchlichtes Haar, das ganz raſierte Geſicht mit den glatten, fetten Wangen, der etwas gebogenen Naſe und dem ſchön-geformten Mund leuchtete im Abendlicht, in einer goldigen Verklärung, in der die gewohnte feierliche Würde der ganzen Erſcheinung gleichſam geſchmolzen war. Auch ſchwebte eine angenehme, gemäßigte Heiterkeit über den gewöhnlich unbelebten, ſtarren, ſtreng dreſſierten Formen. Das Geſicht hatte ſein liebenswürdigſtes Lächeln angelegt und wandte ſich Waldenburg zu.

„Sie haben ſich beklagt, wie ich höre," ſagte der Graf mit Humor, „daß meine Frau nicht Ihr Gaſt ſein konnte, weil ſie mich erwartete. So ſchicke ich ſie wenigſtens jetzt noch auf ein paar Minuten; und werde mir erlauben, ſie zu begleiten, wenn es Ihnen recht iſt!"

Waldenburg verneigte ſich mit vornehmer, doch be-ſcheidener Grazie. „Eure Exzellenz erweiſen mir eine hohe Ehre —"

„Alſo wir kommen!"

Der Graf und die Gräfin verſchwanden vom Balkon. „Aber das iſt ja drollig!" ſagte die Baronin. „Es ſcheint, Ihre Tiſchrede hat wie ein Magnet gewirkt und den Grafen Lana auf den Balkon gezogen —"

„Was ſagten Sie da zuletzt von einem E p i g r a m m?" unterbrach ſie der Baron. „Mein Lieber, ich muß Ihnen ſagen" — ſetzte er luſtig hinzu — „von dieſem berüchtigten Epigramm hatt' ich ſchon gehört!"

Waldenburg machte ein ernſtes Geſicht. „Meine

Freunde, ich fürchte, auch Seine Exzellenz hat jetzt davon gehört; er ſtand ja auf dem Balkon!“

„Iſt es denn ſo ſchlimm?“ fragte die Baronin. Waldenburg antwortete nicht; er ging den Lanas entgegen, die er kommen hörte. Sehr beglückt, aber mit einer etwas ſcheuen, befangenen Zurückhaltung, die er vollendet ſpielte, begrüßte er den Grafen: „Ich hätte nie gehofft, Exzellenz, Sie an der Schwelle meiner Wohnung begrüßen zu dürfen —“

Der Graf unterbrach ihn. Mit wohlwollendem Lächeln ſagte er: „Ich verſtehe dieſen etwas förmlichen, feierlichen Ton; nicht weil ich ‚die Menſchen durchſchaue‘, wie Sie meinen, ſondern weil ich, offen geſtanden, einen Teil Ihrer Tafelrede von vorhin gehört habe. Da möchte ich nun verſuchen, Ihrer ‚Scheu‘ vor mir ein Ende zu machen“ — er reichte ihm die Hand — „aber ich bin auch neugierig: auf das Epigramm.“

„Exzellenz!“ ſagte Waldenburg ſcheinbar verwirrt, mit leiſe vibrierender Stimme.

„Nach Ihrer Rede zu urteilen, wird es wohl auch ſo ſchlimm nicht ſein, dieſes Epigramm. Fürchten Sie nichts, ich kann etwas vertragen. Ich bitte, unterhalten Sie uns mit dieſem Epigramm!“

Mein lieber Graf, dachte Waldenburg, unter allen Umſtänden hätten Sie's gehört: wenn Sie mich nicht unterbrachen, hätt' ich's vorgeleſen! — Er erwiderte, noch zögernd: „Exzellenz — es iſt eine Ausgeburt harmloſen Übermuts —“

„Eben darum; laſſen Sie nur hören!“

„Ich bin nicht feig genug, um es abzuſchlagen... Riedau! Holen Sie aus meinem Schreibtiſch — die Schublade iſt offen — ein großes ſchwarzes Buch! — — Der kleine, dürftige Scherz iſt ſchon vor einem Jahr ent-

ſtanden, wie Sie ſehen werden; eine mutwillige Sommerfliege in der Badezeit ..."

Riedau kam mit dem Buch. — „Sie beſtehen darauf, Exzellenz?"

„Ich beſtehe darauf," antwortete der Graf. Anton hatte noch Stühle gebracht, alles ſaß um den Tiſch. Nur Waldenburg blieb ſtehn; er blätterte in dem Buch, fand das untadelhaft eingeklebte Blatt, und las mit dem gründlich geſchulten, Scherz und Ernſt ineinanderſchmelzenden Wohlklang ſeiner Stimme:

„Begründete Antipathie.

Der edle Graf! Ich kann ihn nicht gut leiden —"

„Ja," fiel der Graf ein, „das hat man mir erzählt: ſo fing es an!"

Waldenburg blickte ihn verwundert an, als höre er etwas ganz Neues; dann begann er von vorne:

„Der edle Graf! Ich kann ihn nicht gut leiden.
Warum nicht, fragſt du? — Lieber Gott, ich weiß,
An Gaben fehlt's ihm nicht; er iſt der Ehre Preis,
Vor Menſchen ſtolz, vor ſeinem Gott beſcheiden,
Der Guten Freund, dem Teufel ſehr verhaßt,
Ein Muſtermenſchenbild wird einſt mit ihm begraben;
Doch eine Schwäche macht ihn mir zur Laſt:
Die, keine einzige zu haben!"

„Ja, ja, ja, ſo ſchließt es!" ſagte der Graf ſchmunzelnd. „Das wußt' ich zufällig ſehr gut! — Alſo d a s war das berühmte Epigramm?"

„Ich kann's nicht ableugnen, Exzellenz. Verzeihen Sie, daß ich es wagte — —"

Graf Lana blickte ihn freundlich lächelnd an. Er nahm das Buch in die Hand, vor dem er nun keine Scheu mehr hatte, und blickte hinein, indem er ſein Augenglas anſetzte. Seine rundlichen, roſigen Lippen bewegten ſich, während

er leiſe las. Nach einer Weile ſagte er, mit dem Glas auf die Verſe deutend: „Ich bin Ihnen alſo ‚zur Laſt‘.“

Waldenburg entgegnete heiter, wie befreit: „Seit Sie mir ſo menſchlich liebenswürdig gegenüberſitzen, nicht mehr!“

Der Graf gab ihm noch einmal die Hand. „Ich muß Ihnen ſagen, eh’ ich wieder gehe: dieſes Epigramm — — man hatte mir eine falſche Vorſtellung beigebracht von dieſem Epigramm. Und ſo auch von — Ihnen. Sie ſehn, ich ſage Ihnen das offen, Herr Geheimer Rat. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die keinen Irrtum eingeſtehen können. Bisher hatte ich nur Ihre vortrefflichen Arbeiten im Miniſterium loben hören; von Ihnen ſelbſt wußte ich zu wenig. Oder vielmehr — nicht das Rechte. Es würde mir eine wirkliche Freude ſein, wenn Sie mir einmal Gelegenheit gäben, das wieder gutzumachen.“

Dieſe Gelegenheit wird man dir geben, und ſehr bald! dachte Waldenburg, deſſen Blick den der Gräfin ſtreifte. Mit dem Ausdruck ſelbſtloſer Ergebenheit entgegnete er dem Grafen: „Ich habe keinen andern Wunſch, Exzellenz, als Ihnen zu gefallen!“

Graf Lana ſah auf ſeine Uhr, ſtand auf und winkte ſeiner Frau. Sich noch einmal zu Waldenburg wendend ſagte er: „Ich war leider viel abweſend, als Sie vorzeiten oft in meinem Hauſe verkehrten. Jetzt hoffe ich Sie öfter zu ſehn. — Für heute gute Nacht, meine Herrſchaften; ich bin von der Reiſe müde, und um dieſe Zeit ruft der ‚häusliche Herd‘!“ — Er gab Marien die Hand: „Es freut mich, auch meine ſcharmante Frau von Tarnow wiederzuſehn! — Leider kennen wir uns erſt wenig; das muß beſſer werden. Vielleicht gehn wir auch ans Meer, und dann in Ihre Nähe. Der ‚weibliche Leibarzt‘ iſt mir gefährlich, ſo ſehr gefällt er mir. ... Entſchuldige dieſes

offene Bekenntnis, liebe Melanie!“ — — Er ſah der blaſſen Frau noch einmal in die „gefährlichen“ Augen: „Wenn ich Ihnen je einen Dienſt erweiſen könnte,“ ſagte er mit wahrem Wohlwollen, — „einen wirklichen Dienſt — ſo würden Sie mich glücklich machen. — Bon soir!“

Er verabſchiedete ſich von allen und ging mit der Gräfin fort, der zuvor Waldenburg noch die Hand geküßt und einen Gutes verheißenden, freundlichen Strahl aus ihren Augen aufgefangen hatte. Auch die Baronin war aufgeſtanden und rüſtete ſich zum Gehn. Mit gutmütigem Lächeln ſagte ſie, während Tilburg ihr ein Tuch um die Schultern legte: „Sie hatten aber Glück, lieber Freund, mit dem Epigramm! — Es wird Nacht; ich habe geſchworen, kurgemäß zu leben. Auf Wiederſehn morgen, bei der Fahrt nach Maria Plain!“

„Wie!“ rief Waldenburg aus; „ſo unnatürlich früh will man mich verlaſſen?“

Tilburg zuckte die Achſeln, mit einem Blick auf ſeine Frau, und ſagte, ſich ergebend: „Es hilft nicht!“ — Mit einem freundſchaftlichen Druck ſeiner ſchmalen Finger faßte er Waldenburgs Arm beim Abſchiednehmen und flüſterte: „Lieber Freund, was hab' ich Ihnen immer geſagt? Sie werden noch Miniſter!“ — Er nahm Waldenburgs ungläubiges, abwehrendes Lächeln noch mit auf den Weg und reichte der Baronin den Arm.

„Leben Sie wohl, Allerbeſte!“ ſagte Waldenburg mit halber Stimme zu Frau von Tarnow, die ihm ſtumm die Hand gab. Einen Augenblick ſah ſie ihn ſo durchdringend und mit ſo eigentümlichem Ernſt an, daß ihn der Gedanke durchfuhr: hat ſie dieſe ganze Komödie erraten? oder hat ſie einen Argwohn? — Sie ging, Tilburgs folgend, und ſchon warf er dieſen Gedanken wie eine Dummheit weg. Wie käme dieſe junge Frau zu ſo durchtriebenen Welt-

gedanken? — Er ſah ihr nach, ihre ſchlanke Thusnelda-geſtalt feſſelte ihn ſo lange, beſchäftigte ihn ſo ſehr, bis ſeine Augen ſich trübten. „Du wirſt doch noch mein! ja du!“ ſagte er mit den Lippen, unhörbar, vor ſich hin.

Als er ſich dann wandte, erblickte er Riedau, der mit den lauernden Augen von der Seite ſchaute, als hätte er ſeinen Herrn und Meiſter andächtig beobachtet. „Schließen Sie das Buch wieder ein!“ ſagte Waldenburg etwas aufgebracht, mit harter Stimme. Riedau ging ſtumm ins Haus.

Die Dämmerung brach herein; Waldenburg ſetzte ſich wieder an die Tafel, auf denſelben Platz, an dem er ſeine neueſte Rolle mit ſo viel Beifall geſpielt hatte, zündete eine Zigarre an, rauchte und trank. Eſſen mocht' er nicht mehr; es gefiel ihm ſo beſſer, zurückgelehnt, von blauem Rauch umwirbelt, von Glück und Zukunft zu träumen. Er blickte auf den gedämpften, milchigen Schein der Lampen, die der Kellner gebracht hatte, und überließ ſich, als ausgelernter geiſtiger Sybarit, ſeinen ſelbſtzufriedenen, gegenwartsfrohen und hoffnungsvollen Gedanken.

Auf einmal begann Klavierſpiel über ihm — eh' er es gedacht. Nach einem wohlbekannten Vorſpiel hörte er Melanies hellen, noch immer friſchen Sopran das erwünſchte Lied ſingen:

„Du ſchönes Fiſchermädchen
Treibe den Kahn ans Land . . .“

„Ah!“ ſagte er mit ſeinem klugen, kalten Freudelächeln. „Melanie hält Wort. Der harte Graf, ſcheint mir, iſt weich geknetet; wir werden Exzellenz. — Riedau!“

„Sie wünſchen?“ fragte Riedau, der auf die Terraſſe trat.

„Eine Flaſche Champagner!“

„Für wen?“ fragte Riedau verwundert, um den leeren Tiſch blickend.

„Hansnarr, für m i ch,“ antwortete Waldenburg.

Riedau ging, ſeine Schultern zuckten, als hätte ſie ein Schlag getroffen. Waldenburg bemerkte es, mit heiterem Vergnügen. Er blies dem „Sklaven“ eine Wolke aus ſeiner Zigarre nach und ſummte zwiſchen den Lippen: „Vogue la galère!“

VIII

Das Wetter war andauernd ſchön; auch der folgende Tag zog rein und golden herauf, und wanderte, von leichten, ſammetweichen Sommerwolken begleitet, reifend über Berg und Tal. Die vier Gäſte der „Gemſe“ verlebten ihn gemeinſam; Saltner, der in ſeine Einſamkeit zurückgeſtrebt hatte, ließ ſich durch die Bitten der beiden Wittekind halten, zumal durch B e r t o l d s warmen, dringenden Eifer, der ſein Herz erfreute. Den Jüngling zog etwas Geheimnisvolles an dem „Alten vom Berge“ an, ſeine Moſesaugen, wie Bertold ſie bei ſich nannte, der tiefe, ſinnende, vielverſchweigende, zuweilen ſchwärmeriſch aufleuchtende Blick, der ſo viel Verwandtes in der jungen Seele berührte. Wie gern hätte er ihm alles abgefragt, was ſich hinter dieſer faltigen Stirn zu verbergen ſchien; wie viel Rätſel, dachte er, möchten da ſeiner unerfahrenen Jugend gelüftet und gelöſt werden. Indeſſen mußte er nun ſchon zufrieden ſein, ihm nah zu bleiben, ihn oft ſtill zu betrachten; denn redſelig war der Alte nicht, noch weniger als geſtern. Die Anweſenheit Dorſays mochte ihn zurückhaltender machen; dieſen ſah er zuweilen über die Schulter wie etwas Fragwürdiges mißlaunig an, während er für das „feine G'frieſerl“ des jungen Schwär-

mers zutrauliche, ſonnige Blicke hatte. In den kühleren Morgenſtunden waren die vier miteinander in die Berge gewandert; Mittag und Nachmittag verſaßen ſie im Garten und im Salettl, zumeiſt um das Schachbrett verſammelt; denn es fand ſich, daß auch Dorſay dieſem edlen Spiel ſehr ergeben war, und in den verſchiedenſten Gruppen kämpften ſie gegeneinander. Die heut etwas bleiche Kathi, die oft ab und zu ging, triumphierte im ſtillen: denn Eugen war der ſtärkſte, er beſiegte ſeine Gegner einen nach dem andern. Seine flackernde Phantaſie überraſchte plötzlich durch kühne, faſt geniale Kombinationen, denen die etwas ſchwerfällige Verteidigung der Alten und Bertolds Zerſtreutheit nicht gewachſen war. Auch wenn ihrer zwei ſich zuſammentaten, ſetzte er ſie matt. Kathi verſtand das Spiel nicht; aber ſie las von Eugens beweglichem Geſicht ſeine glücklichen Einfälle, ſeine Fortſchritte, ſeine Siege ab, und es freute ſie. Ihre einzige Kränkung war, daß er, ganz in ſein Spiel vertieft — und überhaupt heute ſo gefaßt und ruhig, wie er geſtern aufgeregt, fiebernd, überwallend geweſen — von ihrer kleinen Geſtalt ſo wenig Bewußtſein hatte; er ſah zuweilen durch ſie hindurch, wie es ſchien, ohne ſie zu ſehn; nur manchmal flog ihr ein Blick zu, ein halbverſtohlener, wie ein Sonnenſtrahl, daß auf ihren Wangen plötzlich Roſen blühten und ihr warm ums Herz ward, wärmer, als es wollte und ſollte.

Als die Sonne hinter die Waldberge im Nordweſten ſank, waren nur noch zwei von den Kämpfern im Salettl zurückgeblieben: Bertold verſuchte ein letztes Mal, Dorſay um den Sieg zu bringen, eh' er nach Salzburg abführe, um den „Weltverbeſſerer" Afinger zu beſuchen. Von ſeinem Vater hatte er ſich für dieſe Abendſtunden ſchon verabſchiedet; vor elf Uhr nachts wollte er zurück ſein. Die kleinen Holzfiguren auf dem ſchwarzweißen Brett

hielten ihn noch feſt. Sein Kopf war erhitzt vom Spiel; Dorſay war bleich und ſchien ruhig. Nicht weit vom Tiſche, zwiſchen ihnen, ſtand Kathi und ſah, wie man denken mußte, ſehr andächtig zu.

Dorſays Augen ruhten fort und fort auf dem Schachbrett; er ſpielte nur mit ſeinem ſchönen, lichtbraunen Schnurrbart, von der Welt ſah er nichts. Plötzlich ſagte Kathi, ſich zu Bertold wendend: „Alſo Sie wollen uns untreu werden, Herr Wittekind, wollen uns verlaſſen?“

„O nein, Kathi, das nicht,“ antwortete Bertold und blickte mit all ſeiner warmen Freundlichkeit zu ihr auf. „Noch bleiben wir hier. Nur nach Salzburg fahr' ich; komm' noch heute wieder.“

„Könnt' ich doch mit Ihnen fahren!“ ſagte das Mädchen.

Bertold lächelte vor Überraſchung und Freude, und der Bauer, den er eben ziehen wollte, glitt ihm aus den Fingern. Warum ſagte ſie das? Sie hatte ihn bisher nur ſo gleichmütig wie ein Bild betrachtet, auf ſeine herzlichen Worte und Blicke wenig acht gegeben; und dem guten Jungen hatte dieſes reizende Alpenröschen es doch angetan. Er ſah ſie ſo gern; ihr hurtiger Gang, ihr Lachen, das unſchuldige Feuer in ihren rehbraunen Augen war Poeſie für ihn; er fühlte ſich reif, Verſe auf ſie zu machen ...

„Warum möchten Sie mitfahren?“ fragte er; die vier Worte machten ihm Mühe.

„Nu, mich würd's halt freun!“ erwiderte ſie, mit einer Hand in die andre klopfend. „Salzburg hab' ich gern, und — —“

Bertold verſuchte zu ſcherzen: „Mich aber nicht?“

„Und Sie auch. Warum nicht? Sie muß man ja gernhaben ...“ Sie lächelte: „Der Herr von Saltner ſagt's ja, und der iſt mir wie 's Evangelium. Und die Gutheit

ſchaut Ihnen ja aus den Augen heraus ... O, ich möcht' ſchon mit!"

Nachdem die arme kleine Heuchlerin dies mit einiger Anſtrengung hervorgebracht hatte, holte ſie lange Atem und ſchwieg. Aus einem Winkel ihres Auges ſah ſie wie von ungefähr auf Dorſay, den hartnäckigen Schweiger, den ſie mit ihren kindlichen Evaskünſten aus ſeiner Abweſenheit, ſeinem kalten Gleichmut aufſtören wollte. Der ſchien nichts zu merken. Er wartete, wie verſteinert, auf Bertolds Zug und tat dann den ſeinen. Kathi zitterte. Sie hätte wohl weinen mögen. Die Kniee leiſe hin und her bewegend — irgendwas mußte ſie tun — ſchloß ſie die Augen und öffnete die Lippen.

„Sie haben in Ihr Verderben gezogen, wiſſen Sie das?" ſagte Eugen, ohne aufzublicken.

Bertold nickte. Er ſah eben ein, daß er vor Freude über Kathis Reden den dümmſten Zug gemacht hatte, den er machen konnte; — aber es tat ihm nichts. Er wiederholte ſich in Gedanken: „Sie muß man ja gernhaben" ... Was lag ihm noch an dem Spiel?

Auf einmal hob Dorſay den Arm, der auf ſeinen Knieen geruht hatte, und noch immer die Augen auf das Brett geheftet, ohne zu ſprechen, griff er in die Luft und faßte Kathis Handgelenk. Sie riß die Augen auf, als erſchräke ſie. Er umſpannte das Gelenk und drückte es, immer ſtumm. Eine flammende Freude fuhr dem armen Kind in die Wangen. Sie zitterte wieder, aber gern, mit leiſe zuckenden Fingern.

So ſtand ſie da, bis ſeine Hand ſie losließ. Wo waren Bertold und Salzburg? Sie dachte nicht mehr daran; ſie hatte vergeſſen, wovon ſie geſprochen hatte. Den Kopf zur Seite geneigt ſchien ſie dann zu horchen, als hätte man ſie gerufen; mit einer plötzlichen Be-

wegung, wie ein Reh, ſprang ſie davon und ins Haus hinein.

Verwirrt ſah Bertold ihr nach. Was war ihr geſchehn? — Er wollte lächeln, wollte ihr ſcherzend nachrufen: Nun, wie wird's mit Salzburg? Aber die Worte kamen ihm nicht aus der Kehle, und das Lächeln mißlang. Schwerfällig, langſam, wie aus einem tiefen Abgrund ſtieg eine Ahnung in ihm auf, daß es ſich um dieſen andern da gehandelt, daß Kathi mit ihm geſpielt habe. Er ſah Eugen forſchend an. Der jedoch blieb ruhig. Nach einer Weile hob er nur eine Hand und deutete mit einer müden Bewegung auf das Spiel.

„Was ſoll ich noch weiter ziehn?“ ſagte Bertold, dem die Stimme ein wenig zitterte. „Mit dem — verrückten Zug vorhin hab' ich's ja verſpielt. In drei oder vier Zügen wäre ich ja matt —“

„In zweien!“ entgegnete Dorſay.

„Alſo gut, in zweien. Ich geb' es auf — und ich muß zur Bahn. Es iſt hohe Zeit. Für heute leben Sie wohl!“

„Auf Wiederſehn,“ ſagte Dorſay mit ſeinem harmloſeſten Lächeln, und ſtand auf. Die feine ſchlanke Geſtalt, der des Bertold ähnlich, nur ein wenig höher und durch einen vornehmeren Schneider vorteilhafter hervorgehoben, ſchien ſich leiſe wie in einem heimlich genoſſenen Triumph zu wiegen; wenigſtens erſchien es ſo in Bertolds erregten, eiferſüchtigen Augen. Zum erſtenmal empfand ſeine reine Seele ſo ein unſchönes, ſtacheliges Gefühl. Um wen? Um eine Kathi. Er verachtete ſich. Er war im Begriff, aus Mißmut über ſich ſelbſt auf den Boden zu ſtampfen; das mißfiel ihm dann auch wieder, er bezwang ſich und rührte kein Glied. „Leben Sie wohl!“ ſagte er noch einmal und griff an die Mütze. Darauf trat er hinaus und ging die Straße hinab.

Durch das Städtchen kam er an die Bahn, die nach Salzburg führte; es währte nicht viel mehr als eine halbe Stunde, bis der Zug dort anlangte. Er hatte ſich unterwegs des „heiligen Georg“, der Bäume von Anif, des ganzen Geſprächs mit Afinger erinnert und darüber Dorſay und Kathi vergeſſen; mit der glücklichen Beweglichkeit der Jugend war er wieder ſeinen Lieblingsträumen hingegeben und hoffte bei dieſem „Mann aus dem Volk“ warmherzige, gleichgeſinnte Jünglinge zu finden, an deren Begeiſterung er die ſeine ſtärken, vor denen er ſeine Ideen in all ihrer Überſchwenglichkeit frei entwickeln könne. Nach einigem Fehlgehen in den Salzburger Gaſſen fand er das alte Tor, das in die Vorſtadt am Kapuzinerberg, auf deſſen Nordſeite, hinausführte. Die Häuſerreihe lichtete ſich; dem Berg gegenüber, zwiſchen zwei andern, ſtand das kleine, ſchmuckloſe, aber reinliche Haus, das Afinger ihm bezeichnet hatte. Er trat ein und ſtieg eine ſchmale Holztreppe hinan, die in den oberen Stock führte. Hier war an eine Tür mit Kreide „Afinger“ geſchrieben, und irgend ein Spaßvogel hatte darunter eine Karikatur, einen birnenförmigen Kopf mit übergroßer Naſe, gezeichnet. Bertold zog die Glocke. Es dauerte aber eine Weile, eh' jemand erſchien. Er wollte zum zweitenmal läuten, als er Schritte hörte; die Tür ward geöffnet, Afinger ſelbſt ſtand dahinter.

Das erſte Gefühl Bertolds kam einer Enttäuſchung gleich: in ſeiner ſo gern vergoldenden Phantaſie war Afingers Erſcheinung, ohne daß er es wußte, veredelt, verſchönert worden; der junge Mann kam ihm heute plebejiſcher, derber vor; ſeine Züge abſtoßender, härter. Einen Augenblick ſtutzte er; dann überwand er dieſe „unedle Regung“, wie er ſie bei ſich nannte: mußte denn ein Volksmann, ein „Stiefkind der Geſellſchaft“ ſchön und

gefällig ſein? Er bot ihm treuherzig die Hand. „Da bin ich,“ ſagte er; „wenn ich Sie nicht ſtöre. Sie ſehn, ich halte Wort.“

„Hatt's auch von Ihnen nicht anders erwartet!“ erwiderte Afinger mit kräftigem Händedruck. Er trug eine Art von Hauswams, das ihm ſonſt nicht übel ſtand, aber die kurze und breite Geſtalt faſt noch breiter machte. Die Haare hingen ihm wieder ſträhnig in die mächtige Stirn herein. Er lächelte, nicht unangenehm: „Meine Viſitenkarte oder meine ‚Firma‘ haben Sie wohl draußen geſehn. Das hat der Graſer hingemalt, einer meiner Kollegen. Ich laſſ' es ſtehn, es ſieht ſo außerordentlich harmlos aus; die Leute kommen umſoweniger auf den Gedanken, daß hier ein ‚böſer Menſch‘, ein ‚Revolutionär‘ wohnt. ... Übrigens dank' ich Ihnen ſehr, daß Sie gekommen ſind. Bitte, treten Sie ein!“

Sie ſtanden in einem kleinen Raum, einer Küche, die aber jetzt ihren Zwecken offenbar nicht diente; es war kaum etwas darin zu ſehn, als ein paar Kiſten, ein Koffer und ein Seſſel, der dreibeinig an der Wand lehnte. Von einem geräumigen Hof fiel das nötige Licht herein. „Dies iſt mein Vorzimmer, wie Sie ſehn,“ ſagte Afinger. „Das iſt nützlich und notwendig: ſonſt könnten wir da drin in meinem Zimmer unſre Stimmen nicht loslaſſen, ohne daß man's auf dem Flur oder der Treppe hört. Beſonders der Metzner mit ſeinem Wachtmeiſterbaß —“

Die Tür zur Wohnſtube ward aufgeriſſen, eine auffallende Geſtalt erſchien in der Öffnung: ein breiter, kurzhaariger Kopf mit dunklem Vollbart, der das halbe Geſicht bedeckte, auf einem nicht ſehr großen, aber mächtig entwickelten Körper, an dem alles Muskel und Kraft zu ſein ſchien. Es war ein noch junger Mann, mit etwas finſterem Ausdruck im Geſicht, eine kurze Pfeife in der rötlich leuch-

tenden Hand. „Nu, wo bleibſt ſo lange?“ fragte er laut, mit einer Stimme, in welcher Bertold ſofort den „Wachtmeiſterbaß“ zu erkennen glaubte. Als er dann aber den Fremden, den Bertold, ſah, drückte er ſtumm die Augen zuſammen, um ihn ſcharf zu betrachten; legte den Kopf etwas zurück, lächelte ein wenig, und machte plötzlich eine Art von Verbeugung, tiefer und höflicher, als Bertold erwartet hatte.

„Mach Platz,“ ſagte Afinger kurz. Der andre wich aus, und ſie traten ins Wohnzimmer ein. Hier hatte ſich ſchon ein leichter, bläulicher Nebel vom Tabaksrauch ausgebreitet; durch dieſen Schleier ſah Bertold zunächſt ein bleiches, junges, von ſchwachem Bart und Haar blond umrahmtes Geſicht, das, eine Zigarre zwiſchen den Zähnen, hinter einem Tiſch hervor ihn neugierig anſtarrte. Auf dem Tiſch lagen Bücher, Zeitungen, ſonſt nichts. An den getünchten Wänden hingen in ſchwarzen Rahmen Anſichten von Städten, einfache Holzſchnitte und Lithographien; auch ein paar harmloſe Familiengruppenbilder und die Photographie einer alten Frau; nichts was an den Weltverbeſſerer und Umſturzmenſchen erinnerte, außer einem Bild Laſſalles, wie er, die rote Fahne ſchwingend, den Geldſack, das Symbol des „Kapitals“, mit dem Fuß niedertritt.

„Nun, ſeht ihn euch an,“ ſagte Afinger trocken. „Hab' ich euch zu viel geſagt? Iſt das ein junger Sankt Georg, oder nicht? — — Es iſt ſchön von Ihnen, Herr Wittekind, daß Sie gekommen ſind; nehmen Sie nun Platz. Dieſer Kraftmenſch mit dem Baß heißt Metzner; der hinter dem Tiſch Grabowski. Wir ſind nur unſer drei, wie Sie ſehn; ein vierter Mann wird wohl ſpäter noch kommen; — kurz, 'ne kleine ‚Gruppe‘. Aber eine gute. Wir wiſſen, was wir wollen, und wir werden auch etwas tun. So, wie

wir daſitzen, kommen wir oft zuſammen, nach dem Tagewerk; meiſt hier bei mir. Da reden wir dann und rauchen — aber ohne zu ſaufen, wie die Herren Studenten; ſehn Sie, auf dem Tiſch kein Glas und keine Flaſche. Da ſind wir Ihnen wohl zu nüchtern? Da lachen Sie uns wohl aus?"

Bertold ſchüttelte den Kopf. Metzner, der auf ſeinem Stuhl ritt, verzog ſein Geſicht zu einem breiten Lächeln und ſagte: „Wir trinken nur Blut!"

„F — F — Fürſtenblut, meint er," ſtotterte der Jüngere, der Bleiche, ohne den ernſthaft-heiteren Ausdruck ſeines unbedeutenden Geſichtes zu verändern.

„Ja, und allerlei ähnliches!" ſetzte Metzner hinzu.

„Laßt doch eure Späße," ſagte Aſinger, den dieſes Dazwiſchenreden zu verdrießen ſchien. „Ihr macht ja den Herrn kopfſcheu, eh' er uns kennen lernt. ‚F — F — Fürſtenblut . . .' Stoßen Sie ſich nicht an ſolchen Redensarten, Herr Wittekind; ebenſowenig wie an Grabowskis ſchwerer Zunge: das eine wie das andere iſt nur Nebenſache. Wir ſitzen hier nicht wie große Kinder und berauſchen uns in Blut; wir ſind ſehr ernſt bei der Sache, und bedenken alles; — nu, kommt es zuletzt bis ans Blut, weil's nicht anders geht, dann werden auch wir unſern Mann ſtehn! das iſt abgemacht! — Herr Wittekind, unſer Wahlſpruch iſt: ‚Alles für die Enterbten!' Sie ſtimmen mir darin zu . . . Das wollen die ‚Erben' nicht — natürlich — die, die alles haben; die mit dem Schwert und dem Zepter: darum verfolgen ſie uns, ſpüren uns nach, gönnen uns den Tag nicht, jagen uns in die Mauslöcher, wie die erſten Chriſten. Denn ſehn Sie, Herr Wittekind: die erſten Chriſten — was waren die denn anders, als wir? Leute aus dem Volk, die die verderbte Welt anders machen, reinigen, umkehren wollten, daß das Höchſte zu-

unterſt käme; die alle gleichmachen wollten und wie Brüder leben; die keine Sklaven wollten, keine Peiniger, und auch keine Tyrannen, die ſich für Götter hielten; — alles, Herr, wie wir! — Und wie ging es ihnen? Wie Hunde wurden ſie verachtet von den hochnaſigen Römern, wie ‚Feinde der Menſchheit‘ gehaßt, getreten, verfolgt; wie lichtſcheue Eulen mußten ſie ſich in ihren Höhlen verſammeln, ſich durch Zeichen verſtehn, ſich ſo nach und nach in kleinen Gruppen und Häuflein zuſammenfinden, bis ſie Haufen und Maſſen wurden; — alles, Herr, wie wir! — Von ihren Glaubensartikeln red' ich nicht: das war damals; jetzt ſind andere Zeiten. Aber ſie wollten freie, gleiche Brüder ſein, und ſie wurden verfolgt — und ſie haben geſiegt. Herr, ſie haben geſiegt! Und wir werden a u ch ſiegen! Wir werden auch aus unſern Höhlen hervorkriechen, und eines ſchönen Tages wird die Welt unſer ſein!“

„Das können Sie glauben, Herr,“ ſagte Metzner, ſeine rieſigen Arme dehnend; „locker laſſen wir nicht!“

Bertold betrachtete einen nach dem andern. Die Beredſamkeit Afingers hatte ihn erregt und mit fortgeriſſen; Metzners Stimme und Gebärden und das ſonderbar öde, lebloſe Geſicht des dritten weckten aber in ihm einen Widerſpruch, der faſt wie Widerwillen ausſah. „‚Wird die Welt unſer ſein,‘“ wiederholte er endlich. „Wir, ſagen Sie. Wer ſeid ihr? Wer iſt mit euch? Wie heißt ihr?“

„Wie wir heißen?“ fragte Afinger.

„Ja. Ich meine: als Partei, als Maſſe — was für eine Fahne ihr tragt? Wie ihr euch nennt?“

Grabowski wollte antworten, er kämpfte aber mit dem erſten Buchſtaben, und Afinger winkte ihm ungeduldig, daß er noch ſchweigen ſolle. „Wie wir uns nennen?“ entgegnete der Mechaniker, mit den Achſeln zuckend, als

käme nichts darauf an. Das ist einerlei. Der eine kommt mit d i e s e m Namen, der andre mit d e m; mir gefallen sie alle nicht. Ich schwöre auch zu keinem. ‚Partei' ... Eine feste Partei, lieber Herr, sind wir nicht. So wie die andern nicht. Davon fabeln nur die da draußen, die uns nicht kennen, die nichts von der Sache verstehn. Wir haben keinen Ausschuß, kein Zentralorgan, kein Exekutivkomitee, nichts von alledem. Darum sind wir auch nicht zu fassen; man kann uns den Kopf nicht nehmen, denn wir haben keinen. Wir sind nur eine lange, lose Kette von vielen Gliedern; und das Glied ist die ‚Gruppe'!"

„Und was heißt das: Gruppe?"

„Das will ich Ihnen sagen; warum nicht. Nehmen Sie an, irgend einer hat ein Herz für die Sache, hat allerlei gehört, gelesen" (Afinger deutete auf die Flugschriften und Zeitungen, die den Tisch bedeckten), „aber an seinem Ort steht er noch allein; oder er war schon bei einer ‚Gruppe', wie ich, kommt aber an einen andern Ort, so wie ich nach Salzburg; — was tut er? Er spürt unter seinen Bekannten Gleichgesinnte heraus, oder entdeckt sonst diesen oder jenen; er ladet sie zu sich ein, sie tauschen ihre Meinungen aus, besprechen sich, es werden regelmäßige Zusammenkünfte daraus, Verabredungen, gemeinsame Beschlüsse; — eine neue Gruppe ist fertig. Gibt sie sich nun damit zufrieden? Nein, das natürlich nicht. Jedes Mitglied der Gruppe bemüht sich, d e r V a t e r e i n e r n e u e n z u w e r d e n, neue Leute zu gewinnen, zu schulen, um sich zu versammeln. So dehnt die Sache in aller Stille sich aus; wie sich in einem Wespennest Zelle an Zelle anbaut, so hängt sich Gruppe an Gruppe. Kommt einmal ein Verräter, ein Polizeilump hinein, das ist dann nicht so schlimm: er weiß nicht viel mehr, als von seiner Gruppe, oder höchstens von zweien;

die kann er in des Teufels Küche bringen, aber das Ganze nicht. Der Organismus, der ist nicht zu packen. Der geht durch Feuer und Wasser, zwischen Kugel und Beil hindurch, bis er endlich siegt!"

„Und was hat er dann, wenn er siegt?" fragte Bertold. „Was will er?"

„A — a — alles," antwortete Grabowski.

Bertold lächelte: „Das ist leicht gesagt! — Und wie erreicht er das? Sie, meine Herren, als eine von diesen ‚Gruppen', mit was für Mitteln wollen Sie denn kämpfen? Zu was sind Sie entschlossen?"

„Zu a — a — allem," entgegnete Grabowski mit derselben Ruhe.

Bertold trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Irgend ein wilder Ausbruch hätte ihn nicht befremdet oder abgestoßen; aber dieser unbewegliche Gleichmut auf dem schläfrig blassen Gesicht weckte in ihm ein widriges Gefühl. Es durchfuhr ihn der Gedanke, ob er nicht lieber ginge. Afinger, der ihn aus dem Winkel des Auges beobachtete, hatte seine Bewegung bemerkt. Einen Schritt näher tretend lächelte er Bertold so gemütlich an, wie es seinem eckigen, knochigen Gesicht gelingen wollte. „Nehmen Sie nicht zu schwer," sagte er, „was Grabowski spricht. Der ist Schriftsetzer, und die gewöhnen sich so gern an die großen Worte. Urteilen Sie noch nicht ab, Herr Wittekind, lernen Sie uns verstehn!"

Metzner brummte etwas in seinen dichten Bart; Afingers diplomatisches Vorgehen schien ihm nicht zu gefallen. Der hinter dem Tisch war still. „Ich glaube Sie sehr gut zu verstehn," antwortete Bertold, dem in dieser fremden, sonderbaren Luft schwül zu werden begann. „Alles, was ist, soll zu Grunde gehn; das ist Ihre Meinung!"

„Wir wollen nur den *großen Drachen* töten,"

entgegnete Afinger, und ſetzte lächelnd hinzu: „Sankt Georg! Sankt Georg! — Was für die alten Chriſten der Antichriſt war, das iſt uns dieſer Drache. ... Darum ſollten auch, wie bei den alten Chriſten, alle Stände mittun, Leute von jeder Art, von jedem Rang, von jedem Geſchlecht; — wie's die Ruſſen machen! Und darum freut' ich mich, als ich Sie bei dem Wald da fand; als ich Sie ſagen hörte: ‚Alle ſollen gleich ſein.' Sehn Sie, der Muskelmann da, der Metzner, iſt Zimmermaler; Sie ſind Student; einer, der noch kommen wird, iſt Sekretär bei einem großen Tier, und durch alle Schulen gelaufen. Ich bin übrigens auch nicht von Pappe: ich ſpreche Engliſch und Spaniſch, denn ich hab' ein paar Jahre in Nord- und Südamerika gelebt. Wenn wir uns gegenſeitig unter die Stirnſchale ſehn, ſo finden wir, daß wir alle denkende, ſtrebende, für die große Sache begeiſterte Mannsleute ſind; und über das Wie und Wo kommen wir wohl zuſammen!"

Ein kurzes Läuten, das ſich zweimal wiederholte, fiel ihm in die Rede. „Das iſt Riedau!" ſagte er und ging hinaus. Nach wenigen Augenblicken kam er mit Waldenburgs Sekretär zurück; ein Bertold überraſchender Anblick: denn dieſer auffallend gut gekleidete junge Mann mit den ſinnlichen Lippen und dem weltklugen Spürblick — der ſchon im Eintreten umheräugelte — ſchien ihm zu dieſer Geſellſchaft nicht ſo recht zu paſſen. Riedau mochte ſich über Bertolds Erſcheinung ebenſo verwundern. Er ſtellte ſeinen Hut auf ein rundes Tiſchchen bei der Tür, warf ſeine Handſchuhe hinein, und betrachtete unterdeſſen den ſchönen Jüngling von oben bis unten und von unten hinauf.

„Herr Wittekind, Herr Riedau," ſagte Afinger kurz. „Mein Freund Riedau von Wien; denn da unten in Wien haben wir uns gefunden. Er reiſt hier jetzt nur durch —"

„Und morgen vormittag reiſen wir ſchon ab," ſetzte Riedau hinzu.

Afinger drückte ihn auf einen Stuhl nieder und nahm wieder das Wort: „Gegenwärtig nämlich hat er ſich verkauft, als Schreibehand, an einen großen Geheimerat —"

„Eine große Canaille," ergänzte Riedau, indem er ſich eine Zigarette drehte.

Bertold lächelte, ohne zu ahnen, von welchem Geheimerat die Rede war. Seine Augen irrten über den Tiſch, er las die Aufſchriften der Flugblätter: „An die Hungrigen und Nackten", „An die Arbeiter im Soldatenrock", „Proletarier aller Länder, vereinigt euch"; er flog über die Zeitſchriften hin, den „Vorboten", die „Zukunft", die „Freiheit", den „Rebell" und noch andere mehr. „Die hält alle der Afinger," ſagte Riedau, der ſeinen Augen folgte. „Ja, den kennen Sie nicht: der ißt nicht, der trinkt nicht, der nährt ſich von Zeitungen und Broſchüren; nur von verbotenen, natürlich. Dafür verbraucht er ſein Geld; opfert ſich für alle. Nun, ich kann Ihnen ſagen, er hat auch was davon: denn wir achten und bewundern ihn, wir, die wir ihn kennen. Ich halte mich auch für einen ganzen Kerl; aber vor dieſem Afinger bin ich eine hohle Nuß. Wenn der mir ſagt: Riedau, die Sache will es, ſpring in die Salzach, oder vergifte deinen Geheimerat, oder erſchieß den Kaiſer — ich frag' weiter nicht, ich tu's!"

Afinger erwiderte nichts; er blickte nur, wie zufällig, auf Bertold, was für ein Geſicht der zu dieſer Lobrede und ihrer Nutzanwendung mache. Dem unſchuldigen Jüngling ſchien ſie zu gefallen; denn er ſah den Mechaniker nun auch mit wärmeren Augen an. „Was hilft das alles!" rief der ſeine kurzen Haare durchwühlende Metzner aus. „Wir brauchen große Männer! Mordskerle! die draufgehn und grade durch!"

Afinger verzog das Geſicht; dann glättete er es zu einer ſchlicht beſcheidenen Miene und erwiderte: „Große Männer ... Wir brauchen nicht *große* Männer, mein' ich, ſondern *reine* Männer; untadelhafte, mein' ich, ſelbſtloſe, und mit reinen Händen. Wo findet man das bei den großen Männern? Der engliſche Lord, der auch ein Umſturzmann war, der Byron, wie ſagt der in ſeinem Gedicht auf Napoleon? Es ſind große Worte:

Ein Name — Waſhington! — iſt rein;
Erröte, Menſchheit! — er allein!

Na, und *jetzt*? All die Weltverbeſſerer, die uns führen wollen — was ſind ſie? Da hängt Laſſalle; noch der einzige, den man rühmen kann, vor dem ich Reſpekt habe; aber — war ihm ganz zu trauen? Wenn man ihn in dieſem Weiberduell nicht erſchoſſen hätte, wär' er bei der Sache geblieben, wär' er *treu* geblieben? Eines Tages hätt' er ſich wieder an eine Schürze gehängt, oder an irgend einen klugen großen Mann verkauft ... Geht mir mit euren ‚Mordskerlen'! Wir werden es ſchon machen; wir, die ‚Kleinen', das Volk. So war's bei den alten Chriſten — und ſo wird es wieder. Wir finden ſchon unſern Weg!"

„Den Weg, den Rudolf Afinger geht, den geh' ich auch!" ſagte Riedau, und warf den Reſt ſeiner Zigarette gegen die Ofentür. „Geht nur dem Afinger nach!"

„Reden wir nicht von *mir*," nahm dieſer wieder das Wort, beſcheiden vor ſich hinblickend; „ich will nur ſo viel ſagen: ich weiß, worauf es ankommt, denn ich hab' was erlebt! Der Reichtum muß aus der Welt, denn von dem kommt alles: der trennt nicht nur reich und arm, hoch und niedrig, Schwelger und Hungerer, der macht auch Menſchen zu Teufeln! Der macht Müßiggänger, Müßiggang macht üppig, geil, leichtfertig, geckenhaft; endlich iſt

ſo ein eleganter, geſchniegelter, glatthäutiger, parfümierter, kajolierender Wüſtling fertig — und die Mädels aus dem Volk, unſre Schweſtern, dieſe lieben Gänschen, die der ſchöne Schein verrückt macht, fallen dem Kerl an den Hals, fallen ihm zum Opfer! — So iſt es meiner Schweſter ergangen, Herr Wittekind; ja, ja, reißen Sie die Augen nur auf. Meiner einzigen. Und ſie iſt hin geworden — ins Waſſer gegangen, mein' ich; denn ſie hatte Ehre im Leibe — und ich hab' dieſen Kerl nicht einmal töten können, er hat ſich davongemacht, er iſt mir entkommen!"

„Hätten Sie ihn getötet?" fragte Bertold, bewegt.

„Hätten Sie's nicht getan?" fragte der andre trocken zurück.

Bertold lief dieſer trockene, harte Ton wie ein leichter Schauder über die Haut; er entgegnete jedoch: „Ja, ich hätt's getan."

„Nu alſo! Selbſtverſtand!" ſagte Afinger, mit einem geöffneten Taſchenmeſſer durch eine der Zeitungen fahrend.

„Man muß ſie t — t — totſchlagen! Alle!" ſtotterte Grabowski.

„Nu, das meint' ich ja," ſetzte Metzner hinzu. „Und wer richtig anfangen will, fängt von oben an; fallen die zuerſt, dann purzeln die andern nach! — Was ſagen Sie dazu, Herr?" wandte er ſich an Bertold. „Sie machen ſchon wieder ſo ein frommes, bedenkliches Geſicht. Sie ſagen noch immer nichts. Wollen Sie den Pelz nicht naßmachen? Sind Sie mit Ihrem ſogenannten Sankt-Georgs-Geſicht doch ein Ariſtokrat?"

„Ich? — Was ſoll ich ſagen?" erwiderte Bertold verwirrt. Er fühlte ſich ſchon zum drittenmal heiß und kalt angeweht; er wußte nicht: war er unter Schwärmer oder Räuber und Mörder geraten. ... Sein junger Kopf, wie betäubt, fand ſeinen Weg nicht mehr. Einen hilfloſen, gleichſam

fragenden Blick auf Riedau werfend, der ihn mit sonderbarem Lächeln betrachtete, schüttelte er endlich stumm den Kopf.

„Laßt ihn gehn," sagte Afinger. „Er wird schon nach und nach einsehn, wie wir's meinen. Dieser Metzner ist immer wie ein Stier auf das rote Tuch! Herr Wittekind hat ein Herz, wie ihr alle nicht, er ist auf dem guten Weg — aber er ist jung. Hab' ich recht, Riedau, oder nicht?"

Riedau war aufgestanden und nahm seinen Hut. „Freilich haben Sie recht," sagte er, als verstünde sich das von selbst. „Alles braucht seine Zeit! — Aber ich muß fort. Die Canaille erwartet mich. Bleiben Sie in Salzburg, Herr Wittekind, oder wollen Sie wieder fort?"

„Ich muß wieder fort," antwortete Bertold, den alle diese Reden umschwirrten, verstörten, er verlor die Fassung. Wie anders hatte er sich diese Stunde gedacht: seine schwärmerischen Ideen hatte er hier begeistert ausströmen wollen; nun war er mit wilden, halbtollen Reden überschüttet worden, und ward ausgefragt wie ein Gymnasiast. — „Ja, ich muß wieder fort," wiederholte er. „Mit dem letzten Zug, gegen Süden."

„Dann wird es Zeit," sagte Riedau, indem er nach der Uhr sah. „Also — gehn Sie mit?"

„Ja, ich gehe mit," antwortete Bertold rasch. Er nahm sich zusammen: „Sie entschuldigen mich, Herr Afinger. Meine Zeit ist um. Über die Fragen, die man hier an mich richtet, kann ich mich nicht mehr aussprechen; — nicht als ob ich den Mut nicht hätte, meine Meinung zu sagen —"

„Aber was reden Sie," fiel ihm Afinger ins Wort. „Daß es Ihnen am Mut der Überzeugung nicht fehlt, das steht Ihnen ja auf dem Gesicht. Wir werden uns noch verstehn; kommen Sie nur wieder. Lassen Sie nicht nach. Denken Sie: die gute Sache!"

„Wenn ich noch kann, werd' ich wiederkommen —"

„Und ſagen Sie nicht zu andern," rief Metzner dazwiſchen, „was Sie hier gehört haben!"

Bertold erglühte bis zur Stirn hinauf; er zuckte, und warf dem Maler einen Blick zu, der dieſen faſt verblüffte. Dann ſagte er, nach Worten ringend: „Ich ſollte — —? Wie können Sie —"

Afinger legte ihm eine ſeiner ſchweren Hände auf den Arm: „Laſſen Sie's gut ſein! Verteidigen Sie ſich nicht; verſchwenden Sie keine Worte an den alten Kindskopf. Wir glauben Ihnen ohne Schwur, daß Sie kein Spitzel ſind, und auch kein altes Weib. Geben Sie mir die Hand; wir kommen doch noch zuſammen. In Ihnen ſteckt's. — Gute Nacht!" — —

Bertold war draußen, fand ſich auf der Straße, er wußte nicht, wie; in ſeinem Kopf dunkelte es, ſeine Schläfen brannten. Die friſche, wehende Nachtluft gab ihm allmählich Sinn und Leben wieder. Vom nördlichen Abhang des Kapuzinerbergs kam eine feuchtliche Kühle, die er mit unbewußter Begierde einſog, die ihm einen Nebel von den Augen zog. Er ſah die ſich leiſe wiegende Geſtalt Riedaus neben ſich hergehn; er glaubte ihn ſogar leiſe lachen zu hören.

„Das war — ein ſeltſamer Abend!" ſagte er endlich, mit Anſtrengung, weil ſein eigenes dumpfes Schweigen ihn wie etwas Schmachvolles, Knabenhaftes zu verdrießen begann. Riedau blieb ſtehn, zeigte ihm die großen, weißen Zähne und nickte.

„Ein ganz ſeltſamer Abend!" wiederholte Bertold, da der andre nichts ſagte.

„Es ſind eigene Burſche," fing nun Riedau an, ſich wieder auf ſeine geräuſchloſe, wiegende Art in Bewegung ſetzend. „Sie wundern ſich wohl ſehr über dieſe blutige Geſellſchaft; Sie ſcheinen den Weg, den die gehen wollen,

noch nicht mitzugehn. . . . Übrigens kenn' ich eigentlich nur den Afinger; denn ich bin zwar ein halber Salzburger, aber — — damals dacht' ich noch nicht an so wilde Sachen!"

„Und warum denken Sie j e tz t daran?" fragte Bertold. „Wenn Sie erlauben: wie sind Sie in diese Gesellschaft gekommen? Sie sehn so ganz anders aus!"

Riedau stutzte einen Augenblick über diese naive Frage; er sah dem sonderbaren jungen Menschen forschend ins Gesicht. Wie beruhigt sagte er dann, mit einem zynisch offenherzigen Lächeln, das er seinem Herrn und Meister abgelernt hatte: „Wie kommt man in diese und jene Gesellschaft, Herr Wittekind? Weil man denkt: die nützt dir; kann dir einmal nützen! — Wär' ich Millionär, so säh' mich Afinger schwerlich in seiner Stube; aber ich bin ‚Paria', Herr, ich muß unterkriechen, muß mich von so einem hochnäsigen Schuft kujonieren lassen, apportieren wie ein Pudel, auf Befehl in ein Mausloch kriechen; das macht Galle, Herr. Und glauben Sie, es bleibt so? Riechen Sie denn nicht die große Revolution? Die Paria, die Millionen, die sind wild geworden; sie wollen sich diese Tretmühle nicht mehr gefallen lassen; vor den Pfaffen und vor der Hölle fürchten sie sich nicht mehr; in einem Augenblick der Wut, wenn die Bremsen zu dicht sitzen, dann schlagen sie los! Nun, und wenn das kommt — und es kommt gewiß — dann will ich nicht bei den wenigen sein, sondern bei den vielen; will nicht mit in die Erde gestampft werden, sondern oben bleiben!"

Ah, so einer bist du? dachte Bertold. Und das sagst du mir? — Fast außer Fassung geraten durch diese Aufrichtigkeit, die ihn beleidigte, warf er einen sehr ernsten Blick auf den frivolen Gesellen. Der lächelte aber unbeirrt in seinen schwarzen Bart, als hätte er nur ausgesprochen, was alle Gescheiten denken.

„Sie wollen alſo nur bei den Siegern ſein?“ fragte Bertold, ſich noch zurückhaltend.

„Nun, das will wohl jeder!“ antwortete Riedau heiter, überlegen, ſich ganz als Waldenburg der Zweite, als „verfluchter Kerl“ fühlend. „In dieſem ‚Kampf ums Daſein‘ wehrt man ſich ſeiner Haut! — Aber ich bin kein Schwachkopf, lieber Herr: ich bilde mir nicht ein, daß dieſe große Sozialrevolution die Welt umdrehen kann. Sie wird losbrechen wie ein Gewitter, und wie ein Gewitter vergehn; und dann wird die alte Kugel wieder weiterrollen, und die Kanonen und die Geheimräte werden wieder regieren — und es heißt dann nur: ſieh wiederum zu, daß du oben bleibſt! Das iſt dann unſre Sache; die der Geſcheiten, mein' ich. Haben Sie keine Bange um mich; ich werd' oben bleiben. Wenn Sie es gut mit ſich meinen, machen Sie es auch ſo. . . . Hier trennen ſich unſre Wege: Sie zum Bahnhof, ich zu meinem Hotel. Morgen früh geht's ab. Es war mir ein Vergnügen, Herr Wittekind; glückliche Reiſe und gute Nacht!“

IX

Bei Eugen Dorſay ſchien kein Tag dem andern zu gleichen: nachdem er ſich am erſten aufgeregt und phantaſtiſch, am zweiten ruhig, geſellig, faſt behaglich gezeigt hatte, blieb er am dritten menſchenſcheu in ſeinem Zimmer, im Bett, wollte niemand ſehn, mit niemand reden, auch mit Kathi nicht, die ihm das Frühſtück brachte, und entzog ſich dem Morgengang, der die andern in die Berge führte. Auch als ſie zurückkamen, um die heißen Stunden wieder im Garten zu verbringen, lag er noch, wie der Wirt verſicherte, und ließ ſich nicht ſehn; und die mitleidige Kathi ging gedrückt und wie im Traum umher. „Er iſt

wie ein Chamäleon!“ ſagte Wittekind, ihn zugleich im ſtillen bedauernd. „Wie ein launenhaftes Frauenzimmer!“ brummte Saltner. Sie ſetzten ſich unter einen dichtbelaubten Kaſtanienbaum, der im Gärtchen neben dem Felſen ſtand; auch dieſer war hier von jungem Holz bedeckt und ſchattendunkel, die ſchwarze Erde des Abhangs atmete noch einen letzten Reſt von kühler Feuchtigkeit aus. „Nun, was tun wir heut?“ fragte der Alte, ſich mit väterlicher Freundlichkeit zu Bertold wendend. „Kämpfen wir wieder am Schachbrett — oder wollen Sie weiterträumen?“

Bertold errötete. Der kluge Alte hatte es nur zu gut getroffen: wie er auch durch geſprächige Munterkeit darüber zu täuſchen geſucht hatte, er war mit ſich beſchäftigt und in ſich verſunken. Ihn verfolgten die Geſtalten und die Geſpräche von geſtern; ein bitterer Nachgeſchmack beläſtigte, eine Unklarheit der Gefühle verwirrte ihn, und vollends mit Riedau wußte er ſich gar nicht abzufinden. Dieſer fuchsartige, geiſtig geringe, ſeelenrohe Geſell, ſo tief unter Bertold ſtehend, wie kam er dazu, ihn mit ſeinem beleidigenden Vertrauen zu überſchütten, ſeine niedrige, freche Denkart ihm ſo preiszugeben? Sah er ihn für ein Nichts an, zu dem man ſo offen ſpricht wie zu ſeinen Wänden? Oder hänſelte er ihn nur, eine Komödie ſpielend? Oder führte er ihn nur aufs Eis, und nahm eine Maske vor, um Bertolds eigene wahre Meinung zu erforſchen? Oder gibt es ſo redſelige und eitle Menſchen, die es einfach nicht laſſen können, zuweilen ihr Innerſtes auszuſchwatzen, ſich an ihrem Ich zu berauſchen? — Beklommen fühlte der Jüngling, wie wenig er noch die Welt verſtand und die Menſchen kannte. Und er wollte doch die Menſchen führen und die Welt verbeſſern! — — Um ſeinen peinlichen, nebelnden Gedanken zu entrinnen, zog

er ein kleines Buch aus der Taſche, das ihm gelegen kam, ſein Reiſe- und Wanderbüchlein, in braunes Leder gebunden, und legte es auf den Tiſch.

„Ich weiß etwas Beſſeres, glaub' ich, das mir eben einfällt," ſagte er zu Saltner, ohne auf das Wort vom „Weiterträumen" zu erwidern. „Aus dieſem Buch möcht' ich den Herren vorleſen, wenn es ihnen recht iſt; — ich leſe gern vor," ſetzte er mit einem treuherzig ſelbſtverſpottenden Lächeln hinzu. „Iwan Turgeniews ‚Senilia' oder ‚Gedichte in Proſa'; erſt in München hab' ich ſie kennen gelernt, und ſo mitgenommen. Ein gutes Reiſebuch; ſo voll Gedanken und voll Poeſie. Hören Sie nur gleich das erſte: ‚das Dorf'. Oder ſoll ich nicht?"

Er blickte Saltner und ſeinen Vater an. Beide nickten ihm lächelnd zu. Er begann zu leſen. Eine jugendliche Befangenheit legte ſich ihm plötzlich auf die Stimme, ſie ward trocken, klanglos; doch auf einen verwundert fragenden Ton des Vaters faßte er ſich zuſammen, und ſeine klare, wohllautende Stimme kämpfte ſich ins Freie. Er las mit Empfindung, noch nicht mit Kunſtverſtand; bald zu haſtig, die Worte überſtürzend, die Bilder oder Gedanken gleichſam ineinanderſchiebend, bald, um ſich zu verbeſſern, geriet er in eine breite, getragene Melodie, in eine Art von Geſang, der ſich auf den Sinn der Worte wie ein Schleier legte. Arbeitete er ſich aus dieſem goldenen Strom mit redlichem Eifer heraus, ſo kam er wie auf trockenen, harten Acker, in den Realismus, die Sachlichkeit, den Vortrag nüchtern zerhackend und zerſtampfend. Dieſen Fehler fühlte er am ſtärkſten, und vor Verdruß hätte er faſt weinen mögen; er hielt aber aus und fand ſich zu den zarten, innigen Tönen zurück, die die Dichtung verlangte. Sein ſanft gerötetes Geſicht hatte ſich belebt und verklärt, Wittekind betrachtete ihn mit väterlicher Luſt,

und auch der Alte, beide Ellbogen aufgeſtützt, die Hände an den Wangen, die Brauen in langſamer, ſtetiger Bewegung, ſah dem jungen „Heiligen“ beſtändig auf die ſchön bewegten Lippen und in die ſprechenden Augen.

„Das Dorf“ war zu Ende; plötzlich hörten ſie über ſich eine laute Stimme, die einige wortloſe Töne ausſtieß; unklar, ob Beifall oder Widerſpruch. „Aber nein! Aber nein!“ rief es dann; nun erkannten ſie Dorſays Stimme. „So iſt's nichts! Das iſt kein Schwung, kein Vortrag! Das iſt keine Kunſt!“

Sie ſahen alle drei überraſcht hinauf, durch das Jungholz ſpähend, konnten aber den unerwarteten Kritiker nicht entdecken. Einige dürre Zweige knackten oben auf dem Fels; Dorſay ſchien dort zu gehn. Bald darauf hörten ſie ihn wieder, nun in pathetiſchem, träumeriſchem, dann leidenſchaftlichem Vortrag; er deklamierte einen von Macbeths Monologen in die Luft hinaus. Als ſie aufſtanden und auf den Raſen traten, ſahen ſie ihn oben vor dem unbewohnten Alpenhäuschen ſtehn; mit unbedecktem Kopf, ohne Weſte, Hemd und Halstuch geöffnet, das geringelte Haar in phantaſtiſcher Verwirrung. Er war bleich, aber die ganze Erſcheinung, mit ihren dramatiſchen Bewegungen, dem brennenden Blick und der wilden, rückſichtsloſen Beredſamkeit, hatte etwas ſonderbar Berückendes. Kathi kam aus der Küche des Wirtshauſes gelaufen, und hob vor Staunen die Arme; der Wirt und die alte Sali folgten, Vorübergehende blieben auf der Landſtraße ſtehen und traten an den Garten.

Dorſay deklamierte unbekümmert fort, bis er den Monolog beendet hatte. Darauf ſchlug er ſelber in die Hände, als klatſche er ſich Beifall, und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „So muß man's machen! verſtehn Sie!“ rief er zu Bertold hinunter, den er mit den andern

dort ſtehn ſah; lachte wieder laut auf, und lief auf dem Felſen am Geländer entlang, bis er es überkletterte und an dem bewachſenen, minder ſteilen Teil des Abhangs zwiſchen den jungen Bäumen hurtig hinunterſtieg. Er kam zuletzt faſt ins Rollen, aber an den Stämmen und Äſten ſich haltend glitt er behutſamer weiter. Unten angelangt, neben dem Kaſtanienbaum, begrüßte er die Herren mit aufgeregter Heiterkeit, indem er ſich verneigte; ſchloß das Hemd, ſchlang das Halstuch zuſammen, und legte ſich mit theatraliſcher Grazie eine Hand auf die Bruſt.

„So ſpielte Herr Dorſay, ‚der große Mime‘,“ ſagte er — ſeine Luſtigkeit klang erzwungen, verwildert — „als er noch die Bretter mit ſeinen ſchwebenden Fußtritten beehrte! — Ich war auf den alten Fels oder ‚Palfen‘ da hinaufgeſtiegen, um einmal zu ſehn, wie die Welt dort ausſieht; da hörte ich hier Herrn Bertold Wittekind ſäuſeln, und die Oppoſition fuhr mir in die Kehle. Herr, das F e u e r fehlt! das Dramatiſche, die Farbe — kurz, dasjenige, welches. Sie haben eine ſchöne Stimme, auch eine ‚ſchöne Seele‘, aber noch keine Kunſt!“

„Wie ſollt’ ich auch,“ ſagte Bertold, der ſtark errötet war. „Ich ſpreche, wie ich’s verſtehe; gelernt hab ich’s nicht. Zeigen Sie uns Ihre Kunſt, ich wäre Ihnen dankbar.“

„Ja, noch etwas Shakeſpeare, wenn es Ihnen recht iſt!“ ſagte Wittekind.

Saltner betrachtete den ſchlanken jungen Mann von oben bis unten: „Sie waren auf den Brettern?“ fragte er.

Ohne auf dieſe Frage zu antworten, trat Dorſay hinter einen Stuhl, der nahe am Felſen ſtand, blickte einige Augenblicke ſinnend vor ſich nieder, und begann Hamlets Monolog „Sein oder Nichtſein“ zu ſprechen. Es hörte

ſich ſonderbar an, dieſes ſchwermütige, nach innen gekehrte Denken, in dieſem ſonnigen Licht, im Freien, vor ſo verſchiedenartigen Horchern; denn auch der Wirt ſtand noch draußen, mit geöffnetem Mund, einige Bauern traten, ſehr verwundert glotzend, ins Salettl; nur die alte Sali zeigte ihre breite Rückſeite und ſchlarfte in die Küche zurück. Dorſay ſchien nichts zu ſehn, ganz Träumer, ganz Dänenprinz. Es war eine etwas hohle, düſtere Feierlichkeit, mit der er ſich in die Leiden dieſes Lebens vertiefte; lebhaft gefühlt, aber in Manier getaucht; ſein R ſchnarrte ſtark, ſeine Stimme ſtieg auf der ganzen Tonleiter auf und ab, nicht ohne pathetiſche Wirkung, aber wie nach einem eingelernten rhetoriſchen Geſetz. Der alte Saltner ſchüttelte leiſe den Kopf; ganz verzaubert ſtand Kathi da, an das Haus gelehnt, regungslos. Ihre Wangen glühten. Sie verzehrte Eugen mit den Augen, verſchlang ihn mit den Ohren. Als er dann nach dieſem Monolog, raſch hinüberſpringend, auch noch den andern ſprach, in dem ſich Hamlet nach dem Pyrrhusvortrag des Schauſpielers entladet, verging das ſtaunende Mädchen vollends in Verzückung. Faſt ohne zu blinzeln, heftete ſie die braunen Augen wie gefangen auf den bleichen Sprecher; ihr linker Fuß, ein wenig vorgetreten, bewegte ſich unbewußt, und ſeine Spitze ging, den Rhythmus der Verſe begleitend, leiſe auf und nieder. Nachdem Dorſay geendet hatte, ſtand ſie noch eine Weile ſtill, holte Atem und ſchien vor Glück zu ſeufzen. Endlich ſchlich ſie, von dem Wirt gerufen, hinter ihm her ins Haus.

Wittekind und Bertold klatſchten Beifall und dankten dem jungen Künſtler mit herzlich anerkennenden Worten; Saltner, die Hand im Bart, nickte ihm zu. Eine innere Unruhe ließ Dorſay offenbar nicht los; er fing an zu ſummen, ohne etwas zu erwidern, und ging im Gärtchen

umher. „Ja, ja, es gibt viele Hamlets!“ ſagte er plötzlich, ſich wendend. „Ich bin auch ſo einer ... Wie dieſer Hamlet ſich heruntermacht, das iſt wundervoll; — ſehr wahr, ſehr wahr; — helfen tut's aber nicht! — — Iſt kein Brief für mich gekommen?“ fragte er dann, da der Wirt herzutrat.

Der Wirt ſchüttelte den Kopf: es ſei nichts gekommen. Dorſay ſah vor ſich nieder und ſchwieg. Nach einer Weile blickte er wieder auf, ſtarrte umher, zog die Lider zuſammen: „Dieſer ewige Sonnenſchein!“ ſagte er und ſeufzte. „Zu viel Licht ...“ Er ſchüttelte den Kopf und ging gegen das Haus. Im Vorbeigehen murmelte er dem Wirt etwas zu; dann verſchwand er in die Küche und ſtieg die Treppe hinauf.

„Was hat er Ihnen geſagt?“ fragte Wittekind.

„Er will oben eſſen, auf ſeinem Zimmer,“ antwortete der Wirt, der die Achſeln hob. „Mir ſcheint, dieſem Herrn iſt auch nicht wohl in ſeiner Haut!“

Die Männer erwiderten nichts. Dorſay kam nicht wieder. Nach dieſem flüchtigen, phantaſtiſchen Auftauchen ließ er ſich nicht mehr ſehn; er lag auf ſeinem Bett, wie Kathi trübſelig berichtete, und ſchickte auch ſein Mittagsmahl faſt unberührt zurück. Als am Nachmittag Wittekinds und Saltner aufbrachen, um über das Salzachtal hinüber zu den Marmorbrüchen von Adnet zu gehn, ließ er hinuntermelden, daß er ruhen wolle. Die drei wanderten fort, Dorſay blieb im Zimmer. Kathi ſchlich zuweilen auf die Straße hinaus, um zu ſeinem Fenſter hinaufzuſehn; es war immer geſchloſſen, der Vorhang herabgelaſſen. Sie horchte auch von Zeit zu Zeit auf den Zehen an ſeiner Tür; drinnen war es ſtill, nur ein ſchwaches, flüchtiges Seufzen glaubte ſie wohl zu hören. So verging der Tag, die Sonne ſank hinter die Berge. Das

Feuer im Kalkofen am Wald ward röter, ſcheinender, da das Licht draußen ſchwand. Aus den rauſchenden Schluchten kühlte es herüber. Dorfay lag noch immer, in allen Kleidern auf ſein Bett geſtreckt; er hielt die Augen zugedrückt, ohne zu ſchlafen: ſo ſah er den Tag nicht, der, wenn auch verdämmernd, noch durch den Vorhang hereinſchien.

Endlich öffnete er ſie einmal, da er in ſeiner Nähe leiſe ſeufzen hörte. Verwundert ſah er, daß Kathi vor ihm ſtand; das arme Kind war langſam, geräuſchlos durch die Tür geſchlüpft und herangetreten, und ſchaute ihn mit ſo bangem Mitleid an, daß es ihm durchs Herz ging. Sie war bleich, mehr als geſtern; ein buntes Tüchlein hatte ſie um den Kopf gebunden, das ihr gar rührend zu Geſichte ſtand, wie einem Verwundeten. Die Arme aufeinander gelegt, den Kopf etwas zur Seite geſenkt, blickte ſie wie eine ſtumme Frage auf ihn nieder.

Er bemühte ſich zu lächeln. „Was wollen Sie denn, Kathi?“

„Ich? Was ich will? — Eſſen ſollen Sie.“

„Ich hab' keinen Hunger, Kathi.“

„Aber ſchon heute mittag haben Sie nichts gegeſſen,“ ſagte das Mädchen betrübt; „und nun wird es Nacht, und Sie ſagen: ich hab' keinen Hunger. Ach, ſagen Sie mir doch, ich bitt' Sie gar ſchön: was haben Sie denn? Was iſt Ihnen?“

„Mir iſt g u t, mein Herz,“ antwortete er, wieder mit einer Art von Lächeln. „Was ich brauche, das hab' ich: da ſteht's!“ — Er deutete auf das Tiſchchen neben ſeinem Bett, auf das Fläſchchen, aus dem er vor einer Weile wieder „Lebensbalſam“ geſchöpft hatte. „Aber S i e? Was ſoll das Tuch da um Ihren Kopf?“

„Ach, reden Sie doch nicht von m i r,“ ſagte ſie und

nahm es ab. „Damit hat die alte Sali mich hinaufgeſchickt —“

„Wohinauf?“

„In meine Kammer.“

„Warum?“

„Weil ich — Kopfweh habe,“ entgegnete Kathi zögernd. „Ich ſoll nicht mehr aufwarten, ſie will's tun. Nur ein paar Gäſte ſind drunten.“

„Wovon haben Sie Kopfweh, Kathi?“

Sie antwortete nicht. Dorſay nahm ſie bei der Hand; ſie zuckte. Er wiederholte ſeine Frage und ſah ihr weich ins Geſicht. Als ſie das bemerkte, ſtiegen ihr zwei große Tropfen langſam in die Augen; blieben da ruhig ſtehn, nachdem ſie ſie bis zu den Wimpern gefüllt hatten, — wie große Tautropfen an Blumenblättern hängen. So füllen ſich auch Kinderaugen, die nicht weinen wollen, denen das Brünnlein doch, das ſo leicht erregte, ſachte überquillt. „Ach, fragen Sie doch nicht,“ flüſterte ſie endlich. „Wollen Sie nicht eſſen?“

Er richtete ſich auf und ſetzte ſich auf das Bett, ihre Hand noch haltend. Die andre Hand legte er ſich vor die Augen. „Nein, ich will nicht eſſen,“ erwiderte er. „Aber gehn Sie fort.“

„Warum ſoll ich fortgehn?“

„Warum? — Nun — weil Sie da unten — —“

„Ich war ja nicht mehr unten. War in meiner Kammer?“

„Nun, ſo gehn Sie wieder in Ihre Kammer, Kathi —“

„Warum?“

Er ſtand auf. „Weil Sie — — weil Sie hier in der Höhle des Löwen ſind; verſtehn Sie mich, Kathi. Was machen Sie für ein törichtes, zutrauliches Geſicht. Sie ſind hier ſchlecht aufgehoben, Kind. Sie — ſind mir viel

zu gut; und ich Ihnen auch. Was ſind Sie für ein dummes Mädel, daß Sie vor mir keine Furcht haben ... Gehen Sie doch fort!"

Sie blieb lächelnd ſtehen und ſchüttelte den Kopf. „Wenn Sie ſelber ſo reden," ſagte ſie — doch mit leiſe zitternder Stimme — „ſo hat's keine Gefahr!"

„So hat's keine Gefahr?" — Er trat auf ſie zu, daß ſie ſcheu zurückwich, und faſt rauh fuhr er ſie an: „Du einfältiges Ding, was weißt du? Kennſt denn du die Männer? Haſt du eine Ahnung, du, was für Lumpenvolk, was für Banditen wir ſind, wenn uns die Luſt übermannt, wenn ſo ein ſüßes Gewächs wie du uns zu nahe kommt, wenn wir das Glück einmal in den Armen haben? — Mach mich nicht toll, ſag' ich dir, mach, daß du hinauskommſt. Wir ſind alles, was gut iſt, wenn wir euch nicht ſehen, wenn wir unter u n s ſind; aber ihr — ihr — ihr macht uns toll, macht uns ſchlecht! Lügner und Betrüger werden wir um euch, treulos, ruchlos, herzlos — ſchwören falſch, verraten, verderben, alles iſt uns gleich — und gegen die Beſten von euch ſind wir am ſchlechteſten ... Darum will ich dich nicht mehr ſehn! Mach dich fort! Zeig mir nicht mehr dieſe Kindertränen, dieſes fromme, gute, liebe Geſicht, dieſe roten Lippen — — geh dort aus der Tür!"

Die arme Kathi ſtand wie erſtarrt, ſie rührte kein Glied; nur ein Schauder nach dem andern rieſelte über ihre Haut. Sie ſah ihn an: ob wirklich er, er ſo zu ihr geſprochen; ſo wild, ſo ſchrecklich — ſo gut ... Er iſt u n g l ü c k l i c h, dachte ſie. Das macht ihn ſo wild! — Weiter konnte ſie nichts denken; ſo ſonderbar ſauſte und rauſchte es in ihrem brennenden Kopf. Er iſt unglücklich! ſagte ſie ſich wieder, und vor Mitleid hingen die Arme an ihr herab.

„Nun, warum gehſt du nicht?" fuhr er nach einer Weile

wieder auf. „Du ſollſt mir nicht traun! Ich bring' allen Unglück! Allen! Ich will kein Unglück mehr anrichten — verſtehſt du. Laß mich doch allein!“

„Ich fürcht' mich nicht,“ ſagte ſie und ſchüttelte den Kopf. „Es iſt nur ſo traurig. Wie müſſen Sie unglücklich ſein. Und ich ſteh' ſo da; und ich darf Sie nicht einmal fragen, was Ihnen fehlt!“

Er hörte halb abgewandt zu, ihre weiche, ſchmelzende Stimme tat es ihm an; es kam ihm dasſelbe Gefühl wie in den Knabenjahren, wenn er die Sonntagsmorgenglocken hörte. Den Blick noch am Boden, drehte er ſich herum; dann hob er die geröteten Lider, und mit den glühenden Augen ſah er das Mädchen gerührt, weich, zärtlich, verzehrend an, alles zugleich. Er legte ihr beide Hände auf die Schultern, ſchüttelte ſie langſam, ſeufzte und lächelte. Bei dieſem Lächeln entwichen ihre Augen; ſie blickte vor ſich hinab. Auf einmal fühlte ſie dann die Wärme ſeines Geſichts; ganz nah, gegen ihre Wange, hörte ſie ihn gedämpft und halb flüſternd reden: „Kind! Was mir fehlt? Nun ja, ich bin unglücklich ... Was iſt da zu machen? Niemand nimmt mir das ab, auch die Kathi nicht. Gute, gute Kathi ... Dieſen Tropfen da muß ich dir aus dem Auge küſſen ... Wie deine Lippen glühn. Wie Mohnblumen. Ach, und man lebt doch nur einmal! iſt nur einmal jung! Und wie bin ich dir gut ... Wie ein Kornfeld im Sonnenſchein, ſo duftet deine Wange. Warum ſoll man nicht glücklich ſein? Laß uns glücklich ſein, Kathi ...“

Das Mädchen war ſtill. Sie fühlte jedes Wort auf ihrer Wange; ſie ſah die rote Flamme des Kalkofens, die wie eine untergehende Sonne durch den Vorhang ſchien; weiter ſah ſie nichts. Nun hob er aber ſanft ihren Kopf, und behielt ihn zwiſchen ſeinen Händen; ſie mußte ſeine

Augen, ſein Lächeln, ſeine kleinen, blitzenden Zähne ſehn; ſo hatten die auch dieſe Nacht in ihrem Traum geblitzt. „O Kathi! Kathi!“ flüſterte er, und küßte ihre Stirn. „Wie gut du lächelſt; wie ſüß. Wie ſanft und ſchön deine Augen brennen. Unſre Jugend, Kathi! Liebe! Wonne! Glück!“ — Er küßte ihr Kinn, ihre Wange; endlich ihren Mund.

Zitternd ließ ſie's geſchehn. Glück, dachte ſie. Ja, ihn glücklich machen ... Wie ein Blatt, das vom Baum auf das weiche Moos fällt, ſank ſie ihm an die Bruſt.

X

Saltner und Wittekinds kehrten um dieſelbe Stunde aus dem Adneter Tal, von den Marmorbrüchen zurück; ſie durchſchritten das ſtille Städtchen und ſtiegen langſam die Bergſtraße empor. Die Nacht ſchattete ſchon im Tal und klomm an den Gebirgen hinauf. Ihr Schatten legte ſich auch den Wanderern aufs Gemüt, ſie dachten an den Abſchied, der ihnen morgen bevorſtand: Saltner wollte in ſeine Einſamkeit zurück, und Vater und Sohn nach München, um ſich dort zu trennen. Die drei gingen ungern auseinander, dieſe wenigen Tage, faſt immer gemeinſam verlebt, hatten ſie befreundet; Bertold aber, der ſich geſtärkt, ja geneſen fühlte, fühlte auch ſeine Pflicht, in die Hörſäle und zur Arbeit zurückzukehren, die er vielleicht ohne Not verlaſſen hatte. Wenigſtens geſtand er jetzt dem Vater, und auch dem väterlichen „Alten“, daß eigentlich eine *ſeeliſche Unluſt* ihn ſo arbeitsſcheu und nervenſchwach gemacht habe: ein wachſender Widerwille gegen ſeine Wiſſenſchaft, die Jurisprudenz, die ihm nicht gefiel, neben ſeinen Idealen und Träumen ſo hart, trocken und gemütlos daſtand ... Weiter verriet er ſich und ſeine Träume nicht. Der Alte ſtieg bedächtig weiter, ohne zu

äußern, was er dazu denke; Wittekind aber blieb ſtehn, und dem Jüngling eine Hand auf die Schulter legend ſagte er, etwas mißmutig, aber liebevoll: „Ich hab' dir die Jurisprudenz ja nicht aufgenötigt; auch die Univerſität nicht. Hätteſt du mir geſagt: ich will Landmann werden wie du, — das hätt' ich nicht ungern gehört. Aber dir gefiel's nicht. Es zog dich zu den Büchern, zu den Wiſſenſchaften —"

„Das war ein Irrtum, Vater!" rief Bertold aus, dem nun das Herz über die Lippen floß. „Ich möchte — ins Leben hinein; irgendwie — ich weiß nicht. Mit Kopf, Herz, Muskeln, Gliedern, mit allem einer Sache dienen — einer guten Sache — mich opfern, wenn ſie mich braucht — —"

Er brach wieder ab. Saltner war einige Schritte weiter gleichfalls ſtehen geblieben, machte nun kehrt und ſagte, die Brauen herunterziehend: „Dann wundre ich mich, daß Sie, am Waſſer und faſt am Meer geboren, nicht zur Marine gewollt haben, auf die deutſche Flotte. Da hätten Sie ja das alles, was Sie eben wünſchen; und die Phantaſie, die ‚Romantik', Sie junger Schwärmer, bekäme auch noch ihr Teil. Sie ſähen die ganze Welt, die wilden und die zahmen Völker; Sie brauchten Ihre welthungrigen Augen nur groß aufzumachen. Und außer der Ehre Ihres Vaterlandes hätten Sie auch die Zukunft an Bord: denn es geht nun los! Auf der Erde, lieber Herr, iſt noch viel zu tun, und die Zeit der Deutſchen iſt nun endlich gekommen! Meinen Sie, ein Volk wie das wär' nur dazu da, in Europa Friedenswachtmeiſter zu ſein und Profeſſoren, Zuckerrüben und Soldaten zu züchten? Nein, glauben Sie mir" — der Alte richtete ſeine Moſesgeſtalt beinahe feierlich auf — „glauben Sie mir, die Hand des Herrn liegt auf unſerm

Scheitel: uns ist bestimmt, noch gar Großes zu tun, Größeres, als wir ahnen. Deutsches Wort, deutscher Geist und auch deutsche Kraft werden noch wurzeln und wachsen, so weit die Erde rund ist. Und wer wird mit ihnen hinausziehn? Nun, die deutsche Flotte. Da können Sie einer Sache dienen, einer guten Sache; und auch O p f e r, denk' ich, werden angenommen, wenn Ihnen nach Opfern ums Herz ist!"

„Ich hab' auch wohl daran gedacht," sagte Bertold und sah vor sich hin. „Als Knabe träumt' ich jahrelang davon ... Die ganzen Sommer lag ich auf dem Wasser; Schwimmen, Rudern, Segeln — das trieb ich mit Leidenschaft. Dann aber kamen so ganz andere Ideen — Phantasien. ... Und unsre Flotte — was ist das? Neben den andern, den großen, so klein!"

„Nun, so wird sie w a c h s e n!" rief der Alte, seinen Stock gegen die Erde stoßend. „Bäume machen Wälder! — Aber gar so ein kleines Wäldchen ist sie schon nicht mehr. Ich war einmal in Kiel, hab' sie mir angesehn; hab' große Augen gemacht ..." Sie stiegen wieder weiter, im Gehen sprach er fort: „Ich bin alt, Sie sind jung, Sie werden noch was erleben; und gingen Sie zur Flotte, so würden Sie selber dabei sein: hübsche Seeschlachten, Herr! nach Osten und nach Westen! Und da wird sich's zeigen — denken Sie an mich — daß die See noch immer den Germanen gehört — und daß die Deutschen wieder geworden sind, was sie lange verspielt hatten: der Germanen Führer!"

„Glauben Sie an den Krieg?" fragte Bertold altklug. „Wir wollen ja keinen mehr, und alles lechzt ja nach Frieden!"

„Wir wollen keinen mehr? Haben wir zu wollen? Die Weltgeschichte wird uns ihre Hunde schon auf den

Nacken hetzen: dieſe Franzoſen mit dem revanchekranken Herzen, dieſe Zarenknechte mit ihrem Größenwahn, die werden nicht nur bellen, Herr, die werden endlich auch beißen; das lebt ihnen im Blut, und das ſteht in den Sternen!" — Der Alte blieb wieder ſtehn, es war vor einem „Golgatha", das an der Straße gegen den Abhang aufgerichtet war: in einem mächtigen Holzrahmen Chriſtus und die Schächer an drei hohen Kreuzen, geſchnitzt und bemalt; ſie ſahen aus der nächtigen Dämmerung auf die Wandrer herab, Saltner ſtand vor ihnen, als gehöre er mit dazu, als ſtünde da ein weißbärtiger, rieſiger Apoſtel dem Gekreuzigten zu Füßen. „Glauben Sie, junger Mann," fuhr er bedächtig fort, „was ich Ihnen ſage! Wir haben noch viel zu tun; auch das alte Europa, das iſt noch nicht fertig. Heiß, heiß wird gerauft werden, denn es ſind tapfere, größentolle Völker; aber wir ‚dermachen"s doch, wie man hier zu Lande ſagt: denn wir ſind berufen! Und dann wird man dieſe zudringlichen Ruſſen mit allen Ellbogen weiter nach Oſten werfen: in Beſſarabien — geben Sie acht — wird der Rumäne Herr werden, in Polen der Habsburger, und die alten Länder der Schwertritter, Kurland, Livland, Eſthland — darin keine Ruſſen leben; lauter Proteſtanten — die werden zu Deutſchland kommen, ob es nun heute will oder nicht. Denn Europa muß frei ſein, und der ruſſiſche Alp darf uns nicht mehr drücken! Und der italieniſche König wird in Korſika, in Nizza und in Tunis herrſchen: denken Sie an mich; — und das alles wird nicht geſchehn, ohne daß auch die deutſche Flotte ſich mit Blut getauft hat; ja, Ihre deutſche Flotte — — und vielleicht ſagt dann Karl Wittekind, ſeinen ſchönen Bart ſtreichend: Bertold Wittekind war dabei!"

Wittekind, der Vater, lächelte, ernſt und gedankenvoll;

Bertold ging ſchweigend weiter. Dieſe Kriegsträume waren gerade jetzt nicht nach ſeinem Herzen; vom Seedienſt ſtieß ihn auch die ſtrenge ſoldatiſche Zucht ab, die ſeinen Freiheitsſinn dort erwartet hätte, und ihm war, als würde ihn das kaiſerlich deutſche „Schulſchiff“ für immer dem feſten Land ſeiner menſchenliebenden Ideale entführen, an die er trotz Afinger und Riedau noch glaubte. . . . Sie kamen bei völliger Dunkelheit — denn der nun ſchon abnehmende Mond ging erſt ſpäter auf — in der „Gemſe“ an. Der Wirt trat ihnen entgegen, um ſie zu begrüßen; er hielt einen Brief in der Hand. „Der iſt gegen Abend gekommen,“ ſagte er, „für den Herrn von Dorſay; ich bin zweimal hinaufgegangen um ihn ihm zu bringen, aber ſeine Tür war verſchloſſen. Und es war ganz ſtill. Wecken wollt' ich ihn nicht; denn er mag wohl ſchlafen. Was tun wir nun mit dem Brief?“

„Geben Sie ihn mir,“ ſagte Wittekind; „ich will ohnedies zu ihm, da wir morgen reiſen!“ — Er nahm den Brief, und ward ſogleich durch einen ſtarken Duft an den ſchwülen, „laſterhaften“ Wohlgeruch erinnert, den Dorſay und jener andre Brief bei ihrer erſten Begegnung ausgeatmet hatten. Die Aufſchrift ſchien von einer weiblichen Hand geſchrieben, „Salzburg“ ſtand auf dem Poſtſtempel. Wittekind ließ die andern im Salettl, ging ins Haus und ſtieg die Treppe hinauf.

Oben war es dunkel, auf dem Vorplatz brannte keine Lampe, was ihn wundernahm. Er ging behutſamer weiter; in dem ungewiſſen Dämmer bemerkte er eine dunkle Maſſe oder Geſtalt, die in der Ecke neben einem alten Bauernſchrank zu kauern ſchien. Als er näher trat, erhob ſich plötzlich dieſe Geſtalt und glitt an ihm vorüber; es war aber kein Geſicht zu ſehn, ein Tuch oder etwas Ähnliches mußte es bedecken. Das Frauenzimmer — denn

es trug lange Kleider — eilte die Treppe zu den Dachkammern hinauf; so geschwind und leicht, daß Wittekind nur an Kathi denken konnte. „Kathi!“ rief er ihr nach. „Sind Sie's?“ — Es kam keine Antwort. Er zögerte einige Augenblicke; dann tastete er weiter und klopfte an Dorsays Tür.

Die wohlbekannte Stimme rief sogleich: „Herein!“ Wittekind öffnete — die Tür war nicht verschlossen — und sah Dorsay auf einem Stuhl am Fenster sitzen; ein Licht brannte vor ihm auf dem Tisch. Sein Gesicht war nicht mehr bleich, sondern schwach gerötet. Als er den Eintretenden erkannte, stand er auf und ging ihm langsam entgegen. „Hier bring' ich Ihnen etwas!“ sagte Wittekind und übergab ihm den Brief.

Sowie Dorsay die Aufschrift erkannte, entfuhr ihm eine zuckende Bewegung; er starrte auf das Papier, wie man auf etwas Sonderbares, Unheimliches starrt, das wie ein Schicksal in unser Leben eintritt. Indes er faßte sich schnell, bat um freundliche Erlaubnis, öffnete und las. Ein kurzes Auflachen brach aus ihm hervor — oder suchte sein Gefühl zu verdecken — als er das Blatt überflogen hatte. Dann hob er es näher an sein Gesicht, schloß die Augen und schien den Duft in sich einzuatmen. „Das ist nun, wie es ist,“ murmelte er endlich. „So geht's mir; natürlich! — — Herr Wittekind, ich danke Ihnen. Sie kamen selbst; um mich noch zu sehn ... Sie sind immer gut. Bitte, lassen Sie mir nun ein paar Minuten Zeit. Dann — — dann erschein' ich unten. Wir sehn uns noch; das versteht sich; gewiß!“

„Desto besser,“ sagte Wittekind und ging wieder zur Tür. Er fühlte sich aber plötzlich bei der Hand ergriffen; Dorsay war ihm gefolgt. Als er sich umwandte, sah er, daß dessen Gesicht wieder tief erblaßt und von einer

leidenſchaftlichen Bewegung ergriffen war. Die Lippen verzogen ſich, die Augen zwinkerten lebhaft. Auch zitterte ihm die Stimme, als er mit einem mühſamen Anlauf ſagte: „Lieber Herr Wittekind!“

„Sie wünſchen?“ fragte dieſer verwundert.

„Was ich wünſche?“ entgegnete Dorſay. „Sie — noch einmal zu ſehn! Ihr Geſicht ... Nun ja, Sie haben mir's angetan, mir das Herz abgewonnen — ſo daß ich ganz — — Ich weiß nicht, was ich ſage. Sie könnten mir erlauben, Herr Wittekind, Sie einmal zu umarmen; zum Abſchied — — Morgen geht's ja fort!“ ſetzte er wie zur Erklärung hinzu. Ohne auf Wittekinds Zuſtimmung zu warten, umſchlang er ihn mit beiden Armen und drückte ihn heftig an ſich; ſeine Muskeln ſchienen ſich krampfhaft zu bewegen.

„Lieber Herr Dorſay!“ ſagte Wittekind gerührt. Das Geſicht des jungen Mannes lag auf ſeiner Schulter; halb erſtickt murmelte Eugen, ohne jedes Pathos: „Hätt' ich Sie zum Vater gehabt! — Es ſtünde nicht ſo mit mir — —“

Er ſchluckte, mit ſtoßendem Atem, und machte ſich dann haſtig los. Mit abgewandtem Geſicht ſagte er, wie wenn nun ein anderer ſpräche, leichthin: „Alſo unten; im Salettl, nicht wahr, finde ich die Herren. Alſo noch nicht gute Nacht!“

Wittekind ging ſtumm hinaus; er hatte ein dunkles Gefühl, als hieße das: ich reiſe ab, gute Nacht! — — Auf dem Vorplatz brannte nun die Lampe. Er ſtieg hinunter, in allerlei fragenden und ahnenden Gedanken, und kam zu Saltner und Bertold, die beim Nachtmahl ſaßen. Auch für ſich beſtellend, dann eſſend, ſaß er wortkarg da. Die alte Sali bediente ſtatt der Kathi; ſie erzählte, daß das arme Ding nicht wohl ſei und ſchon lange im Bett liege. Bertold war voll Mitleid; — es ſchien noch mehr

ein anderes Gefühl zu ſein, das ihn gar ſo weich ſtimmte. Er fürchtete wohl, das kleine Ding gar nicht mehr zu ſehn; es mißfiel ihm, ſie zu verlaſſen; auch er ſah ſtumm in ſein Glas, und Saltner ſtörte ihn nicht, der, wie es von Zeit zu Zeit über ihn kam, mit leiſen Fingern den Bart knetend ſich in das Schattenſpiel vorüberwandernder Erinnerungen verſenkte.

Wohl eine Stunde verging ſo; Bertold nahm wieder das Wort, ſich zum Vater wendend: er hab' es nun doch bedacht und möchte noch einmal verſuchen, ob er zu der Rechtswiſſenſchaft ſich nicht ein Herz faſſen könne. Vielleicht finde er auch für ſeine Lieblingsgedanken mehr darin, als er bisher gedacht; einen andern Beruf, für den er ſich ſo recht geſchaffen fühle, wiſſe er nicht ... Er unterbrach ſich plötzlich; ein dumpfer, aber deutlicher Schrei erklang durch die ſtille Nacht; alle hörten ihn. Sie horchten; es ſchien ein Klagen oder Stöhnen zu folgen, das aber völlig gedämpft und ungewiß daherſchwebte und ſich mit dem Rauſchen der Waldbäche vermiſchte. Was bedeutete das? Woher kam der Schrei? — Saltner wies zu der kleinen Anhöhe neben der Straße hinauf: es ſtand dort ein Bauernhaus, jetzt nächtlich dunkel und ſtill; von dort, meinte er, ſei der Schall gekommen. Auch ſtöhne es noch fort. Er ſprang auf und ſtieg mit ſeinen gewaltigen Schritten die Anhöhe empor; Bertold lief ihm nach; Wittekind folgte langſamer, noch ſchwankend.

Sein Ohr hatte beſſer gehört: als er auf die Straße trat, kam ein neuer Laut, über und hinter ihm, und er zweifelte nun nicht mehr, wo die Stimme zu ſuchen ſei. Ins Wirtshaus eilend und die Treppe hinauf, öffnete er Dorſays Tür, ohne anzuklopfen. Dorſay war nicht zu ſehn; über ſein Bett hingeworfen lag aber Kathi, in allen Kleidern, wie eine Verzweifelnde; ſchluchzte, ächzte,

und ſchüttelte die Kiſſen. Auf dem Tiſch brannte noch das Licht; daneben lag ein aufgeriſſener und ein geſchloſſener Brief. „Was iſt geſchehn?“ fragte Wittekind. „Kathi! Was iſt Ihnen? Warum weinen Sie? — Hören Sie mich nicht?“ — Er trat hinzu und faßte ihren zitternden Arm. Bei dieſer Berührung ſprang das Mädchen wie elektriſch getroffen auf und zeigte ihm ihr von Schmerz und Leidenſchaft ganz verzerrtes Geſicht.

„Er iſt fort!“ ſagte ſie; Wittekind erriet die Worte mehr, als er ſie verſtand, da ihre Stimme heiſer geworden war und vom Schluchzen bebte. „Er iſt fort, er iſt fort, er hat mich verlaſſen!“ — Sie deutete auf den Tiſch und die Briefe, dann griff ſie mit allen Fingern in ſeinen Arm: „Leſen Sie den Brief da!“ ſagte ſie; es ſollte Flehen ſein und klang wie Befehlen. „Der eine iſt an mich, der andre an Sie; leſen Sie ihn, Herr! Ich will wiſſen, was darin ſteht!“

Wittekind nahm den geſchloſſenen Brief, er war an ihn gerichtet; unruhig riß er ihn auf. „Lieber, verehrter Herr!“ ſtand darin mit Bleiſtift geſchrieben. „Mein Schickſal ruft, ich muß fort. Ich möchte aber in dieſem Hauſe niemand wiederſehen ... Kurz, ich verſchwinde ſo geräuſchlos, wie es ſich für unſereins ſchickt; ſchleiche die Straße hinunter und wandre nach Salzburg; dann von da in die Welt hinein. Die Nacht iſt zum Wandern gut. Die große Laterne da oben wird ja angezündet. Meine Bezahlung für den Wirt liegt im Tiſch, in der Schublade. Ich bin ſo froh, daß ich Sie umarmt habe; daß ich Ihnen noch gezeigt habe, wie ich für Sie fühle. Leben Sie wohl!“

„Geben Sie mir den Brief!“ ſagte Kathi heftig, im Schluchzen, nachdem er geleſen hatte. Sich ein wenig faſſend, und ihren eigenen Brief in die Taſche ſteckend,

wiederholte ſie flehender: „O, geben Sie mir den Brief! Laſſen Sie mich's leſen!“ — Sie ſchien zu fürchten, er könne es ihr verwehren; denn ſie griff ſchon zu und zog ihn ihm aus der Hand. Als ſie ihn halb geleſen hatte, ſchrie ſie auf: „Nach Salzburg! Zu Fuß! Ich will a u ch nach Salzburg! Ich will ihm nach, ich laufe! Ich hol' ihn ein! So kann er nicht fort, ſo kann er mich nicht verlaſſen!“

Sie wollte aus der Tür ſtürzen; aber Wittekind hielt ſie auf. Der Wirt und Sali, von dem neuen Schrei herbeigerufen, traten eben ein; Saltner und Bertold waren zurückgekommen und ſtiegen die Treppe herauf. Wittekind erklärte den andern, was ſich zugetragen hatte; was er über Kathis Verzweiflung dachte, ließ er unerörtert; alle ahnten es, in ihr armes, glühendes, verwildertes Geſicht ſtand es eingezeichnet. Sie verlangte immer von neuem, man ſolle ſie hinauslaſſen; ſie wolle ihm nach, ihn verwünſchen, ihn töten, ſie wolle bei ihm bleiben, ſie gehöre zu ihm: ſo warf ſie all ihre zuckenden Gedanken und Gefühle ſinnlos durcheinander.

Endlich nahm der Alte das Wort, in ſeiner gebietenden Art: „Wenn ſie ſo redet, iſt ſie noch ein Kind; und ſie iſt ein wenig auch m e i n Kind. ... Hier wirſt du bleiben, Kathi, hier in dieſem Zimmer, da du uns nicht folgen und keine Hand an dich laſſen willſt; Sali wird dir bringen, was du brauchſt, und ich ſchließ' dich ein. Ich ſchlaf' nebenan, ich werd' dich bewachen. Morgen kommt die Sonne wieder, und mit ihr die Vernunft. Jetzt denk an dein Nachtgebet, an deinen Schöpfer, an die Ehre dieſes Hauſes, dem du angehörſt — und gute Nacht!“

Die feierliche Stimme ſchien das Mädchen zu beruhigen oder einzuſchüchtern; ſie ſagte nichts mehr, ſtöhnte auch nicht mehr. Auf einem Stuhl an der Wand, in die Luft

ſtarrend, ſaß ſie faſt ohne Bewegung da. Man ließ ſie endlich allein, hinter der verſchloſſenen Tür; das ganze Haus begab ſich nach und nach zur Ruhe. Wittekind hatte noch einen letzten Blick auf die Unglückliche geworfen, als er das Zimmer verließ; in ihren ſonſt ſo kindlichen, lachenden Rehaugen ſchien ein wilder Entſchluß aufzuleuchten, der ihr ein ganz anderes, unheimlich gereiftes, frauenhaftes Geſicht gab. Er glaubte nicht, daß „die Vernunft“ ſo bald kommen werde. Ungern, lange zögernd, ging er endlich ſchlafen, da ihn nach dem heißen Tag die Müdigkeit übermannte.

Er hatte ſich nicht getäuſcht: der Morgen graute erſt, als Salis Stimme laut ward und in allen Zimmern die unruhigen Schläfer weckte. Die Alte war zum Brunnen und auf die Straße gegangen und hatte das Fenſter, hinter dem Kathi gefangen ſaß, weit geöffnet geſehn; unter dem Fenſter war das Gras von einigen Tropfen gerötet, offenbar von Blut. Als Saltner die Tür nun aufſchloß, war das Mädchen fort; offenbar hinuntergeſprungen, da man ihr den Ausgang verwehrt hatte. Sie mußte glücklich davongekommen ſein, denn die Blutſpur hörte nach wenigen Schritten auf; nur ihr Kopftuch, das ſie verloren haben mochte, fand ſich auf der Straße.

„Was iſt da zu tun,“ ſagte Saltner in grimmiger Entſchloſſenheit. „Nichts, als — ihr nach. Sie iſt nach Salzburg gelaufen, das tolle Ding, dem Rattenfänger nach. Der Weg iſt weit, ſie wird noch auf der Straße ſein. Ich nehm' einen Wagen und ich fahr' hinterdrein!“

„Ich begleite Sie, wenn es Ihnen recht iſt,“ ſagte Wittekind kurz, der ſich bei Salis erſtem Ruf auch erhoben hatte. Bertold kam und verlangte gleichfalls mitzufahren. Man verlor keine Zeit; während Sali ins Städtchen hinunterlief und einen Wagen mit raſchen Pferden be-

ſtellte, machten die Männer ſich fertig. Sie gingen ihr dann eilig nach und fuhren bald in den erwachenden Tag hinein. Saltner kannte den Kutſcher, einen ſtämmigen, etwas mürriſchen Poſtknecht, von früheren Fahrten her; er ſpornte ihn durch die Ausſicht auf ein dreifaches Trinkgeld an, die Pferde laufen zu laſſen, was ſie konnten. Auf der glatten, ſtaubigen Straße jagten ſie dahin. Der Himmel war ſonnig hell, obwohl die öſtlichen Berge noch das Geſtirn verdeckten; die Wolken draußen im Norden, in der Ebene, ſäumten ſich mit Gold; die Zitadelle von Salzburg ward ſichtbar, fern, klein, dann heranwachſend und im herrlichſten Morgenzauber leuchtend, bis ſie endlich unter dem hochragenden Burgfels vorbei um den Nonnberg fuhren und die Stadt erreichten.

Sie kamen bis zur alten Salzachbrücke, hier ließ Saltner halten. Auf ſeinen Vorſchlag ſtiegen ſie aus; „das beſte wird ſein," ſagte der Alte, der während der Fahrt faſt immer geſchwiegen hatte, „wenn wir uns verteilen, um das Mädel zu ſuchen! Wenn etwa Sie und Ihr Sohn an der Salzach links und rechts ſtromab gehn, ſo können Sie nicht verirren; ich, der ich hier zu Hauſe bin, ſchlängele mich durch die Neuſtadt zum Bahnhof, und der Wagen folgt mir. Da wir ſie unterwegs nicht mehr angetroffen haben, wird das Mädel h i e r ſein. Und wär' ſie zur Stecknadel geworden, man ſucht halt bis man ſie findet!"

Wittekind nickte; ſie trennten ſich. Bertold übernahm das r e c h t e Ufer und ſchritt an der Salzach hin, auf dem neuen Uferdamm, neben den jungen Anlagen und Villen; faſt noch allein, denn das Leben des ſtädtiſchen Tages begann erſt zu erwachen. Er ging langſam, nach allen Seiten umherſpähend, in banger Unruhe, ob er auch nichts überſehen, ſeine Aufgabe erfüllen werde. Wie anders war er hier vor wenigen Tagen gegangen: als faſtender

Märtyrer, aber doch voll heiterer Phantasien, auf das Wiedersehn mit dem Vater sich freuend, die Welt mit seinen Zukunftsplänen beglückend. Jetzt erschien er sich wie ein Polizeimann, der einem Flüchtling nachspürt; er suchte ein verzweifelndes Mädchen, von dessen Dasein er damals noch keine Ahnung hatte, das seinem jungen Herzen bittre Gefühle machte: wozu sollt' er sich's leugnen. Seine gereizte Einbildungskraft berauschte sich in schrecklichen Szenen und Tragödien, in denen er Kathi und den „Rattenfänger" finden könnte und als ratloser, unerfahrener Jüngling einzugreifen hätte. Auch gab ihm jede dieser Phantasien einen Stich in die Brust ... So kam er an der protestantischen Kirche, an der neuen Fußgängerbrücke vorbei und sah die große Eisenbahnbrücke vor sich, die über die Salzach führt. Vom Bahnhof her rollte, noch langsam, ein Zug, der nach Bayern wollte, die rhythmisch ausgestoßenen Wölkchen glänzten in der Sonne.

Plötzlich fuhr er zusammen, da ein Schrei ertönte, der ihm durch Mark und Bein ging. Der Zug hatte die Brücke erreicht, nicht weit davon, am Ufer, lief eine weibliche Gestalt, die Bertold bisher nicht bemerkt hatte; sie hob beide Arme, rief den Zug an, wie es schien, rief irgend einen Namen, den er nicht verstand. In einem der Wagen, die jetzt über die Brücke rollten, erschien ein Kopf am Fenster, den Bertold zu erkennen glaubte ... Das Weib schrie noch einmal, wie rasend. Es war K a t h i s Stimme, er zweifelte nicht mehr. Im nächsten Augenblick lief sie, die stehen geblieben war, gegen das Ufer zu, stand auf der steinernen Böschung, mit unbedecktem, fliegendem Haar, und warf sich in den Fluß.

Bertold wußte nicht, wie ihm geschah: sowie sie zu laufen begann, setzte auch ihn jemand in Bewegung, ohne Wollen und Denken; er rannte auf dieselbe Böschung,

auf denſelben Fleck zu, und gleich nach ihr — denn er war geſchwinder — ſprang auch er hinab. Ihn erſchreckte das kalte Waſſer, als er unterging; aber ſogleich hoben ihn ſeine Kräfte wieder, und es erwachte in ihm eine wilde, klare, bewußte Entſchloſſenheit, ein ſeliges Gefühl. Er war in ſeinem Element, er ſchwamm wie ein Fiſch. Vor ſeinen tropfenden Augen ſah er das ſich ausbreitende, ſchwimmende Gewand, das Kathi nach oben trug; nach wenigen Stößen hatte er es gefaßt, er ergriff das Mädchen am Arm und ruderte auf die Böſchung zu. Der Strom trug ihn fort, aber nicht mehr weit. An der nächſten Landungsſtelle, wo ein ſchwimmender Prahm zum Waſchen angekettet lag, hielt er ſich feſt; es ſtanden dort einige Männer und Frauen, die das Schreien und Laufen herbeigezogen hatte, man zog ſie beide ans Ufer und trug das Mädchen hinauf.

Kathi ſchlug die Augen auf, ſie ſchien aus einem bewußtloſen Zuſtand zu erwachen. Sobald ſie begriff, wo ſie war, ſchüttelte ſie wild die Haare und rief: „Was wollt ihr! Laßt mich! Laßt mich ins Waſſer, ich will nicht mehr leben!“ — Sie verſuchte wieder aufzuſpringen, da ſie am Boden lag; die Männer hielten ſie feſt. Sie rang mit ihnen, ſie knirſchte mit den Zähnen. „Kathi!“ ſagte Bertold, der neben ihr ſtand und ſich über ſie beugte, ſo daß die Tropfen aus ſeinen Kleidern auf ihr Antlitz fielen: „Kathi! Faſſen Sie ſich; wie können Sie ſo reden ... Hören Sie mich doch an; ich bin's. Wir laſſen Sie nicht ... Haben Sie Vernunft!“

Sie ſtarrte ihn jedoch mit wirren, lebloſen Augen an, ſie ſchien ihn nicht zu erkennen. Immer wieder aufſtrebend ſagte ſie, faſt heiſer: „Laßt mich! Ich will da hinein! ins Waſſer! Er iſt fort, ich will nicht mehr leben!“ — Ihr ſinnlos zuckendes Geſicht mit dem klebenden Haar ſah ihr

nicht mehr gleich; Bertold graute faſt, ſie anzublicken. Es hatte ſich ſchnell ein Haufe von Menſchen um ſie her geſammelt, Männer, die zur Arbeit gingen, junge Burſche und Frauen; ſie hörten die wilden Reden, fragten, was geſchehen ſei, was zu tun ſei, zuckten mit den Achſeln. Bertold ſtand ratlos da; ein Fröſteln überlief ihn. Während er verwirrt umherſah, fühlte er eine Hand auf ſeinem Arm und hörte eine bekannte Stimme ſeinen Namen nennen.

Er wandte ſich um und ſah Afinger und Metzner, die hinter ihm ſtehend auf ihn und das Mädchen blickten. „Die iſt wohl auch ſo ein ‚Opfer‘,“ murmelte Afinger; „wie? Eine von denen, die ins Waſſer gehn, weil ſo ein feiner Herr mit ihnen ſeinen Spaß gehabt hat. Das ſoll man alles hinnehmen; wie?“

Bertold erwiderte nichts; ihm ſelber lag ein namenloſes Gefühl ſchwer und hart auf der Bruſt. Er ſah einen Wagen heranrollen; eine mächtige, weißbärtige Geſtalt ſchob die Menge auseinander, Saltner ſtand vor ihm. Ohne Bertold zu bemerken, blickte der Alte auf Kathi nieder, nickte, als hätt' er's gedacht: ſo werde er ſie finden. Dann kniete er, ſeine Bewegung bemeiſternd, neben dem Mädchen nieder und nahm ihre bläuliche, naſſe Hand. „Kathi!“ ſagte er ruhig, halblaut. „Ich bin's, der Saltner. Steh auf! Was tuſt du hier vor ſo vielen Leuten. Wir fahren nach Haus; zu mir!“

Sie ſuchte ihm die Hand zu entziehn; „laßt mich!“ rief ſie wieder, doch mit ſchwacher Stimme. „Ich will nicht! Ich will —“

Der Alte ließ ſie aber nicht ausreden; er umfaßte ſie, hob ſie empor und trug ſie wie ein Kind. Der Wagen war herangefahren, Saltner öffnete die Tür und legte ſeine Laſt auf den Wagenſitz; „nach meinem Haus!“ rief

er dann dem Kutſcher zu und ſtieg ſelber ein. Die Peitſche knallte, die Pferde zogen an. In ein paar Augenblicken war's geſchehen, Bertold ſah zu wie im Traum. Er ſah den Wagen davonrollen; hinter ſich hörte er ſeinen Namen, ſeines Vaters Stimme, der vom andern Ufer über die Fußgängerbrücke geſtürmt kam, um zu erfahren, was geſchehen ſei, und ſeinen Jungen zu ſuchen.

Zweites Buch

I

Wittekind ſtand am Fenſter, von der Morgenſonne beſchienen, und blickte auf den großen, feiertagsſtillen Hof vor ſeinem Hauſe hinaus. Die Tore der Scheunen und Ställe, die den Hof rechts und links umgaben, waren alle geſchloſſen, und gegenwärtig nirgends ein Menſch zu ſehn; nur eine ſchwarze Katze und allerlei Hühnervolk, großes und kleines, wanderte auf dem ſonnigen Hof umher. Es war ein Sonntagsmorgen; der zweite Sonntag im Juli. In der Ferne ſtand ein leuchtendes Gebirge, aus Sommerwolken gebaut; ſonſt war alles eben und flach. Wittekind ſah durch das offene Hoftor auf grünes Uferland, auf bräunlichen Schilf, den der Wind bewegte, auf den ſeeartig breiten, dunkelblauen Fluß und die jenſeitigen Ufer, an denen ſich ein einförmiger, ernſter Tannenwald hinzog. Er fühlte ſich wieder in der Heimat; doch nicht recht daheim. ... Das Fenſter war offen, von dem kleinen Teich her, der links hinter dem Hofe lag, kamen die zarten, piependen Stimmen junger Enten herüber, die ihren gelben Flaum auf dem Waſſer wiegten. Er konnte ſie ſchwimmen ſehn; als geborene Künſtler ruderten ſie nach allen Seiten über ihren leicht gekräuſelten kleinen Ozean, den hier und da niedriger, grüner Schilf begrenzte. Am Ufer, bei der Entenbucht, irrte eine ſchwarze Henne um-

her, die einen Teil dieſes Entenvölkchens ausgebrütet hatte; ſie ſah ihnen voll Unruhe und Mutterſorge nach, auf der bretternen Einfaſſung der Bucht lief ſie bis zum äußerſten Rand hinaus, lüftete die Flügel, hob ſich mehr als einmal zum Sprung, als müſſe ſie den Jungen nach, die ſo dreiſt davonſchwammen; immer blieb ſie aber wieder im Gefühl ihrer Ohnmacht verzagend ſtehn. Wittekind ſchaute ihr zu, ſie ergötzte und rührte ihn. Worüber lächl' ich denn? dachte er auf einmal. Iſt's bei uns denn anders? Sehn wir nicht auch ſo vom Ufer zu, wenn unſre groß gewordenen Kinder auf allerlei Waſſer hinausſchwimmen, wohin wir nicht folgen können? Wir meinen wunder wie ſehr ſie unſresgleichen ſind; auf einmal gehen ſie ihre eigenen Wege, neue „Zeiten", neue Inſtinkte führen ſie, wir können's nicht ändern, können ſie nicht halten. Da ſtehen dann wir alten Hennen. ... Ja, mein Junge, mein Schwärmer — der mir noch hinausſchwärmen wird, Gott mag wiſſen, wohin; mein teurer Junge, mein Bertold!

Vor wenigen Tagen erſt hatte er ihn verlaſſen, es dünkte ihn ſchon eine Ewigkeit. In ſeiner Sehnſucht durchwanderte er die Tage zurück bis zu jenem Morgen in Salzburg: wie er da erſchrak, ihn triefend am Ufer zu finden, ihn ins Gaſthaus brachte, bettete und pflegte; — bis dann von der „Gemſe" ihr leichtes Gepäck kam, und der gute Alte zum Abſchied, und ſie gen München fuhren, über Kathi leidlich beruhigt, über Dorſay grübelnd und entrüſtet, dem Untersberg noch wie einem Freunde winkend — und die eigene ſchwere Trennung auf dem Herzen ... Auch die war nun vorbei, Vater Wittekind in ſeinem Norden allein. Er ſah ſtaunend umher: ſo öde war ihm hier nicht mehr geweſen ſeit ſeiner Hausfrau Tod. Wie leicht täuſcht ſich der Menſch, wenn er, an

einem Ort heimiſch eingewurzelt, alles um ſich her ſelber geſchaffen, mit ſeinen Erinnerungen, ſeinem Geſchmack, ſeiner Sinnesart angefüllt hat und nun denkt, dieſe Welt um ihn her habe ein L e b e n empfangen, werde immer lebendig auf ihn wirken. Wie freute ihn ſonſt, in ſeinem ſinnlich kräftigen Lebensgefühl, dieſes „warme Neſt", ſein weiträumiges Wohnzimmer, von deſſen olivengrüner Tapete ſeine Büchergeſtelle, mit den edlen, farbigen Einbänden, die alten, feierlich ſchönen Kupferſtiche, die Büſten und Statuen, der mächtige braune Kachelofen, das geliebte Klavier ihn wie erprobte Lebensgefährten anſahen und den warmen Hauch ihres Daſeins auszuatmen ſchienen. Jetzt freute ihn nichts. Am Klavier, bei Beethovens ſeelenvollſten Sonaten, überfiel ihn bald eine entmannende Wehmut; auf dem rieſigen Schreibtiſch lag ein Buch neben dem andern aufgeſchlagen, keines hielt ihn feſt: Shakeſpeare, Darwin, Ranke, Ihering, denn er ging allerlei Wege; in dieſen Tagen umſonſt: ſelbſt ſein Lieblingsheiltrank, der „Fauſt", wollte jetzt nicht helfen. Wie ſchön war draußen der Tag! Es ging ein warmer, aber nicht drückender Wind und tändelte mit ſeinem Sommerſpielzeug, dem Getreide, dem nachgemachten wogenden Meer; reicher Felderſegen durchgoldete das Land, ſchöne Erntehoffnung. Es half alles nicht. Ihn freute weder Feiertag noch Werkeltag. Eine der trüben Zeiten war gekommen, wo das Leben kalt und beklemmend wie ein naſſes Tuch um die Seele liegt; wo der Tiſch der Natur nicht für uns gedeckt ſcheint, weil wir nach Verſagtem hungern, und unſere reinen Geſinnungen uns mehr zur Laſt, als zum Troſte ſind. Ihm fielen Waldenburgs Worte aus jenem vertraulichen Geſpräch ein: „Du kommſt mir vor wie einer von dieſen freiwilligen Nordpolfahrern ... Was haſt du auf deinem Gut, am Waſſer, mit den Zucker-

rüben? — — Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen." ... Er fühlte mit bitterem Lächeln, daß er Waldenburg fast beneiden könnte: der packt das Glück mit frecher Satyrfaust bei den Haaren und zwingt es an seine Brust; dem macht es kein Herzweh, keinen Sohn zu haben; dem fehlt seine Frau nicht mehr, er hat die der andern; und er sitzt da irgendwo am Meer mit diesem interessanten, begehrten Rätsel, dieser großäugigen, blassen Marie ...

Wittekind verlor die Ruhe, er verließ das Fenster und ging im Zimmer umher. Seine Schwester Emma trat hinter ihm in die Tür; eine kurze, breitschultrige Gestalt mit großem Kopf, dem Bruder gar nicht ähnlich, auch in den Gebärden nicht; seit einigen Jahren führte sie das Haus. „Hast du mich gerufen, Karl?" fragte sie.

„Ich? — Nein."

„Du hast aber irgendwas gerufen, Karl. Ich hörte deine Stimme."

„Sonderbar!" sagte er. „Das ist mir durchaus nicht bewußt."

Sie sah ihn mit einer Art von mütterlicher Sorge und Unzufriedenheit an, und blickte dann auf den Tisch, an dem er gefrühstückt hatte. „Deine Tasse ist auch noch halb voll," meldete ihre trockene Stimme.

„So bleibt sie auch," sagte er sanft, die Hand an seiner Stirn. Sie hob die Achseln und ging wieder hinaus.

Wittekind sah ihr nach. Was nützte ihm jetzt diese gute Frau! Sie ahnte nicht, was er wollte oder was ihm fehlte. Gott hatte sie zur Wirtschafterin bestimmt, und dazu allein; sie fühlte auch ihren Wert, sie sah mit halb geringschätziger Hochachtung auf den Bruder herab, dem sie, so oft er ausging, ein Stück Schokolade oder ein Butterbrot oder seine Geldbörse in die Tasche steckte; den sie für einen gut beanlagten, aber durch die Bücher auf Abwege

gekommenen, unpraktiſchen Menſchen hielt. Was iſt ſie mir? dachte er. So viel wie dieſe olivengrüne Tapete ... Einſam! Einſam! Einſam!

Er trat wieder ans Fenſter; ſeine blauen Augen ſtarrten matt und leblos hinaus. Ein paar Luſtjachten mit hohen, weißen, leuchtenden Segeln, vom Südoſt getrieben, zogen wie Rieſenſchmetterlinge auf dem Fluß vorüber; ein Anblick, den er oft von dieſen Fenſtern genoß, der ihm die Bruſt zu ſchwellen pflegte, denn gleich ſeinem Bertold war er ein leidenſchaftlicher Segler ſeit der Knabenzeit. Er kreuzte die Arme und ſah ihnen nach; es ging ihm wunderlich, ſeine Seele ſchien ſich zu öffnen. Ihm war, als zögen da beflügelte Seelen hin, ins blaue Leben hinein. Freie, tapfere Seelen, die ſich aufgemacht ... Spann deine Flügel aus! ſagte ſeine Stimme, ihn ſelber überraſchend. Ja, wiederholte er ſich mit wachſendem, ſchwellendem Bewußtſein: ſpann deine Flügel aus! Schwing dich auf! Sei ein Mann! — Ei, das Leben wär' wunderleicht, wenn es nur gute Stunden hätte, die von ſelber auffliegen. Heut aber heißt es: zeig, was du kannſt, wer du biſt! — Er richtete ſeine männliche Geſtalt breitbrüſtig auf, er dehnte ſich und ſprach mit freier, tönender Stimme ſeinen Lieblingsſpruch, den er aus einem irgendwo geleſenen umgedichtet hatte:

Der Ruf erſcholl:
So halt' ich ſtill.
Ich muß und ſoll:
Ich kann und will!

„Nun ja denn," ſagte er noch einmal, lächelnd und nach ſeinem Hut an der Wand greifend: „ich kann und ich will! Hinaus will ich vor allem; will auch meine Segelpferde reiten laſſen. Wozu hätten wir denn dieſen Feiertag.

Aufs Waſſer, aufs Meer hinaus!“ — Er rief ins andre Zimmer hinein, daß er „in See ſtechen“ wolle und wohl nicht vor Abend zurückkomme; rief draußen den Fritz, einen fünfzehnjährigen Jungen, den er als ſeinen „Schiffsjungen“ mitzunehmen pflegte, und ging mit großen, jugendlichen Schritten über den Hof.

Wo ſeine Feldmark am weiteſten in den Flußlauf vorſprang, hatte er ſich einen kleinen, ſchilfumſäumten Hafen angelegt, in dem außer einigen kleineren Booten auch eine Segeljacht ſchaukelte, die „Möwe“ genannt; ein ſtarkes, ſeetüchtiges Fahrzeug mit zwei ſchlanken Maſten, ein gedeckter Raum im Vorderteil war eben groß genug, daß zwei oder drei genügſame Männer darin übernachten konnten. In dieſer Jacht hatte er ſchon manches Mal den ſüdweſtlichen Winkel der Oſtſee kreuz und quer durchſtreift, auch die nahen däniſchen Inſeln beſucht; es lebte in ihm nordgermaniſches Seefahrerblut, das ihn oft vom kornbauenden Land auf die große, himmelumfloſſene Waſſerwüſte hinauszog. Der Wind war günſtig; und ſchon der Waſſerdunſt erfriſchte ihm das Herz. Fritz, vor Freude lachend — ein rotblonder Burſche mit gewaltigen Knochen, der im nächſten Frühjahr als wirklicher Kajütenjunge nach Amerika mitgehn wollte — zeigte mit glühendem Eifer ſeine Seemannskünſte; ſie ſchwammen bald mit gefüllten Segeln, mit dreiviertel Wind, auf dem breiten Fluß, der noch eine Strecke abwärts ſich bis zu zwei Seemeilen weitete, von dunklen und helleren Wäldern oder langen Wieſenſtreifen umſchloſſen. Die Wellen erhöhten ſich hier, das Schiffchen ſchnitt wie ein Pfeil hindurch. Schneller, als Wittekind gedacht hatte, kam es an den „Durchſtich“, wo ſich der See zu einem ſchmalen Waſſerfaden zuſammenzieht, nur eben breit genug, um der Schiffahrt ausreichenden Raum

zu laſſen. Dieſen Kanal hinab fuhren ſie an dem langgeſtreckten Hafenſtädtchen hin, an großen und kleinen Dampfern und Segelſchiffen vorbei, endlich in die See hinaus. Auf der blauen, bewegten Fläche blitzte hier und da — draußen mehr und mehr — der Silberſchaum, den der Südoſt aus ſeinen Flügeln ſpritzte. Phantaſtiſche Wolken ſtiegen in der uferloſen Ferne wie Spielzeuge der Meerweiber oder wie märchenhafte Seegeſchöpfe auf; dazwiſchen zog ſich der Rauch vorüberfahrender Dampfer in lang gefegten Streifen wie endloſe Wimpel hin. Die Lichter der Sonne tanzten auf den Wellen. Möwen und Seeſchwalben, einzeln und in Haufen, ſtrichen über die Brandung und weiter ins Meer hinaus; ihre hellen, halb ſingenden Rufe ſtiegen wie aus dem Waſſer auf, vom Wind verweht und verflatternd.

Wittekind ward wohl ums Herz. „Wohin fahren wir, Herr?“ fragte der „Schiffsjunge“. Lächelnd zuckte Wittekind die Achſeln; was lag ihm daran, wohin? Nur ſo ins Leben hinaus! — — Auf einmal errötete er, über ſeinen eigenen Gedanken: ihm fiel das nächſte Seebad dort im Weſten ein, hinter dem hohen Ufer, und daß dort Waldenburg ſein möchte und — andere mit ihm. Ob dieſer Gedanke ſchon in ihm dämmerte, als ihm die Luſt kam, wie jene „geflügelten Seelen“ auch hinauszuſegeln? Was ſollte er ſagen; ihm war's nicht bewußt. Er wußte auch nicht, würde er ſie dort finden oder nicht? Er hatte vergeſſen, Waldenburg zu fragen; oder es nicht gewollt. Umſo beſſer, dacht' er; ſo ſegle ich ohne Ziel, nur eine unbeſtimmte Ahnung in der ſteuernden Hand, auf die Ferne zu ... Er ſteuerte aber ſchon nach Weſten; das Schiff, dem der Südoſt nun in die Flanke fiel, tanzte lebhafter, unruhiger dahin, ſeiner eigenen Seele gleich, die ein innerer, warmer Wind zu ſchwellen, zu tragen ſchien.

Der letzte Reſt von Lebensunmut hatte ihn verlaſſen; er horchte auf die lieblich ſchrillen Töne der Meeresvögel, die ihn ins Unbekannte hinauszulocken ſchienen, und ſeinen Spruch wiederholend, obwohl er kaum mehr paßte, ſang er vor ſich hin:

„Ich muß und ſoll,
Ich kann und will! — —“

Die Ufer an dieſer Küſte feſſeln das Auge nicht; nur wo die bleichen Sanddünen ſich höher auftürmen, gleich erſtarrten Wellen, oder auf ſteilen, gelblichen Uferrändern ſich edler Laubwald erhebt, wird der Gegenſatz zwiſchen Land und Meer anziehend und maleriſch. Wittekind ſegelte ungeduldig vorwärts, ohne die Augen viel auf das Land zu richten; ihn erquickte mehr die ſalzige Kraft der durchfeuchteten Luft, das Aufrauſchen der Wellen an ſeinem Bug und Bord, und die raſtloſe, ſtampfende Gewalt, mit der ſein Seeroß, die „Möwe“, ſich den Weg durch die Schaumflut bahnte. Die eintönige Küſte zog langſam an ihm vorbei, aber er ſah ſchon ſein Ziel: vor einem dunklen Wald, der ans Ufer vorſprang, leuchteten weiße Häuſer, wie zurückgebliebener Schaum über dem Waſſer aufragend. Er kam näher, und die zierliche Bauart dieſer villenähnlichen Häuſer zeichnete ſich gegen den hohen, majeſtätiſchen Buchenwald ab; ſie zogen ſich in langer Reihe, doch unregelmäßig am ſteinigen Geſtade hin, und wo aus dem Wald die Fahrſtraße hervortrat und den Strand erreichte, drängten ſich höhere Gebäude, zum Teil wie Burgen bezinnt und betürmt, zuſammen. Wittekind ſteuerte auf einen hohen Steg zu, der im Viereck ins Meer gebaut war und auf eingerammten Pfählen ſchwebte; hier legten die Schiffe an, und die Sommergäſte ergingen ſich auf den langen Bretterwegen über der friedlichen Brandung oder träumten auf Bänken, von der ſalzigen

Flut umrauſcht. Die Sonne ſtand ſchon hoch, als er hier landete; der erwärmte, ſchattenloſe Strand war faſt menſchenleer. Nur rückwärts im Wald bewegten ſich hier und da Gruppen von lichtgekleideten oder farbigen Geſtalten mit bunten Mützen und Hüten; Kinder ſprangen umher oder ſpielten Ball, oder lagen im Schatten. Von den Menſchen, an die er dachte, ſah Wittekinds ſcharfes Auge nichts. Vielleicht war es nur ein Wahn, er werde ſie hier finden; gab es doch ſo viele Seebäder an der langen Küſte. Freilich ſchien nur dies, das vornehmſte, eines Mannes würdig, der „Europa regieren könnte“ und danach rang, Exzellenz zu werden ... Nun, ich bin wenigſtens hier! dachte Wittekind; und ich genieße den Tag! — Er hatte angelegt, übergab die „Möwe“ der Obhut ſeines Schiffsjungen, ſagte ihm, wo er ihn am Nachmittag aufzuſuchen habe, da ſie dann heimfahren wollten, und ging über den Steg ans Land.

Ihn lockte vor allem das weſtliche, anſteigende Geſtade, das ſich zuletzt mit ſteilem Abfall über den Strand erhebt, und der herrliche Wald, der dieſe Hochfläche bedeckt. So weit er Wald iſt und die Buchen — hier und da mit Eichen gemiſcht — geſchloſſen beiſammenſtehn, ragen die grauen Stämme ſchlank und grade wie edle, lebendige Säulen auf; die aber dem Rand zunächſt und oft nur in Paaren oder vereinzelt ſtehen, zeigen in ihrem Wuchs den furchtbaren Kampf, den ſie mit den Winterſtürmen aus Nordweſt und Nordoſten kämpfen: ſie erreichen den Himmel nicht, ſie winden ſich in den abenteuerlichſten Geſtalten, wie Schlangen, die mit einem gewaltigen Feind um ihr Leben ringen. Es war Wittekind immer ein wunderlicher, faſt ergreifender Eindruck, dieſe „Kämpfer“ zu ſehn, die für den Säulenhain da hinter ihnen ſich aufopfern; ſie erſchienen ihm wie die Vorkämpfer in wilden, werdenden

Zeiten unſerer Menſchenvölker, denen die ſpäteren Geſchlechter ihr Wohlſein, ihre edlere Bildung, ihr friedliches Zuſammenleben verdanken. Freilich, dachte er, als er an den Zickzackformen und Schlangenwindungen dieſer Vorhut entlangſchritt, — auch ſo zu kämpfen, für ſich und die andern, iſt ſchön! Lieber ſo ein „Barbar“ als ein Waldenburg ſein; lieber der Sturmnacht die zerzauſte Bruſt entgegenwerfen, um den Wald zu retten, als wie ein glattes, dünnes Schattenbäumchen „ſeinen Tag genießen“!

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt hätte er faſt überſehn, daß hinter einigen dieſer Vorkämpfer, auf einer dem Meer zugewendeten Bank, eine Dame ſaß, die über ein Buch hinwegträumte und dem vorübergehenden Wittekind mit den Augen folgte. Sie ſtieß aber einen Ton der Überraſchung aus, der ihn zum Stehen brachte. Das unklare Gefühl, das ihn durchfuhr, hatte ihn nicht getäuſcht. Die Geſtalt erhob ſich, und er erkannte Frau von Tarnow, deren freundliches, erſtauntes Lächeln ihn begrüßte. Er erſtaunte jedoch mehr als ſie: denn ſie hatte ſich in dieſer einen Woche verändert, ſie war kaum mehr bleich zu nennen, die Wangen waren voller, das ganze Geſicht verjüngt. Sie lächelte von neuem, und zwar über ſeine Verwunderung, die ſie wohl bemerkte. Dann trat ſie ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ich freue mich, Sie zu ſehn,“ ſagte die ſchöne, tiefe Stimme, die ihm noch klangreicher und herzlicher erſchien als beim erſten Begegnen. „Wie kommen Sie auf einmal hierher?“

„Ich bin in dieſer Gegend zu Hauſe,“ antwortete er; indem er das ſagte, errötete er, ohne zu wiſſen, warum. „Ich bin hergeſegelt ... Alſo Sie wohnen hier? Sie mit Ihren Tilburgs?“

„Ja, und mit Herrn von Waldenburg,“ ſagte ſie un-

befangen. „Sie ſehen mich noch immer ſo ſchrecklich verwundert an. Hatten Sie denn gedacht, ich werde und müſſe immer ſo geſpenſtiſch ausſehen, wie damals in Grödig?“

„Nein — o nein —“ erwiderte er verwirrt. „Aber dieſes — außerordentliche Aufblühen — in ſo kurzer Zeit — —“

Sie ſah mit einem trüben Lächeln vor ſich hin, während ihr Sonnenſchirm an einem der verrenkten Baumſtämme bohrte. „Nun,“ ſagte ſie, „— ich bin noch jung. Allerlei Umſtände hatten mich ſo kalkig, ſo alt gemacht. Hier am Strand, die Salzluft — oder — — Kurz, ich weiß nicht. Ich bin ſo furchtbar elaſtiſch, lieber Herr Wittekind; bin nicht umzubringen!“

„Wie mich das freut,“ murmelte er bewegt. Es tat ihm wohl, dieſes „lieber Herr Wittekind“ zu hören; — dann aber dachte er plötzlich: So ſpricht eine junge Frau zu einem alten Mann! — Er fühlte einen Druck in der Bruſt. Er blickte an Frau von Tarnows Geſtalt hinunter; ein helles, leichtes Kleid umfloß ſie, ein lederner Gürtel, wie damals, gab ihrem ſchlanken Wuchs das Mädchenhafte, das den großen, ſchickſalstraurigen Augen widerſprach. Ihm war, als ſtünde da auf dem hohen Ufer die Jugend vor ihm; und als wolle ſie nun von ihm Abſchied nehmen ... Auf einmal überlief es ihn ſonderbar, als Frau von Tarnow fragte: „Und Ihr Sohn? Ihr Bertold? Wie geht es dem? — Ich hab' oft an ihn denken müſſen. Und wie glücklich Sie ſind, ſo einen Sohn zu haben ...“

Sie brach ab und blickte auf die See hinaus; ihre leicht gefärbten Wangen ſchienen wieder zu erblaſſen. Wittekind bemerkte das und war eine Weile ſtill. „Meinem Bertold,“ ſagte er endlich, „geht es wieder gut. — Ich

danke Ihnen sehr — daß Sie ihn nicht vergessen ... Sind Sie oft so allein am Meer?"

„O ja," erwiderte sie. „Das ist mein Glück und meine Medizin."

„Und kennen Sie auch den kleinen Spiegelsee, mitten im Wald? Der ist hier in der Nähe —"

„Gewiß," sagte sie; „den kenn' ich seit dem ersten Tag. Ich hab' ihn gern; mit und ohne Sonne. Ich wäre vor Tisch auch noch hingegangen ... Wollen Sie? — Oder wollten Sie allein —?"

„Nein," erwiderte Wittekind rasch. „Wenn es Ihnen recht ist, daß ich Sie begleite —"

Sie lächelte ihn nur an, so liebenswürdig und gut, daß seine Beklemmung verschwand. Darauf ging sie vorwärts, am Wald entlang, dann in ihn hinein. Sie erreichten bald ein Bächlein, das kein Wind bewegte, denn zwischen den Baumriesen lag es wie eingebettet, und floß so sacht, als rühre es sich gar nicht, dem unsichtbaren Strande zu. Man hatte es künstlich geleitet und eingefaßt, und es fiel in Stufen; der seichte Grund war mit den dunklen Blättern vergangener Jahre bedeckt, und in dem tiefen Schatten schien das Wasser schwarz, nur wo einzelne Sonnenstrahlen hineinblitzten, zeigten sich die Blätter am Grund wie braunrötliche Flecken. Es stimmte schon träumerisch und feierlich, an diesem schwarzen Gewässer in dem hohen Buchentempel hinzugehn. Als sie dann ins Lichte kamen, lag der „Spiegelsee" da, zu dem der Bach sich verbreitete; ein kleines Eirund, fast ebenso dunkel gefärbt, aber der ganze Wald spiegelte sich darin. Die von der hohen Sonne angestrahlten Stämme, die schönsten natürlichen Säulen, weißlichgrau, von innerer Kraft geschwellt, von der widerstehenden Rinde wie von Eisen umschlossen, leuchteten wie regungslose, schlafende

Schlangenleiber in der ſchwarzen Tiefe. Um ſie her grünten goldig die geſpiegelten Laubkronen, ein verzauberter, umgekehrter Wald. Der blaue Himmel leuchtete zwiſchen ihnen herauf.

„Ja, auch hier iſt es ſchön," ſagte Frau von Tarnow, nachdem ſie eine Weile beide geſchwiegen hatten. „Aber, Herr Wittekind, — Sie ſagten mir eigentlich noch nichts von Ihrem Sohn. Bei dieſem heimlichen, märchenhaften See fällt er mir wieder ein ... Nicht wahr — verzeihen Sie meine Offenheit — er iſt auch ſo etwas Abſonderliches, Wunderbares; ein märchenhafter Jüngling, in dieſer nüchternen Welt. Wie wenn ſich auch ſo ein fremder Himmel, eine höhere Welt in ihm ſpiegelte; — ich weiß nicht, wie ich es ſagen ſoll, es gelingt mir nicht —"

„Doch!" ſagte Wittekind lächelnd; „es gelingt Ihnen ganz gut. Und es rührt mich herzlich, wie ſchön Sie von ihm denken!"

Sie ſah gedankenvoll auf den Wald da unten im Waſſer; ſchmerzliche Gefühle, ſo ſchien es, ſpannten ihre Züge. Mit geſenkter Stimme ſagte ſie: „Der wird der Welt nicht weh tun; aber die Welt ihm."

„Ich fürchte auch," erwiderte Wittekind. „Und ſie werden ſich beide nicht kennen: die Welt ihn nicht, und er nicht die Welt. Wüßt' er nur ſo recht, was er in ihr will! — Leider hat er meine Freude am Landleben, am ‚Wirtſchaften' nicht geerbt —"

„Ah!" ſagte Frau von Tarnow, die ſchönen, dunklen Brauen emporziehend, „Sie ſind Landmann?"

Er lächelte: „Sehn Sie mir das nicht an? — Allerdings bin ich nicht ſo eine richtige Feldmaus, ſondern eine Art von Amphibie: leb' auch viel auf dem Waſſer; wie heute. So gehört mir die ganze Welt! Wird mir's auf meiner Feldmark zu eng, ſo fahr' ich auf die See hinaus;

und verſperrt mir der Winter das, ſo fahr' ich in die Stadt — meine alte Vaterſtadt — die eine Meile von mir flußaufwärts liegt; oder noch vier, fünf Stunden weiter nach Berlin, wo ja jetzt die Bäume in den Himmel wachſen. Da ſaug' ich mich dann voll, wie die Hummel auf dem Kleefeld, und kehre beladen und zufrieden in mein Neſt zurück."

Die junge Frau nickte; auf einer der Bänke, die am Ufer ſtanden, hatte ſie ſich geſetzt und ihren Schirm in die Erde gebohrt. „Sie haben recht," ſagte ſie langſam. „So macht' ich's auch — wenn ich könnte. Zuweilen in die Welt hinein, und dann wieder heraus! — Ich hab' nun ſo viel in großen Städten gelebt; am längſten in New York; in dieſem ruheloſen Gewimmel dacht' ich oft: wenn ich doch Farmer wäre! Beſſer war's dann in Wien, und auch in Berlin; aber das ganze Jahr, das ganze Leben —? Nein! Sich ‚vollſaugen', wie Sie ſagen, und dann wieder in die Einfachheit, den Frieden, die Sammlung zurück ... Sammlung! Das ſchönſte Wort!"

„Sie würden alſo gern auf dem Lande leben?"

„So wie Sie: mit Meer und Stadt! — — Aber nun ſeufzen Sie ja — und machen gar kein zufriedenes Geſicht."

Wittekind erſchrak. Hatte er geſeufzt? ſo, daß ſie es hörte? — Ihm war auf einmal wieder eine Schwere auf die Bruſt gefallen, ihre Worte, ihre Stimme gingen ihm durchs Herz. Und ſie ſagte doch nichts, das ihn nicht erfreute ... Er ſah ihr ins Geſicht. Dann bemühte er ſich, ſo ruhig wie möglich zu erwidern: „Ich dachte nur eben — daß ich einſam bin."

„Sind Sie das? Dann bedaur' ich Sie. — — Aber wie verſchieden ſind die Wünſche der Menſchen. Ich wollte, ich könnte ſo einſam ſein, wie Sie!"

Sie ſagte das mit einem Lächeln, das ihn ſehr ergriff. Ihre Wimpern zuckten. Wittekind ſtand noch immer, an die Bank gelehnt; er ſetzte ſich nun auch und faßte ſich ein Herz. „Verzeihen Sie mir — oder geſtatten Sie mir eine Frage —“ ſagte er, ſich halb zu ihr wendend. „Nach allem, was Sie da ſagen — — ſeien Sie mir nicht böſe —“

„Sprechen Sie nur. Alles, was Sie denken.“

„D i e s denk' ich ſchon l a n g e . . . ‚Sammlung‘ ſagten Sie. Wie halten Sie es dann bei dieſen — Tilburgs aus?“

„Hab' ich Sie verletzt?“ fragte er, da ſie eine Weile ſchwieg.

„O nein,“ erwiderte ſie, und ein Blick aus ihren großen Augen traf ihn, der für ihre Worte gut ſagte. „Von J h n e n verletzt es mich nicht. Sie verſtehn das Fragen ſo gut; — ich nur nicht das Antworten. Wie ich es aushalte? — Ich will es Ihnen ſagen. Dann aber, bitte, fragen Sie nicht weiter . . . Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer; bei den Tilburgs, mein' ich. Aber das will ich eben; das brauch' ich. Nur eine ſchwere Aufgabe, eine große Anſpannung — bei der ich mich fort und fort zum Opfer bringen muß — nur die kann mir das erſchütterte Gleichgewicht zurückgeben . . .“

Sie brach ab. Mit feſtgeſchloſſenen Lippen ſtarrte ſie ins Waſſer. Ihr Schirm ſchnellte ein Steinchen, das am Boden lag, in die dunkle Flut, ſo daß der geſpiegelte Wald in Verwirrung geriet. Dann aber ſaß ſie ſtill.

Auch Wittekind ſchwieg. Ich wußt' es, dachte er bewegt: ſie hat viel erlebt . . . Nur um von ihrem perſönlichen Geſchick hinweg wieder ins allgemeine zu kommen, ergriff er endlich das Wort: „Ja,“ ſagte er, „wie leicht man in dieſem ſogenannten ‚Kampf ums Daſein‘ das Gleichgewicht verliert! Wie ſchwer es überhaupt iſt, ſich den Lebenstrieb, die Lebensfreude gegen die unzähligen

Trübungen zu bewahren, die immer unterwegs ſind: Sorge, Verdruß, Mitleid, Schickſale ... Ich hab' früh von meinem Vater gelernt, dieſen Kampf zu kämpfen; meine gute Mutter war immer ſorgenvoll, mein Vater hatte das göttliche Talent, jede gute Stunde gründlich zu genießen, jeden Druck wieder abzuſchütteln. Aber er kämpfte auch redlich, wehrte ſich mit Händen und Füßen gegen das Ermatten; — und da liegt eben unſere Pflicht. Wie ein Vogel, dem die Flügel gekürzt ſind, muß man ſich oft mit Gewalt vom Boden heben, ſich in die Luft werfen, wenigſtens eine Strecke weit — damit man doch von dem Fleck hinwegkommt, wo nicht gut atmen iſt, oder ein Sumpf uns hinabziehn will. Über unſere kurzen Flügel dürfen wir wohl nicht klagen; der gute Wille macht ſie länger, denk' ich; und erkämpftes Glück iſt ja doppeltes — wie des Soldaten Löhnung im Krieg!"

Die junge Frau ſah ihn zuſtimmend, herzlich und dankbar an. Sie bewegte mehrmals die Lippen, doch ohne etwas zu ſagen. Endlich brachte ſie, mit wenig Stimme, wie ein junges Mädchen, hervor: „Wie gern hör' ich Sie ſo reden. Wie gut iſt das. — Es tut mir ſo gut!"

Plötzlich aber ſprang ſie auf. „Wieviel iſt die Uhr?" fragte ſie.

„Verzeihen Sie," ſetzte ſie hinzu, „ich habe ja ſelber eine ... Ich bin ganz verwirrt!" — Sie zog eine kleine goldene Uhr aus ihrem Gürtel hervor, ſah auf das Zifferblatt und ſtampfte mit dem Fuß auf die Erde; die erſte drollig heftige Bewegung, die Wittekind an ihr wahrnahm. „Ich wußt' es ja!" ſagte ſie unwillig. „Ich muß fort!"

„Wohin?" fragte er erſchrocken.

„Zu Tiſch! — Wir eſſen heute beim Geheimrat Waldenburg; Graf Lana und die Gräfin auch ..." Ein helles, jugendliches Lächeln ging auf einmal über ihr Geſicht.

„Aber was tut das?“ ſagte ſie. „Sie ſind ja Herrn von Waldenburgs Freund, und Sie gehen mit.“

„Ich? — Liebe gnädige Frau — das iſt eine Geſellſchaft, in die ich, ehrlich geſtanden —“

Aber ſie unterbrach ihn, mit einem unerwartet mutwilligen, reizenden Ausdruck im Geſicht: „Alſo liegt Ihnen nichts daran, mein Herr, noch länger mit mir zu ſein? Ich freue mich darauf — verlängere meine kurzen Flügel, wie Sie es verlangen, werde mutig, unternehmend — werde offenherzig — und Sie wünſchen ſich's nicht?“

„Aber was denken Sie,“ entgegnete Wittekind, der über das ganze Geſicht wie ein Jüngling errötete; ſeine gebräunte, von Natur weiße Haut ward roſig angeflogen. „Ich, der ich von der erſten Stunde an — — und der ich heute nur — —“

Sie ließ ihn nicht ausreden: „Gut, ſo gehen Sie mit! Überwinden Sie ſich nur auch; ‚erkämpftes Glück‘, wiſſen Sie, ‚iſt ja doppeltes‘. Dem Geheimrat Waldenburg ſind Sie ſehr willkommen. Ich führe Sie quer durch den Wald!“

II

Waldenburg wohnte mit ſeinem Sekretär in einem der Häuſer, die ſich vor dem öſtlichen Teil des Waldes am Meerſtrand hinziehn; er hatte auch hier das Erdgeſchoß gemietet, ſein „Arbeitszimmer“ (in dem er franzöſiſche Romane las) blickte auf die See, ſein Speiſezimmer auf den „Hain der Iphigenie“, wie er dieſe ſtilvolle Buchenwaldung nannte. Tilburgs und Frau von Tarnow waren ſeine Nachbarn, ſie bewohnten das nächſte Haus; Graf Lana, der zur Überraſchung aller ſich plötzlich entſchloſſen hatte, von Salzburg ſogleich mit hierher zu gehn, war mit der Gräfin in einem der großen Hotels geblieben, nah

am großen Steg. Waldenburg erwartete in „kleiner Gala“ seine Mittagsgäste; von seinem Wohnzimmer aus sah er durch die offene Tür die gedeckte Tafel. Er hatte die Zigarre schon weggelegt, um seinen vortrefflichen Appetit nicht zu beeinträchtigen, lag in einem Lehnstuhl, feilte seine kunstvoll zugespitzten Nägel, und dachte an Frau von Tarnow. Wunderlich genug: er kam nicht weiter mit ihr. Sie schien so träumerisch weich wie eine dieser schönen, im Meer schwimmenden „Medusen“, und sie war fest und glatt wie eine Schlange ... Kein Zweifel, dachte er, es ist irgend ein Mann im Spiel! Ein toter? Das mag glauben, wer will. Man sieht es ihr an, sie hat schon „gelebt und geliebet“; aber wie eine schöne trauernde Statue, die auf einem G r a b sitzt, so sieht sie nicht aus. Er l e b t noch ... Wer? wo? — Den Teufel auch, was weiß ich? — Gestern entfiel ihr so ein halbes, unbewußtes Wort, bei dem ich auf einmal denken mußte: sollte sie jemand e r w a r t e n? hier am Meer? — Es klang so. Sie sprach mit dem Grafen, diesem alten Zeremonienmeister, der sie so zärtlich bevatert; sie wußte nicht, daß ich's hörte. Meine liebe Marie von Tarnow — wir wollen dahinterkommen! Es wäre Zeit zu einer hübschen kleinen Intrige, denk' ich. Falls sie nicht nützt, kann sie auch nicht schaden. Ich schiebe meinen Riedau vor ... Riedau! — Fritz Riedau!

Der junge Sekretär kam aus einem Zimmer, das jenseits des Korridors lag; Waldenburgs geschulte Stentorstimme war in seine Mausohren gedrungen. „Sie befehlen?“ fragte er mit geneigtem Rücken; er war heute besonders unterwürfig, weil Waldenburg ihn gestern, an seinem Geburtstag, mit verschwenderischer Großmut beschenkt hatte.

„Kommen Sie näher,“ sagte Waldenburg. „Hören

Sie, mein Sohn. Ich habe eine Aufgabe für Sie, bei der Sie Ihre diplomatiſchen Talente zeigen können. Wenn die Herrſchaften da ſind und wir zu Tiſche gehn, werden Sie der Frau von Tarnow leiſe ſagen, ohne daß ein andrer es hört: ‚er‘ ſei gekommen. Wer? das geht Sie nichts an. Sie ſagen es mit einer gewiſſen geheimnisvollen, reſpektvollen Ergebenheit. Das weitere findet ſich, — je nachdem. Haben Sie verſtanden?“

Riedau verneigte ſich.

„Gut. — Du kannſt gehn, mein Sohn. Ich höre die Gäſte kommen.“ — Waldenburg ſtand auf und dehnte ſeine träge, vom Nichtstun ſteif gewordene Geſtalt. Irgendein Geſicht, dachte er, wird ſie darauf machen; welches, das wird man ſehn!

Lanas und Tilburgs erſchienen, alle vier zugleich; die Herren in bequemen, leichten Sommerkleidern, die Damen in ausgeſucht eleganter Toilette, Melanie auffallend geſchmückt. „Wo iſt Frau von Tarnow?“ fragte der Graf, nachdem man ſich begrüßt hatte.

„Ich antworte als Ihr Echo, Exzellenz,“ entgegnete Waldenburg und wandte ſich zur Baronin: „Wo iſt Frau von Tarnow?“

„Noch im Wald, oder am Meer,“ ſagte die Baronin. „Ich laſſe meiner lieben Schwärmerin ſo viel freie Stunden, wie möglich! — Aber leider, leider wird es ſo nicht fortgehn: ich bin ein zu elendes Geſchöpf, man kann mich nicht mir ſelber überlaſſen. Was überfällt mich heute, als ich da hinten, wo die Häuſer aufhören, allein an der Düne hingehe und am ſogenannten ‚letzten Haus‘ vorüberkomme? Eine ſo abſcheuliche, hoffnungsloſe Beklemmung — daß ich wirklich dachte — —“

Die Baronin ſchien vergeſſen zu haben, was ſie dachte; denn ſie ſprach nicht weiter, ſtieß nur einen langen, ſchmach-

tenden Seufzer aus und warf einen vorwurfsvollen Blick zum Himmel hinauf. Übrigens ward sie nun unterbrochen: Frau von Tarnow erschien, mit Wittekind. Die Gesellschaft war sehr überrascht, Marie in dieser Begleitung auftreten zu sehn; Waldenburg stutzte und warf einen flüchtig mißtrauischen Blick auf Wittekind. Er trat ihm dann aber sofort mit seiner majestätischen Herzlichkeit entgegen, hielt ihm die lange, blau geäderte Hand hin und hieß ihn freudig willkommen.

„Herr Wittekind wird mit uns essen," sagte Frau von Tarnow.

„Das heißt," sagte Wittekind lächelnd, „Frau von Tarnow hat es so befohlen. Ich muß ihr die Verantwortung zuschieben; sie behauptete, du würdest —"

„Das werde ich auch!" fiel ihm Waldenburg ins Wort. „Was Frau von Tarnow sagt, das ist rechtsverbindlich! — Wir sind hier übrigens auf der Spitze der Zivilisation; ich brauche nur an das Haupthotel zu telephonieren: ein Kuvert mehr. Denn man speist uns aus der großen Küche. Riedau, besorgen Sie das!" rief Waldenburg durch die offene Tür ins andere Zimmer hinein, wo Riedau stand, wartete und horchte.

Wittekind ward der Gräfin und dem Grafen vorgestellt; nach wenigen Minuten erschien der erste Gang, aus der nahen Hotelküche; die aufwartenden Kellner standen schon an der Tafel. Man ging in das Speisezimmer, Waldenburg mit der Gräfin voran. Marie, die noch ans Fenster getreten war, wollte den andern folgen; sie wandte sich um und sah Riedau, der sich ehrerbietig verneigte.

„Gnädige Frau," sagte der Sekretär leise, flüchtig und tonlos, „ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen: er ist angekommen."

„Wer?“ fragte Marie erstaunt

„Nun, Sie werden ja wissen —“

„Frau von Tarnow, darf ich bitten?“ fragte Baron Tilburg, der in diesem Augenblick hinzutrat, um Marie zu Tische zu führen. Sie nahm etwas verwirrt und zögernd seinen Arm. Waldenburg war mit der Gräfin, wie im unbewußten Eifer des Gesprächs, in der offenen Tür stehen geblieben und warf einige beobachtende Seitenblicke auf Marie von Tarnow. Unterdessen hatte Wittekind ein Album mit reicher Perlmutterverzierung in die Hand genommen, das auf einem Spiegeltisch lag; mit halbem Auge hatte er im Spiegel gesehn, daß dieser junge Mann mit dem auffallend sinnlich-schlauen Mulattengesicht Marie anredete und die junge Frau zu erblassen schien. Was hat er ihr zugeflüstert? dachte Wittekind, der sich hier wie in einer Tigerhöhle fühlte. Kam das von Waldenburg? — Er suchte auch den im Spiegel auf; Waldenburg aber zeigte ihm schon seinen breiten Rücken und führte die Gräfin zu ihrem Platz am Tisch. Wittekind ging ihnen nach.

„Ich muß Ihnen übrigens sagen,“ fing die Baronin mit lauter Stimme an, nachdem die Unterhaltung eine Weile paarweise durcheinander geschwirrt und wie leise Brandung gerauscht hatte: „komm' ich übers Jahr noch lebendig wieder, so wohn' ich nirgend anders als im ‚letzten Haus'! Da ist man wirklich für sich. H i e r stehn die Häuser in einer Reihe, wie die Rekruten; aber da hinten, da ist eine himmlische Einsamkeit, Ruhe und Poesie. Und der Wald so recht vor der Tür —“

„Freund Waldenburg hat da früher gewohnt,“ warf Baron Tilburg ein, während er seinen Fisch zerlegte.

„O ja,“ sagte Waldenburg; „zwei Sommer hintereinander. Ich gehöre ja zu den ältesten Stammgästen dieses alten Seebads ... Es ist wirklich nicht übel da

hinten bei dieſem ‚letzten Haus‘, an der Düne; ſo etwas unſagbar träumeriſch Einlullendes; — unſagbar — aber unſere träumeriſche Frau von Tarnow wird es auch ungeſagt verſtehn. Bei ſo einem ſanften, langſam anſchwellenden Abendwind ſcheinen die See und der Wald ihre Stimmen zu tauſchen: das Meer rauſcht wie der Wald, der Wald wie das Meer; ſie wetteifern, wer ſein erhabenes Lied feierlicher ſingt. Und der Menſch ſitzt da, der kleine große Menſch, wird immer ſtiller — feierlicher und beſſer. In ihm rauſcht es mit; und ſo wird es ein dreieiniger Geſang, der Akkord aller Akkorde; eine Symphonie!“

Die wohlredende, kalte Stimme hatte ihre wärmſten Töne angeſchlagen; Waldenburg blickte zu Marie von Tarnow hinüber, als wolle er auf ihrem Geſicht die Wirkung ſeiner Rede ſehn. „Mit wie viel Geiſt er das ſagt!“ flüſterte die Baronin dem Grafen zu, der zwiſchen ihr und Marie ſaß. Graf Lana nickte und wiſchte ſich den Mund. „Übrigens,“ ſagte die Baronin laut, indem ſie ihren zierlichen Zeigefinger gegen Waldenburg richtete: „Sie ſprechen von ‚dreieinigem Geſang‘. Man ſagt Ihnen nach, daß Sie da auch zweieinig geſchwärmt haben!“

„Ja, ja, ja!“ rief der Baron und lachte. „Man ſpricht von einigen intereſſanten Romanen, die Freund Waldenburg in ſeinem idylliſchen ‚letzten Haus‘ erlebte; er hat es berühmt gemacht. Die alte Frau Temme, die Hausverwalterin, oder was ſie da iſt, ſoll einen Berg von Geheimniſſen auf der Seele haben —“

Waldenburg fiel ſchmunzelnd ein: „Aber der Berg liegt ſtill!“ — Nach einem fliegenden Blick auf Marie nahm ſein übermütiges Geſicht wieder einen würdigen, ehrbaren Ausdruck an; er ſetzte mit zartem Lächeln hinzu:

„Ich denke, unſere ernſte Amerikanerin mißverſteht dieſe Scherze nicht. Ich mache mich gern aus jugendlicher Eitelkeit gefährlicher und ſchlechter, als ich bin; und meine guten Freunde helfen mir dabei. Übrigens, das ‚letzte Haus‘ war mir dann doch zu abgelegen, zu weit von der ‚großen Küche‘; ich ziehe nicht mehr hin!“

„Und es ſteht noch leer!“ rief die Baronin aus.

„Ah!“ ſagte Waldenburg aufhorchend. Auch Gräfin Melanie hob den Kopf, mit geſpanntem Blick. „Es ſteht noch leer?“ fragte ſie.

„Ja; ich hab' mich erkundigt,“ entgegnete die Baronin. „Das Haus lag ſo leblos da ... Alles iſt beſetzt, nur dies Häuschen nicht.“

Die Gräfin ſah wieder ſchweigend auf ihren Teller; ſie ſchien zerſtreut, mit etwas beſchäftigt zu ſein. Die mittägliche Wärme im Zimmer mochte ſie beläſtigen, ſie zog ihr kleines Spitzentaſchentuch hervor und ſtrich damit über ihre Schläfen. Ein ſtarker, eigentümlicher Duft kam zu Wittekind, der neben ihr ſaß; ein Duft, der ihn plötzlich ins Gebirge verſetzte. Er glaubte in der „Gemſe“ zu ſein und Eugen Dorſay zu ſehn. Wunderlich, dachte er: nichts wirkt ſo ſchnell auf unſere Phantaſie, wie ein Geruch, der uns erinnert ... Das iſt Dorſays Duft!

Graf Lana war in beſter Laune; er kümmerte ſich nicht mehr, als nötig war, um ſeine Nachbarin zur Rechten, die Baronin, und unterhielt ſich eifrig — nach ſeiner Art — mit Marie von Tarnow, die ihm „gefährlich“ war, wie er zu verſichern liebte. Er wiederholte ihr, und nicht zum erſtenmal, daß er nur ihretwegen Scheveningen aufgegeben und dieſes Oſtſeebad vorgezogen habe. Sie lächelte ihm dankbar zu. Ein aufrichtiges, herzliches Wohlwollen verbreitete ſich mehr und mehr über ſein glattes, würdevolles Geſicht; endlich ſagte er: „Wenn ich Ihnen

beteuere, meine liebe Frau von Tarnow, daß Sie meine Eroberung gemacht haben, so meine ich das nicht im banalen Sinn. Ich adoriere Sie. Ich meine es Ihnen sehr gut; ti voglio bene, wie die Italiener sagen. Das heißt, in dem väterlichen Sinn, wie es meinen vielen Jahren und wenigen Haaren zukommt. Kann ich Ihnen je einen Dienst erweisen — wie ich Ihnen ja wohl schon in Salzburg sagte — ist Ihnen irgend einmal um einen wirklichen, selbstlosen Freund zu tun, so gebieten Sie über mich!"

„Wie verdiene ich das, Herr Graf," erwiderte Marie gerührt. „So viel Teilnahme für eine Fremde —"

„Nehmen Sie mich beim Wort! Gebieten Sie über mich!"

Das Mahl ging zu Ende — Graf Lana liebte es nicht, lange an der Tafel zu sitzen; Waldenburg wußte es — und man begab sich ins Wohnzimmer, das aufs Meer hinaus sah, um dort den Kaffee zu trinken. Riedau wartete hier, dem Waldenburg gestern gnädig versprochen hatte, ihn Seiner Exzellenz nach Tische vorzustellen. Frau von Tarnow erblickte ihn schon aus dem andern Zimmer; sie trat geschwind heran, vor den andern, und als sie neben Riedau stand, fragte sie rasch, mit leiser, unruhiger Stimme: „Sie sagten mir vorhin etwas — Rätselhaftes, Herr Riedau. W e r ist angekommen? Bitte, erklären Sie mir —!"

Der junge „Diplomat" überwand seine Verlegenheit und flüsterte dreist: „Gnädige Frau, ich bitte noch für eine kleine Weile um Geduld. Sie sehn — wir sind nicht allein ..."

Er brauchte nicht weiter zu reden, die ganze Gesellschaft trat ein. Riedau ging schnell an die offene Tür, die in ein kleineres Nebenzimmer führte, und schlüpfte hinaus. Waldenburg, der alles sah, bemerkte auch das,

verſtand ihn und ging ihm nach. „Nun?“ fragte er raſch. „Was gibt's?“

„Frau von Tarnow will durchaus wiſſen,“ flüſterte der Sekretär, „w e r denn angekommen iſt ...“

Waldenburg ſah in die Luft. Es galt einen ſchnellen Entſchluß. Sein wohlbekanntes, wohlerprobtes ‚letztes Haus‘ ſtand ihm vor den Augen; das noch nicht vermietet war, wie die Baronin ſagte ... Frau Marie mag ſein, wer ſie will, dachte er; ſie iſt eine E v a s t o ch t e r. Man muß etwas wagen! — — Er legte Riedau eine Hand auf die Schulter und ſagte leiſe: „Seien Sie geſchickt, mein Sohn. Sagen Sie ihr nur, dieſer ‚Er‘ werde morgen vormittag um zehn im ‚letzten Hauſe‘ ſein ...“

Damit brach er ab, denn er bemerkte, aus einem Winkel ſeines Auges, daß Wittekind in der Tür ſtand und herüberblickte. „Folgen Sie mir!“ ſagte er laut, „ich ſtelle Sie nun vor!“

Riedau folgte ihm. Graf Lana nahm mit freundlicher Herablaſſung die tiefen Verbeugungen des jungen Sozialiſten entgegen; er ahnte ſicherlich nicht, daß ſein fürſtliches Haupt einem Tyrannenmörder zunickte. Als die kurze „Audienz“ beendet war, ging Riedau beſcheiden, aber gefliſſentlich langſam wieder dem Nebenzimmer zu. Ebenſo langſam, trotz ihrer inneren Ungeduld, ging Marie ihm nach.

„Nun?“ fragte ihr Blick, als ſie ſich mit ihm allein ſah.

„Gnädige Frau,“ ſagte er behutſam, mit gut geſpielter Bangigkeit und faſt ohne Stimme: „ich glaube, man horcht. Ich kann Ihnen nur ſagen: er wird morgen vormittag um zehn Uhr in dem Ihnen bekannten letzten Hauſe ſein —“

„Aber wer? wer?“ flüſterte ſie in wachſender Erregung.

Riedau zuckte die Achseln. „Sie werden ja sehn — —“

Man erlöste ihn wieder. Waldenburg und Wittekind traten in die Tür; — Wittekind hinterdrein, ohne daß der andre es wußte. Er stutzte, da er wieder Marie mit dem Sekretär, und auf den Wangen der jungen Frau die blutloseste Bläße sah. Auf Waldenburgs Profil blickend glaubte er ein rasches, kaltes, triumphierendes Schmunzeln zu bemerken; dieses „satanische“ Schmunzeln, das er kannte. Er trat schweigend zurück und blieb an seinem Spiegeltisch stehn.

Frau von Tarnow erschien wieder; noch bleich, aber gefaßt. Es währte nicht lange, so brach Graf Lana auf, und die andern folgten. Der Hausherr geleitete seine Gäste bis zur Haustür, und verneigte sich noch einmal in tiefer Verehrung vor Seiner Exzellenz. Als er ins Wohnzimmer zurückkam, fand er Wittekind, der allein zurückgeblieben war, mitten im Zimmer stand, und seine noch immer nicht brennende Zigarre zwischen den Fingern drehte.

„Nun, warum rauchst du nicht?“ fragte Waldenburg mit spöttischem Humor. „Sind dir meine Zigarren zu schlecht?“

„O nein. So gut rauche ich sie nicht.“

„Trinken wir noch ein Glas Chartreuse?“

„Ich danke,“ entgegnete Wittekind, seine Arme kreuzend. „Ich möchte dir nur noch etwas sagen; dann geh' ich auch.“

„Ah! so feierlich?“

„Nicht gerade feierlich — aber immerhin ernsthaft. Du hattest da so unter der Hand, wie ich vorhin bemerkte, kleine Verhandlungen mit der Frau von Tarnow; durch deinen Sekretär, oder was er ist. Verhandlungen, die die junge Dame offenbar aufregten ... Darf man fragen, was das bedeutet?“

Waldenburg richtete ſich lebhaft auf, in ſeiner ganzen Höhe. Nach kurzem Beſinnen warf er ſich aber in einen Lehnſtuhl, ſtreckte die langen Beine aus und ſagte mit impertinenter Ruhe: „Nach dieſer Frage ſtehſt du ihr alſo nahe? Biſt etwa ihr Bruder? oder ihr Mann? oder ihr Geliebter?“

„Nein. Aber dieſe Frau — — Ich ſchweige ſonſt von Herzen gern zu allem, was du mit deinem Geiſt und deinem — Mut unternimmſt. Nur wenn du gegen dieſe unſchuldige, argloſe junge Frau eine Intrige anſpinnſt —“

„Nun? Was dann?“ fragte Waldenburg kalt.

Wittekind ſuchte die Worte. Er preßte ſeine Finger zuſammen, weil er fühlte, daß ſein Blut heiß und heftig floß. Nicht ohne zu erröten, brachte er endlich hervor: „Du — du willſt — — du ‚w i r b ſt‘ um ſie.“

„Ja,“ ſagte Waldenburg mit einem herausfordernden Blick ſeiner halb geſchloſſenen, matt leuchtenden Augen. „Ja; auf Tod und Leben.“

„Du haſt vor, ſie zu heiraten?“

„Nein.“

Wittekind ballte die Fäuſte und trat einen Schritt auf den andern zu. Dann blieb er ſich beherrſchend ſtehn. „Nun,“ ſagte er ſcharf, doch mit äußerer Ruhe, „eben dieſe Art von Werbung dulde ich nicht; verſtehſt du.“

„Willſt d u ſie heiraten?“ fragte Waldenburg, über ſeine Fingernägel weg zu ihm aufblickend.

„Das wäre hier wohl gleichgültig ... Aber wer weiß; vielleicht.“

„Und wenn ſie noch verheiratet iſt?“

„Dann — — dann will ich n i ch t s.“

„Heuchler!“ ſagte Waldenburg mit einem ſtoßenden Lachen.

„Ich glaube, aus deiner Froſchperſpektive ſiehſt du nicht alles richtig —“

„Herr —!“ fuhr Waldenburg auf. Er ſtand nun dem Feind aufrecht gegenüber; ſein großer Kopf ragte noch faſt zur Hälfte über Wittekind hinweg. Das Gefühl ſeiner körperlichen Länge, ſchien es, gab ihm die Ruhe wieder. Er faßte ſich und begnügte ſich mit ſeinem kalten Lächeln. „Alſo du willſt mir einreden,“ erwiderte er langſam, „wenn dieſe ſchöne Amerikanerin einen ſogenannten Herrn hat, ſo begräbſt du alle deine Wünſche und ziehſt dich tugendhaft reſigniert in deinen Wahlkreis zurück?“

„Wozu reden wir miteinander,“ entgegnete Wittekind, ſich halb von ihm abwendend; „wir verſtehen uns nicht. Ich kündige dir nur an, daß ich dieſe Dame gegen deine ‚Lebenskunſt‘ zu beſchützen denke —“

„Du *drohſt* mir?“

„Ich *warne* dich nur. Ich — —“

Es widerte ihn plötzlich an, zu dieſem Menſchen zu ſprechen; er ſchwieg.

Waldenburg verneigte ſich graziös: „Ich nehme alſo mit reſpektvollem Dank dieſe Warnung an, und werde mich demgemäß zu verhalten wiſſen. Wünſcheſt du eine ſchriftliche Empfangsbeſtätigung?“

„Ich wünſche von dir nichts mehr,“ antwortete Wittekind. „Ich bedaure, ſo von dir zu ſcheiden, nachdem ich an deinem Tiſch geſeſſen habe. Ich tue aber, was ich muß. Guten Tag!“

Er ging mit ſeinen elaſtiſchen, feſten Schritten zur Tür und hinaus. Waldenburg war ſtumm; er ſah ihm nur nach, bis er draußen war. Eine ungewiſſe Bläſſe trat ihm nachträglich in die Lippen. „Alle Wetter,“ ſagte er endlich vor ſich hin, „ein ſchneidiger Herr! Und der fix kombiniert! — — Das tut nichts. Um eine Frau mit

dieſen Augen und mit dieſen Schultern ſollte ich nicht werben?“ — Er füllte noch einmal ſein Glas aus der bauchigen Chartreuſeflaſche und goß es langſam hinunter. — „Morgen um zehn bin ich im letzten Haus!“

III

Das „letzte Haus“ lag gegen Oſten, wo künſtliche Düne das Land zu ſchützen beginnt, während der Wald allmählich zurücktritt, tief ins Land hinein. Es war nicht weiß wie die andern Häuſer, ſondern rötlich getüncht; übrigens ein ſchmuckloſer, kleiner Bau, aber auf friſch grünen Raſen geſtellt und ſo recht an den Wald gelehnt. In ſtürmiſchen oder regneriſchen Zeiten mochte dieſe Abgeſchiedenheit für geſellige Sommergäſte ſehr empfindlich ſein; vielleicht war es deshalb noch leer. Auch am nächſten Morgen war es noch unbewohnt; nur Frau Temme ſaß vor der Tür, eine alte verwachſene, einäugige Frau, der man ein Hinterſtübchen angewieſen und die Aufſicht übertragen hatte. Sie ſaß auf einer Bank und ſtrickte. Die Morgenſonne, an der ſie ihren froſtigen, alten Leib gewärmt hatte, verſchwand eben hinter wachſendem Gewölk; mit dem blinzelnden Auge umherguckend ſah das verdrießliche Weib, daß ſich der ganze Himmel weißlich überzog. Ein ſchwüler Wind kam über den Wald herüber und ſauſte und ſang oben in den Kronen. Die ſchönen, ſonnigen Tage ſchienen zu Ende zu ſein. Der Alten fuhr ein Seufzer über die gewaltige, vorhängende Unterlippe, auf der ein Kolibri hätte niſten können. Sie legte ſich ihr Tuch um die Schultern, rieb eine ihrer Stricknadeln an ihrem faſt enthaarten Schädel und ſtieß einen unchriſtlichen Fluch aus.

Aus dem Wald kam ein junger Mann hervorgeſchritten;

da, wo ſich ein Fußpfad am Saum neben ſumpfigen Wieſen hinzieht und Luſtwandler ſelten ſind. Er näherte ſich langſam, indem er oft um ſich blickte, kam aber zuletzt gradeswegs auf das Haus und die Alte zu. Sein neuer, ſchöner Anzug fiel ihr auf, ein lichter Sommeranzug aus feinſter Wolle; auch die neuen, naturfarbenen Schuhe. Ein Brillant glänzte auf ſeiner Krawatte. Der ſchlanke junge Mann lüftete den Hut, zeigte ihr ſein zartgebräuntes, feines Geſicht und die grünlich glänzenden Augen, und ſagte nachläſſig freundlich: „Schönen guten Morgen! Nicht wahr, dies nennt man ‚das letzte Haus‘?“

„Zu dienen,“ erwiderte die Alte.

„Aha! Dann heißen Sie Frau Temme, nicht wahr; oder ſo ungefähr.“

„Ja, Herr, ſo heiß’ ich!“ — Sie ſtand auf und blinzelte ihn neugieriger an.

„Dann ſind wir ſchon einig. Dieſe Wohnung iſt für mich gemietet; geſtern nachmittag. Wiſſen Sie das?“

„Ich weiß wohl. Indeſſen — —“

„Mein Name. Gut. Dorſay iſt mein Name.“

Sie nickte, und begrüßte ihn nachträglich durch eine kurze, eckige Verbeugung. Nur ſah ſie dann an ihm herum, als fehle da etwas.

„Aha!“ ſagte er, „meine Sachen! — Die ſind unterwegs; werden heute kommen. Vorläufig bin ich da; das iſt auch etwas. Alſo gehn wir ins Haus!“

„Spazieren Sie nur gefälligſt hinein,“ erwiderte die Alte. „Alles iſt in Ordnung. Ich bin immer hier, um Ihnen zu dienen, wenn Sie etwas brauchen.“ — Sie ſah ihn erwartend an: „Ich ſtehe ganz zu Befehl — —“

„Ich danke,“ ſagte Dorſay, indem er ſich von dem Anblick ihrer erſtaunlichen, beim Sprechen wie ein Zahl-

brett vortretenden Unterlippe losriß. „Für jetzt brauch' ich nichts. Will ich etwas, ſo werde ich Sie rufen!"

Er trat ein, und über einen Vorplatz in ein kleines Zimmer, an das zwei größere ſtießen. Das geräumigſte, das letzte, blickte durch zwei Fenſter auf den dämmernden Buchenwald hinaus; eine Tür, deren grüne Farbe ihm ſogleich in die Augen fiel — wozu dieſer Unſinn? dachte er — führte von hier ins Freie. An der hellen Wand ſtanden moderne, ſtilloſe Mahagoniſchränke und was ſonſt zum Leben gebraucht wird; alles nüchtern, langweilig; indeſſen als ein die Welt durchſchweifender „Vagabund", wie er ſelbſt ſich nannte, war er nicht verwöhnt. Er ſah umher, ſetzte ſich auf ein Sofa; es tat ihm wohl, wenigſtens an einem Ziel zu ſein ... Die letzte Nacht hatte er in D. geſchlafen, einem kleinen Städtchen, das eine Wegſtunde landeinwärts liegt; dort hatte er auf der Poſt einen Brief gefunden, der ihn hierher beſchied, in das „letzte Haus". So kam er denn heute, zu Fuß, nicht auf der großen Straße, ſondern auf dem abgelegenſten Pfad, wie ihm eingeſchärft worden war; in den neuen Kleidern, die er von der „Gemſe" aus, um ſein verlorenes Gepäck zu erſetzen, ſogleich telegraphiſch beſtellt und in München vorgefunden hatte. Er betrachtete ſich im Spiegel; ja, ſie ſtanden ihm gut. Ich werde ihr gefallen, dachte er; freute ſich — und ſeufzte ...

Ein bekannter und geliebter Duft ſchmeichelte ihn an; er ſuchte mit den Augen und ſah nun: gerade vor ihm, auf dem Spiegeltiſch, in einer großen, perlmutterglänzenden Muſchel lag ein Briefchen. Er nahm es in die Hand, hielt es ans Geſicht, indem er die Augen ſchloß. Ach, dieſer verrückte Wohlgeruch, dachte er; ſo aus allem gemiſcht und doch ſo ein Ding für ſich; der wahre Ariſtokrat unter den Wohlgerüchen. So unſinnig einſchmeichelnd;

— ja, ja, durch dich hat ſie mich gefangen ... Aber ich leſe ja nicht das Billett! — — Langſam riß er es auf; die intereſſante, kühne Schrift Melanies ſah ihm draus entgegen. Er drückte ſie an die Lippen; dann las er:

„Morgens früh, im Bett. Ich kann es nicht laſſen, noch einmal an Sie zu ſchreiben; dieſe Zeilen ſollen Sie in Ihrer Wohnung begrüßen — ſo unvorſichtig und töricht es iſt. Da Sie ohne Zweifel früher kommen als ich, ſo erwarten Sie mich mit Geduld; doch nicht *zu* geduldig. Ach, in London war's anders, da war ich allein; hier hab' ich den *Grafen* bei mir, und wie ſelten bin ich hier Herrin meiner Zeit! — Mein einziger Troſt iſt das ‚letzte Haus'. Durch einen reinen Zufall — oder gibt es das nicht? — hörte ich geſtern bei Tiſch, es ſei noch zu haben. Ich mietete es ſofort, ohne Aufſehn ... Welches Glück! — Freuen Sie ſich *auch*? Aber warum ſind Sie dann noch nicht hier? Mein Brief mußte Sie in der ‚Gemſe' vor *fünf Tagen* treffen —"

„Nun ja!" ſagte Dorſay laut; „gewiß! Aber um dieſer Kathi willen — — Das kann ich ihr allerdings nicht ſagen; ich unheilbarer, ewiger Verräter. Wenn ſie wüßte, daß — — O! — — Aber konnt' ich nach München fahren, nachdem ich dieſen Schrei gehört, dieſen Sprung geſehn hatte? Mußt' ich denn nicht zurück? und in Salzburg umherſchleichen, bis ich endlich wußte: ſterben wird ſie nicht? — — Was für ein Leben führ' ich; heiliger Gott. Nun ſteh' ich wieder *hier* — verſteckt wie ein Dieb — und leſe dies Billett ...

„Nun, ſo lies doch!" ſagte er mit rauher Schärfe zu ſich ſelbſt, da er zögerte. Er fürchtete, Vorwürfe darin zu finden, die er haßte; Klagen und Beſchwerden. Doch als er endlich hineinſah, biß er ſich beſchämt auf die Lippe; denn er las:

„Aber nein, ich ſage nichts; ich will nicht klagen, nicht anklagen. Das iſt ja der Liebe Tod! — Seien Sie nur vorſichtig, ich beſchwöre Sie. Mein Leben iſt nur Unruhe und Angſt, die Gefahr iſt ſo groß; — ach, und doch kann ich es nicht laſſen, Sie zu lieben. Solange ich Sie nicht geſehen habe, bleiben Sie allein, zeigen Sie ſich niemand! Sollte irgend jemand kommen — wer auch immer — ſo entfernen Sie ſich ſchnell durch die grüne Tür in dem großen Zimmer; da ſind Sie ſogleich im Wald. Bis auf Wiederſehn!“

Er ſteckte den Brief in die Taſche. „Alſo warten, warten,“ murmelte er vor ſich hin. „Gut, ſo warte ich ... Wie ruhig ich das ſage. Die ungeduldige, hitzige Sehnſucht von früher, ach, die iſt es nicht mehr ...“

Er ließ die Vorhänge herunter, damit von draußen niemand hereinſpähen könne, warf ſich aufs Sofa, lang ausgeſtreckt, und ſchaute gegen die Decke. Das dumpfe Rauſchen der Brandung miſchte ſich mit dem Sauſen des Südwinds in den Buchen; eine eintönige Muſik, die ihm nicht übel gefiel, bei der er hoffen durfte, einen ſüßen, träumenden Schlaf zu tun. Es begann auch ſchon dieſes zitternde Auf und Nieder der Wimpern, das er liebte, dieſes Sichfliehen und Entgegenkommen von oben und von unten — als ihn Stimmen weckten, von der Haustür her oder ſchon vom Vorplatz. Die eine war ſo leiſe, daß er ſie kaum vernahm, die andere, laute, etwas heiſere konnte nur die Stimme der Hausverwalterin ſein. Er erhob ſich und horchte ſcharf. Die Alte wollte offenbar jemand nicht hereinlaſſen; — alſo dieſer Jemand war ſicher nicht die Gräfin. „So entfernen Sie ſich ſchnell durch die grüne Tür!“ fiel ihm aus ihrem Brief ein. Was wollte er anders tun? Es mußte ſein. Er ergriff ſeinen

Hut, den er weggeworfen hatte, und wie ein verfolgter Dieb ſchlüpfte er hinaus.

„Sie mögen ſagen was Sie wollen," ereiferte ſich unterdeſſen Frau Temme auf dem Vorplatz, „ich verſteh' Sie nicht, kann Sie nicht verſtehn!"

Eine verſchleierte Dame ſtand ihr gegenüber, die ſie nicht kannte; es war Frau von Tarnow. Die junge Frau, die mit ihrer Erregung und ihrer Verlegenheit kämpfte, wußte ſich nicht zu helfen; ſie ſprach umſo leiſer, je lauter die andre ſprach. „Aber wenn ich Ihnen ſage," wiederholte ſie noch einmal, doch verzagt, „daß man mich erwartet!"

„Sie werden erwartet?" ſagte die Alte höchſt ungläubig, ihr Auge zuſammenkneifend. „Davon weiß ich nichts!"

„Auch war ja dieſes Haus geſtern noch nicht vermietet —"

„Und heute iſt es vermietet," erwiderte Frau Temme.

„An wen?"

„Das iſt einerlei. Ich weiß es noch nicht. Geht mich auch nichts an. Alſo Sie ſehn, zu mieten iſt hier nichts mehr —"

Die Alte machte ein paar Vorwärtsbewegungen mit ihrer ganzen Geſtalt, um dadurch auszudrücken: möchten Sie alſo gehn!

„Aber man hat mir geſagt," erwiderte Frau von Tarnow, „daß um dieſe Zeit — hier — —"

Weiter konnte ſie nicht. Was ſollte ſie ihr ſagen? — Weiß ich doch ſelber nichts! dachte ſie. Wenn man mich getäuſcht hat? — Sie bewegte hilflos die Schultern und die Hände, mochte nicht mehr reden, mochte auch die mißtrauiſchen Blicke der Alten und dieſe grobe, hinauswerfende Unterlippe nicht mehr ſehn, und ging gegen die Tür.

Auf einmal füllte ſich dieſe, Waldenburgs majeſtätiſche Geſtalt war darin erſchienen. Er begrüßte die Dame, die er ſofort erkannte, mit einer ehrerbietigen Verneigung, durch die ſie ſich wie gerettet fühlte; ein raſcher Blick dankte ihm dafür. „Ei, meine Gnädige!“ ſagte er dann lächelnd, „warum wollen Sie fort?“

„Ah! Sie hier!“ ſagte ſie nur. Die Alte aber, gleichfalls freudig überraſcht, ſank vor Waldenburg faſt in die Erde hinein, indem ſie dreimal wiederholte: „Mein Herr Geheimer Rat!“

„Guten Morgen, Frau Temme,“ ſagte Waldenburg gnädig aus ſeiner Höhe herab; „in dieſem Jahr hatte ich noch nicht die Ehre, Sie zu ſehn. Rechtſchaffene, alte Frau Temme“ — er klatſchte ihr ſanft auf die Wange, die eigentlich nur noch Haut war — „ich mache Ihnen ſpäter meine feierliche Viſite; j e ꝛ t hab' ich hier ein paar Worte für die gnädige Frau.“ — Er ging an ihr vorbei und flüſterte auf ihren halbnackten Kopf hinunter: „Machen Sie, daß Sie aus dem Hauſe kommen!“

Die rechtſchaffene Frau Temme tauchte wieder knickſend unter; aus früheren Zeiten her verſtand ſie ihn ſogleich. „Und nehmen Sie's nur nicht übel, gnädige Frau,“ ſagte ſie, während ſie zur Tür ging. „Ich wußte ja nicht ... Ich empfehle mich!“ — — Sie war ſchon hinaus.

„Was ‚wußte ſie nicht'?“ fragte Frau von Tarnow.

Waldenburg lächelte menſchenfreundlich und erwiderte: „Sie weiß n i e etwas; die gute Frau hat“ — er deutete auf ſeine Stirn — „eine ſchwache Stelle. Vor allem aber bin ich glücklich, gnädige Frau, Sie zu ſehn! Um Ihnen ſogleich ehrlich zu ſagen, was mich herführt: ich vermutete, Sie hier zu finden, und ich komme, Ihnen meine Ritterdienſte anzubieten; denn durch ein zufälliges Wort meines Sekretärs habe ich erfahren, daß er irgend etwas weiß —

oder zu wiſſen glaubt — was Sie betrifft, und daß er für gut befunden hat, Ihnen das zu ſagen. Sie wiſſen, wie ſie ſind, dieſe jungen Leute ... Vielleicht hat er Sie unnütz beunruhigt; vielleicht iſt er, nach der Art dieſer Juvenile, mangelhaft unterrichtet; — ich hab' über das alles nicht i h n befragen wollen, ſondern Sie ſelbſt!"

Frau von Tarnow, die ihn bis dahin mit groß aufgeriſſenen Augen, aber ohne Unruhe oder Befangenheit angeſehen hatte, machte jetzt eine Bewegung, in der ſich Mißfallen auszudrücken ſchien. „Verzeihen Sie," ſagte er raſch; „es iſt nicht unziemliche Neugier, die kenne ich nicht" (mit einer Handgebärde warf er ſie ſeitwärts ins Meer); „ſondern einfach die natürliche Teilnahme eines Freundes: denn von der erſten Stunde an hab' ich für Sie wie ein Freund gefühlt. Sollten wir übrigens nicht in ein Z i m m e r treten —"

Er öffnete die nächſte Tür. Marie trat ohne jedes Zögern oder Schwanken ein; ſie ſetzte ſich aber nicht, ſondern lehnte ſich, einen Arm aufſtützend, gegen einen Tiſch.

„Wie geſagt," fuhr er fort; — „wie ſagte ich? Ah ja: ‚wie ein Freund'. Alſo, meine liebe Frau von Tarnow, gebieten Sie über mich! Wenn ich in Ihren perſönlichen Angelegenheiten Ihnen beiſtehen, nützen kann —"

„Ich danke Ihnen ſehr," unterbrach ſie ihn. „Es wird wahrſcheinlich die Stunde kommen, wo ich Sie an dieſes Wort erinnern und Ihr Wohlwollen in Anſpruch nehmen werde ... Aber für jetzt — hab' ich noch nicht das Recht."

Waldenburg blickte ihr verwundert und ungewiß in die großen Augen, die ihm rätſelhafter vorkamen als je. Er verſtand nicht, was dieſe letzten Worte ſagen wollten. Sie ſchien es zu bemerken, denn ſie lächelte. Mit einem eigenen Ausdruck ſetzte ſie dann hinzu: „Ich werde glücklich ſein,

Herr von Waldenburg, wenn Sie das nie verleugnen, was Sie mir eben gesagt haben!“

„Aber was denken Sie?“ entgegnete er. „Wer so für Sie fühlt wie ich, kann der je wieder zurück? — — Nun sollten Sie aber für so warme Freundschaft, Verehrung und Zuneigung auch ein wenig erkenntlich sein; nicht so magisch verschlossen, wie die Höhle des Ali Baba. Wir ehren ja Ihre Geheimnisse, wie Sie sehen: denn wir wissen nichts; auch die Baronin scheint die Lebensgeschichte ihrer Gesellschafterin nur in den allgemeinsten Umrissen zu kennen —“

Er wartete auf eine Antwort. Frau von Tarnow schwieg aber. Mit einer leichten Handbewegung setzte er hinzu: „Oder sie ist ebenso rätselhaft verschwiegen wie Sie —“

Die junge Frau sah auf seine Weste und schwieg.

„Das ist alles gut,“ fuhr er mit derselben wohlredenden Milde fort; „aber, meine Beste — wird es nicht endlich Ihre bürgerliche Stellung erschweren und — nun, wie soll ich sagen — und mißdeutet werden? — Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich frage nur als Ihr Freund, der für Sie besorgt ist. Haben Sie irgend ein trauriges oder — süßes Geheimnis, so haben Sie hier einen Mann, der zum Vertrauten wie geschaffen ist; der in unzähligen Fällen mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut wurde, und ich kann sagen, mit gutem Erfolg; der die zartesten Empfindungen versteht — und sie zu t e i l e n versteht. Also ein wenig Vertrauen, meine liebe Freundin! Ist der Jemand, den wir hier erwarten, in irgend einer Bedrängnis, in der ihm und Ihnen geholfen werden kann, so stehe ich mit Schwert und Schild zu Ihrer Verfügung ... Ist er etwa u n t r e u,“ fuhr er lächelnd fort, indem er sich sanft zu ihr niederneigte, „so lassen wir ihn laufen und suchen einen

Würdigeren — und der wird ſich finden! Wenn einem die Mutter Natur ſo viel gegeben hat, wie Ihnen —"

„Viel Schweres, o ja!" warf ſie ein, mit einer unbefangenen, ruhigen Traurigkeit, die ihn überraſchte. „Sie wiſſen nicht, warum ich Sie ſo lange angehört habe, ohne Sie zu unterbrechen ... Ich — ich erwarte niemand. Ich weiß nicht, warum ich hier bin; es hat keine Vernunft. Mir erſchien nur plötzlich als möglich, daß — — Eine Phantaſie. Ich gehe!"

Sie ſtarrte wieder in die Luft, ſchüttelte ihr welliges Haar, als mache ſie dieſer Phantaſie nun ein Ende, und wollte an ihm vorbei, hinaus. Waldenburg ſtellte ihr aber ſeine ganze Höhe und Breite in den Weg und warf ihr einen ſo gekränkten Blick zu, daß ſie ſtehen blieb. „Warum wollen Sie fort?" fragte er. „Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Mißtrauen Sie mir?"

Ruhig lächelnd ſchüttelte ſie den Kopf.

„Nun alſo ... Ich danke Ihnen. Liebe, ſchöne Frau, Sie ahnen ja nicht, wie ergeben ich Ihnen bin ..." Er nahm ihre Hand, ſie ließ ſie ihm. — „Sie wiſſen nicht, wie ſehnlich ich wünſche, Ihnen dieſe unbegrenzte Hingebung zu beweiſen —"

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn. Von jähem Ärger übermannt warf er den Kopf auf die Seite, gegen dieſen Störer. Frau von Tarnow öffnete die Lippen, um „Herein" zu rufen; ihr fiel aber ein, daß ſie hier nicht zu Hauſe ſei, und mit einem leichten Erröten hielt ſie inne, ſo daß der Mund offen blieb. Nach einer kurzen Stille ging die Tür auf; beide waren überraſcht, ſie ſahen Wittekind eintreten.

„Guten Morgen, gnädige Frau," ſagte Wittekind, der die Tür hinter ſich zumachte und dann ſtehen blieb. Er bewegte die Finger etwas unruhig am Hut, den er in der

Hand hielt; seine weiße Stirnhaut zuckte; sonst erschien er gleichmütig und harmlos, auch zeigte er durchaus kein Erstaunen, die beiden hier zu finden. Er begrüßte Waldenburg durch eine Art von Nicken.

Dieser hatte Mariens Hand schon nach dem Klopfen zögernd losgelassen; er maß den Eintretenden jetzt von oben bis unten mit einem feindlichen, ehrlich hassenden Blick. Der Elende hält Wort! dachte er, mit den Fingernägeln über sein ausrasiertes Kinn fahrend, so daß sie sich in den angeschwollenen Hals gruben. Er zog dann die Füße langsam ein wenig zurück, wie sich zur Verteidigung bereit machend.

„Ich habe die Freude, Sie noch einmal zu sehn," sagte Wittekind zu Marie, die ihn freundlich grüßte; „aus — irgend einem Grunde bin ich gestern nicht nach Hause gesegelt, sondern hier geblieben. Ich ging jetzt auf der Düne hin, da sah ich die Herrschaften nacheinander hier eintreten; und weil ich an Sie etwas auszurichten habe, so nahm ich mir endlich die Freiheit, Ihnen nachzugehn. Allerdings weiß ich nicht recht, wo ich bin. Draußen war niemand, den ich fragen konnte, ob es gestattet ist — —"

Ich selbst hab' die Alte fortgeschickt! dachte Waldenburg; er war wütend.

Marie entgegnete etwas verlegen: „Ich — bin hier nicht zu Hause. Ich kam nur zufällig her — um die leere Wohnung für jemand anzusehn —"

Das Lügen ward ihr lästig und schwer; unwillkürlich warf sie einen Blick von der Seite auf Waldenburg. Wittekind erriet, wie es stand: man hatte sie hierher bestellt, unter einem Vorwand!

Er heftete seine scharfen, blauen Augen auf den „großen Komödianten"; mit noch leidlich kaltem Blut überlegte er, wie er den Angriff zu beginnen habe. Waldenburg sah

den heranziehenden Sturm. Dieſer Puritaner, dachte er, iſt zu allem fähig ... In Gottes Namen dreiſt das Prävenire geſpielt! — Er trat beſcheiden beiſeite, und deutete mit einer runden, anmutigen Bewegung des rechten Arms auf Wittekind. „Mein verehrter Freund", ſagte er, „hat etwas an Sie auszurichten; ich räume alſo das Feld." Mit überlegenem, mildem Lächeln ſetzte er hinzu: „Es handelt ſich nämlich um eine kleine Differenz zwiſchen ihm und mir! Er möchte, daß ich nicht zu viel mit Ihnen verkehre; er glaubt, daß ich nicht der richtige Umgang für Sie bin. Er zieht für Sie ſeinen Umgang vor —"

„Ich verſtehe nicht," ſagte Marie unmutig.

„Sie werden ſchon verſtehn! — Kurz, er hat Ihnen Mitteilungen über mich zu machen, die ich mit dem gebührenden Intereſſe anzuhören bitte. Er wird Ihnen erzählen — geben Sie nur acht — was für ein gefährlicher Menſch ich bin: daß ich auf Dutzende von ſchönen Damen ſchlechte Gedichte gemacht habe; daß dieſe ſchlechten Gedichte gute Erfolge gehabt haben; daß ich den Don-Juan-Orden mit zwei Schwertern trage; daß eine Herzogin mich jeden Morgen verflucht und betrogene Frauen in verſchiedenen Sprachen um mich weinen. Mit einem Wort, er wird der getreue Eckart aus dem Märchen ſein, der Sie vor mir warnt. Warum er das tut — das wird er Ihnen nicht ſagen; — wer weiß? vielleicht doch. Hören Sie ihn geduldig an, liebe Frau von Tarnow —"

Waldenburg ſchloß ſeine Rede mit gemütlichſter, ſchmunzelnder Heiterkeit: „Und vergeſſen Sie nur nicht, wer ich wirklich bin! — Guten Morgen!"

Damit ſchritt er wie ein Fürſt aus der Tür.

Er verſteht ſein Handwerk! dachte Wittekind, den es in aller Erbitterung wie ein Zauber zog, ihm mit den Augen zu folgen und dieſe großen, mit Majeſtät ſchwan-

kenden Schritte zu beobachten, bis er verſchwunden war.

Als er ſich dann zurückwandte, ſah er in Frau von Tarnows verfinſtertes, beleidigtes Geſicht. „Ich bitte," ſagte ſie ungeduldig und kalt, „erklären Sie mir ... Ich verſtehe das alles nicht."

Mit einer jugendlich verlegenen Bewegung hob Wittekind ſeinen niederhängenden Hut und ließ ihn wieder zurückfallen. „Ich weiß wirklich nicht," begann er, „wie ich's ſagen ſoll. Dieſer Herr iſt mir auf ſo eigentümliche Art zuvorgekommen —"

„Sie hatten alſo wirklich vor," unterbrach ſie ihn, „mich vor ihm zu warnen?"

Er hob die Arme ein wenig, wie zum Eingeſtändnis.

„Ich danke Ihnen ſehr," ſagte ſie gereizt. „Es ſcheint, alle Welt — beſchützt mich. Ich fühle mich aber gar nicht ſchutzbedürftig, mein Herr. Ich bin zur Selbſtändigkeit erzogen worden, und ich helfe mir gern ſelbſt. Wenn Sie nichts anderes an mich auszurichten hatten —"

„Sie machen mich völlig wehrlos, gnädige Frau," ſagte Wittekind, der ſtark errötete. Er zögerte einige Augenblicke, ihm ward abſcheulich zu Mut; doch wohl oder übel mußte er ſich faſſen, und in ſeinem ſchlichteſten Ton ſprach er weiter: „Ich bitte, beſchämen Sie mich nicht; ich meinte es wirklich gut! Es iſt eine nichtswürdige Situation, den — Angeber zu ſpielen; das iſt auch ſonſt nicht mein Metier ... Aber da ich zufällig bemerkte, daß der Sekretär dieſes Herrn — — denn auf deſſen Veranlaſſung ſind Sie doch wohl hier —"

Marie horchte auf.

„Und da ich nicht möchte — verſtehn Sie — daß Sie als das Opfer einer unpaſſenden Komödie — —"

Er zuckte wie hilflos die Achſeln. „Sehen Sie," ſagte

er nach einem Schweigen, das ſie nicht unterbrach, — „es iſt wirklich nicht mein Metier. Weiter komm' ich nicht."

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie leiſe, und blickte ihn wieder mit dem vertrauensvollen, herzlichen Glanz in den weit geöffneten, klaren Augen an. „Vielleicht — haben Sie recht. Übrigens bin ich nicht blind. So gut, wie ich's fühle, daß Sie's ehrlich meinen, ſo gut errat' ich wohl auch, wenn man ein Spiel mit mir ſpielen will. Was aber den Herrn betrifft, vor dem Sie mich warnen wollen, ſo — ſo bin ich ganz außer aller Gefahr, und in jeder Weiſe."

Er konnte nicht umhin, zu lächeln, nachdem er ſie verwundert betrachtet hatte. „Sind Sie deſſen gewiß?" fragte er.

„Ja, ich bin deſſen gewiß."

Er hob die Achſeln: „So bin ich alſo wieder am Ende. — Es iſt eine ganz verteufelte Miſere mit der ſogenannten ‚guten Geſellſchaft' ... Verzeihen Sie. Ich wollte nur ſagen — — Ich drücke mich da unpaſſend aus. Da ich mit all meinem guten Willen ſo hilflos vor Ihnen daſtehe, wollte ich nur ſagen: ſehen Sie, die Etikette in unſerm Stande trennt die Menſchen zu ſehr ... Der Bauer kann zur Bäuerin ſagen: ‚Grete, nimm dich in acht! Der da will dir was tun!' — Oder meint er ihr's gut, ſo kann er ſich ihr gegenüberſetzen und ſagen: ‚Du, Grete, ich mein' dir's gut!' — Und da das alles doch eigentlich das N a t ü r l i c h e iſt, ſo wird es mir oft ſchwer, unſre geſellſchaftlichen Konventionen zu bewundern, die uns das Wort im Munde mitten durchſchneiden, und dann über jede Hälfte noch einen Handſchuh ziehn. — Aber Sie denken wohl umgekehrt, und ſagen ſich: Wo kommt dieſer Bauer her?"

„O nein!" ſagte ſie; „ganz und gar nicht! Warum

denken Sie das von mir? Hab' ich mich Ihnen gestern, und damals, so gezeigt? — Ich dachte immer wie Sie. Man wirft mir vor, daß ich schweigsam bin. Ich schweige nur oft so still, weil ich nicht reden darf, wie ich reden möchte — und wie die andern mag ich nicht!"

„Ah!" sagte Wittekind, plötzlich so glücklich, daß ihm die Wangen blaß wurden. „Dann — — dann bin ich sehr froh ... Dann hab' ich Sie also nicht verkannt. Denn das erste Mal, als ich Sie sah — auf der ‚Hedwigsruhe', mein' ich, da oben — da dachte ich schon einmal: mit der könntest du fast wie mit dir selber reden; in der ist Natur!" — — Er lächelte bewegt: „Und ich hab' dann auch viel mit Ihnen geredet," fuhr er stockend fort; „Sie waren aber nicht dabei. Und hab' Ihnen wohl zuweilen alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte ... Nu, was macht es Ihnen. Mir tat es wohl, und Ihnen tat es nicht weh!"

„Warum reden Sie so," erwiderte sie und legte ihre geschlossenen Hände in einer eigentümlichen Gebärde gegen ihre Brust. „Wie könnte es mir weh tun? wenn ich es auch hörte? — Sehnt man sich denn nicht oft aus tiefstem Herzen, mit einem Menschen so zu reden, wie Sie eben sagen ... Sie sprachen gestern von Ihrer Einsamkeit. Ich — — ich lebe mit vielen sogenannten Menschen; aber Sie wissen ja nicht, wie einsam ich doch bin ..."

Sie ging von ihm hinweg, bis zum Fenster, legte eine Hand gegen den Rahmen, den Kopf auf die Hand und blickte auf das weißlich flimmernde Gewölk hinaus.

Ohne ihr zu folgen, sagte er nach einer kurzen Stille: „Darf ich Ihnen hierüber etwas sagen, liebe Frau von Tarnow? Darf ich offen sein?"

„Gewiß," antwortete sie und wandte sich herum. Mit

einem traurig reizenden Lächeln ſetzte ſie hinzu: „Wie der Bauer zur Bäuerin!“

„So muß ich Ihnen noch einmal ſagen, was ich geſtern ſagte: Sie bei dieſen Tilburgs! Da ſind Sie ja wie ein Paradiesvogel unter den Schneegänſen; — verzeihen Sie den Vergleich. Sie nennen es Ihre ‚Aufgabe‘, die Sie ſich geſtellt haben; aber, mein Gott, wie müſſen Sie da leiden, Sie mit Ihrer Sehnſucht nach Wahrheit, mit Ihrer graden, ſtolzen, von all dem Firlefanz unberührten Seele ... Stehen Sie nur noch ſtill; Sie haben mir erlaubt, auf meine Weiſe zu reden. Sehen Sie, liebe gute — — nicht gar oft im Leben findet man einen Menſchen, zu dem man ſagen möchte: ‚was für ein Glück, daß du da biſt!‘ So ein Menſch ſind Sie! — — Laſſen Sie das nur, ſchütteln Sie nicht den Kopf. Ich weiß ja doch, was ich ſage ...“

Er blickte ſie fort und fort an; ſie ſtand in ſo rührender, beſcheidener Hoheit da, ein ſo einfacher, natürlicher Adel floß um ihre Glieder, lag auf den geſenkten Augen; — ein unaufhaltſames Gefühl trat ihm auf die Lippen. Es riß ihn fort, alles herauszuſagen ... „Ich hatte eine Frau,“ fuhr er fort, „— ganz anders als Sie: zart, kindlich — nichts Heroiſches — ſie verging ſo bald — — aber auch ein von Gott geſegnetes, herrliches Geſchöpf. Wenn Sie ſie gekannt hätten! Sehen Sie, die — und Sie — — Warum ſoll ich's nicht ſagen: eine dritte, wie die und Sie, werd' ich nicht mehr finden!“

Frau von Tarnow hatte den Kopf zur Seite geneigt; mit einem zögernden, ſchrägen, ſchmerzlich dankbaren Blick ſah ſie zu ihm hinüber. Ihr Geſicht war ganz entfärbt, die Lippen geöffnet; ihr Buſen hob ſich, von langen, tiefen Atemzügen geſchwellt. Dann ſchloß ſie die Augen und ſagte langſam: „Verzeihen Sie mir ...“

„Was ſoll ich Ihnen verzeihen?“

„Daß ich Sie ſo lange — —“ Zu lange, wollte ſie hinzuſetzen; es blieb aber eine lautloſe Bewegung ihrer blaſſen Lippen. Faſt unhörbar flüſterte ſie dann: „Aber ich danke Ihnen. — Nochmals; verzeihen Sie mir ...“

Mit langſamem, ſchwerem Aufſchlag öffnete ſie die Augen. „Sie ſagten von dieſen Tilburgs, nicht wahr ... Ich will Ihnen noch einen Grund ſagen, warum ich bei ihnen bin: von nichts kann ich nicht leben — und zu meinem Mann will ich nicht zurück.“

Sie vermied es, Wittekind anzuſehn, ſtand ſtill da und horchte. Es kam aber kein Laut von ihm; kaum daß er ſich regte. Als ſie endlich hinüberſah, bemerkte ſie, daß er ſich an die Wand gelehnt hatte und langſam eine Hand mit der andern rieb; ſeine Augen ſtarrten blicklos, ein unbeſtimmtes Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen; ſonſt verriet er nicht, was ſich in ihm bewegte.

„Ich wollte gegen Sie nicht auch unwahr ſein — wie gegen die andern —“ ſagte ſie mit Mühe.

„Ja, ja,“ murmelte er. „Vielen Dank ...“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich hatte gehört, daß Sie Witwe ſeien. Und da Sie in einem fremden Hauſe leben —“

„Wenn man nicht zuſammenſtimmt,“ erwiderte ſie, von ihm abgewandt, „ſo lebt man nicht gern zuſammen ... Aber den andern ſage ich das nicht, um nicht die Neugier, das Mitleid, die Schadenfreude der Menſchen — — Sie verſtehn wohl. — Ihnen mußt' ich's ſagen!“

„Nochmals vielen Dank,“ murmelte er wieder. „— Unſinniges Leben auf dieſer unſinnigen Welt!“

„Was ſagten Sie?“

„Einen alten Segensſpruch — nur ſo für mich. Übrigens iſt es beſſer, wenn ich nichts mehr ſage. Leben — — leben Sie denn wohl!“

Sie erſchrak heftig. „Oh!“ ſagte ſie, die geſchloſſenen Hände öffnend. „Sie wollen gehn? — Sind Sie mir ſo böſe, daß ich nicht früher die Kraft hatte, Sie zu unterbrechen? — Ach, es tat ſo wohl, was Sie mir da ſagten ... Und ich leide ſo viel!“

„Ich bin Ihnen auch nicht böſe,“ entgegnete Wittekind mit gerührtem Lächeln. „Aber — — was ſoll ich nun hier? Wir wiſſen nun, wie es mit uns ſteht; wir wiſſen es und können uns nicht helfen. Das iſt Menſchenleben. Wie wenn eine Inſel verſinkt — der eine noch auf ſeinem Felſen über dem Waſſer ſchwebt — der andere auf ſeinem zertrümmerten Dach langſam niedergeht: ſie ſehen einander noch, aber ſie können ſich nur noch winken und Abſchied nehmen. Das können wir auch ... Gute — arme — liebe Frau von Tarnow — leben Sie wohl!“

„Sie verlaſſen mich?“

Er antwortete nicht. Die Enthüllung hatte ihn zu plötzlich und zu hart getroffen. Die Lippen zuſammengedrückt, mit einer grüßenden Gebärde wandte er ſich zur Tür.

„Mein Gott!“ ſagte ſie mit faſt vergehender Stimme, „ſo auf einmal wollen Sie verſchwinden — und als wär' es für immer — — und Sie geben mir nicht einmal die Hand? Und ich ſoll Ihnen nicht ſagen, wie weh mir zu Mute iſt — und daß jedes Ihrer Worte — Ihr gutes, Ihr großes Herz — — daß ich Sie bewundre?“ — Sie hatte wieder Kraft gewonnen, mit den lieblichſten Tönen ihrer edlen Stimme fuhr ſie errötend fort: „Ach, glauben Sie nicht, daß ich nur hören wollte, was Sie für mich fühlen; nicht ſelbſtſüchtige Eitelkeit — — Ich fühlte mich *geſtärkt, gebeſſert, erhoben*, weil ein Mann wie *Sie* mir das ſagte. Es wird mich immer ſtärken und aufrecht halten, wenn ich daran denke ... Nun aber

geben Sie mir — — wenn Sie denn gehen wollen — — geben Sie mir zum Abſchied die Hand!“

Sie ſtand, ihn erwartend, da. Wittekinds Augen ruhten auf den ihren; in Freude und Schmerz verſunken ging er langſam auf ſie zu. „Ich werde verſuchen,“ ſagte er mit Faſſung, „keines dieſer Worte zu vergeſſen. — Dieſes traurig lächelnde Geſicht wird mir nun immer ſo vor Augen ſtehn ... Haben Sie Dank!“

Er nahm ihre Hand, die ſich ihm ſanft und ſtill entgegenſtreckte, und umſchloß ſie feſt. Auf einmal ſtieß Marie einen Schrei aus, und ihre erſtarrenden Augen verloren faſt die Farbe. „Eugen!“ rief ſie dann.

Wittekind wandte ſich und ſah Eugen Dorſay in der geöffneten Tür ſtehn. Sie hatten beide ihn nicht kommen hören; ihn hatte die Überraſchung verſteinert, hier Marie zu ſehn. Die letzten Reden Wittekinds hatte er gehört — faſt ohne den Sinn der Worte zu begreifen. Jetzt kam es an Wittekind, die Faſſung zu verlieren. Da ſtand dieſer Dorſay, der Entflohene; und Marie, vor ihm erſchreckend, rief ſeinen Namen „Eugen“ aus ...

Ein Blick der jungen Frau, auf ihn, dann auf Dorſay, gab ihm volle Klarheit; er ſagte ihm ſtumm: Der da iſt mein Mann. Dennoch fragte der verwirrte, erſchütterte Wittekind ſie noch mit den Augen. Sie nickte ihm langſam zu. Dorſay ſtand noch und ſchwieg.

An ſeine Stirn greifend, wie um das alles zu faſſen, ließ Wittekind ſeine leeren Blicke in dem Raum umherirren, wo ihm das geſchehen war. Alles blieb totenſtill. Er richtete ſich dann auf, wie ein Mann entſchloſſen, und ging. Als er an Eugen vorbeikam, öffneten ſich ihm die Lippen, als müßten ſie ihn doch begrüßen; — Kathi aber fiel ihm ein. Er ſchwieg, die Zähne aufeinanderdrückend, und mit einer kalten Bewegung des Kopfes ging er aus der Tür.

IV

So ſtanden ſich nun die beiden gegenüber, unerwartet, nach langer Trennung. Eugen hatte hinter ſich eine Hand gegen den Türpfoſten gelegt; Marie ließ die Stuhllehne los, auf die ihr Arm ſich geſtützt hatte, und blickte über ihn hin und an ihm hinab. Sie erſchien in dieſem Augenblick als die Ältere, obwohl ſie es nicht war: in demſelben Monat waren ſie geboren. Aber das bitterſcharfe Gefühl der Würde, in der ſie ſich faſſen und aufrecht erhalten müſſe, gab ihr etwas Matronenhaftes, während ihn ſeine Verwirrung recht zum Jüngling machte. Sie ſchwiegen noch eine Weile; endlich ſagte ſie: „Alſo du wirklich hier!“

„Was wollte dieſer Herr?“ fragte Eugen, in deſſen entfärbten Wangen eine Röte aufſtieg.

Marie lächelte. „Das iſt nach ſo langer Zeit eine ſeltſame Begrüßung, nicht wahr: ‚was wollte dieſer Herr?‘“

„Verzeih. Du haſt recht. — Aber dieſer Händedruck — ſeine Worte ... Darf ich noch einmal fragen —“

„Was dürfteſt du nicht fragen?“ unterbrach ſie ihn. „Wir ſind ja Mann und Frau. Das iſt ein Herr, der ſoeben erfuhr, daß ich einen Mann habe; und der darum fortgeht; — weil er, ſeltenerweiſe, ebenſo rechtſchaffen iſt wie deine Frau.“

„Marie!“ ſagte Eugen und legte ſich eine Fauſt gegen die Stirn. „Ich bin ein — — Vergib mir. — Es kam nur ſo über mich; bei Gott, ich zweifelte nicht — —“

„Deſto beſſer für dich; denn wie weh das tut, würdeſt du dann merken ...“ Sie brach ab und ſagte in verändertem Ton: „Aber wie reden wir denn in der erſten Stunde. Es war alſo keine Täuſchung: du biſt wirklich hier. Und es ſchien mir doch unmöglich, daß die weite

Reiſe ſo ſchnell — — und daß du dich überhaupt entſchließen würdeſt — —“

„Mich entſchließen — ich —?“ erwiderte er verwirrt.

„Nun,“ ſagte ſie noch unbefangen, „ohne dich zu entſchließen, kamſt du doch nicht her. Ich bat dich allerdings nicht mit Worten: ‚komm du auch‘; das, weißt du, würd’ ich nicht tun; aber als ich dir aus Salzburg ſchrieb: ich gehe in dasſelbe Bad, wo dein Vater iſt, ich hab’ ihn kennen gelernt, erlaube mir den Verſuch, dich mit ihm zu verſöhnen — da dachte ich doch im ſtillen: ſtatt eines Ja oder Nein kommt er vielleicht ſelbſt! — Nur, als du ſo plötzlich daſtandſt, erſchrak ich — —“

Auf einmal erſchrak ſie von neuem: denn ſeine wachſende Verſtörung, ſeine unruhigen Bewegungen konnten ihr nicht länger entgehen. Sie trat auf ihn zu. „Eugen!“ rief ſie aus. „Dich überraſcht ja alles, was ich ſage. Du weißt nichts von meinem Brief — haſt ihn nicht geleſen!“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich will dich nicht mehr belügen,“ ſtieß er mit großer Anſtrengung hervor, während er an ſeinen Knopflöchern zerrte. „Nein; ich weiß nichts von dieſem Brief. Ich hab’ London ſchon vor mehr als vierzehn Tagen verlaſſen —“

„Aber du biſt doch hier? — Wenn du nicht auf meinen Brief gekommen biſt, wie biſt du dann hier?“

Er ſchwieg.

„Ah!“ ſagte ſie. „Wie dumm bin ich. Es kann ja auch eine *andre* dir geſchrieben haben — und auf *deren* Brief biſt du hergekommen ...“

Er ſah ihr in die Augen, faſt wie ein ertapptes Kind, rührte ſich nicht und ſchwieg.

„Ich danke dir,“ ſagte ſie nach einer Weile, die Wimpern zuſammendrückend: „du *belügſt* mich wenigſtens nicht. — Und du *betrügſt* mich auch nicht: denn ich wußte

ja, ohne eine ſogenannte Liebe kannſt du nicht leben. An dieſem — Sirenenfelſen ſind wir ja geſcheitert —“

„O Marie!“ rief er in weicher Zerknirſchung aus. „Liebe, gute Marie!“

Er wollte ſich ihr nähern; ſanft und ruhig abwehrend murmelte ſie: „Bitte.“ — Er blieb ſtehn. — „Dann aber begreif' ich nicht,“ ſagte ſie, wie erwachend: „wie konnte denn dein Vater wiſſen oder ahnen, daß du hierher kommen würdeſt? eben dieſen Morgen —“

„Mein Vater?“ fiel ihr der verfinſterte Eugen mit rauher Stimme ins Wort. „Was wüßte d e r von m i r? Nie, nie ſoll er — — Haſt du ihm etwa verraten, weſſen Frau du biſt?“

„Ich verrate nichts,“ erwiderte ſie, „was du verſchweigen willſt. Ich habe nur den Wunſch, dich mit deiner Heimat, mit ihm wieder auszuſöhnen —“

„Laß das. Nein, nein. Niemals! Iſt er hier, ſo geh' ich! — Mich mit dem Fluch meines Lebens zu verſöhnen — — Ja, er iſt mein Fluch! Alles Gift, das ich in mir habe, hab' ich von ihm; alles, um das du mir gram biſt — und ich, ich mir ſelbſt! — Sag mir nichts für ihn, verteidige ihn nicht; du kennſt ihn nicht. Er hat dich nicht erzogen. ... Als meine Mutter ſtarb, und ich noch ein Kind war ohne Sinn und Verſtand, da gab er mir ſ e i n e u Verſtand — lehrte mich das Leben ſo verſtehn, wie er! Mit ſeinem kalten Lächeln erzog er mich zum Genuß; zeigte mir durch ſein Beiſpiel, wie gut man durchs Leben kommt, wenn man täuſcht, heuchelt, lächelt und betrügt ... O, ich lernte alles ...“

Er ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden; er warf einen ſchmerzlich wilden Blick zur Decke hinauf. „Und ich hatte doch auch edle Triebe und Gedanken,“ rief er aus; „es war auch Gutes in mir! — Aber ich lernte zu

leicht; das Gift war ja im Blut. Ich haſſ' ihn, ich haſſ' ihn! Er hat mich zu Grunde gerichtet, und ich bin verloren!"

„Du biſt noch nicht verloren; ſag das nicht!" erwiderte ſie mit ihrer ſanften, mitleidvollen Stimme, nach einem tiefen Seufzer. „Du verzweifelſt ſo leicht, Eugen ... Und deine Verzweiflung macht dich ungerecht gegen deinen Vater — nein, fahre nicht ſo auf — — oder wenigſtens ungerecht gegen d i c h ſ e l b ſt. Da uns das — Schickſal wieder einmal zuſammengeführt, laß mich dir noch ſagen: wenn du auch keinen Vater mehr willſt — und wenn auch zwiſchen u n s — —" ſie brach ab — — „wärſt du darum verloren? Kannſt du dir denn nicht wie ein Mann noch ein Leben ſchaffen? Ja, ja, viel ſchlug dir fehl; aber dein Geiſt, deine Feder — — ſchreibſt du nicht mit Talent, mit Glück? — Du lebſt davon kümmerlich; du könnteſt aber beſſer leben, wenn du jenen Antrag nicht verworfen hätteſt, für die R e g i e r u n g zu ſchreiben —"

Eugen fuhr auf und ſtreckte einen Arm gegen ſie aus. „Ich mich verkaufen! Nie!"

„Guter, ſtolzer Eugen!" ſagte ſie; auf einmal ſtanden ihr Tränen in den Augen. Die zurückgepreßte Wehmut brach hervor; beinahe ſchluchzend murmelte ſie: „Ach! daß alles hin iſt! und dieſer dein edler Stolz noch mein letzter Troſt! — — Ja, ja," ſagte ſie, ſich allmählich faſſend, da er, einen Finger zwiſchen den Zähnen, ſchwieg: „wie anders ſtanden wir uns damals gegenüber, als ich dich kennen lernte; als ich ſo erſtaunte, wie fremd und — vornehm du unter all dieſen raſtloſen, geldhungrigen amerikaniſchen Menſchen warſt: ſo ſorglos, ſo jung — wie der Frühling — wie die Poeſie ... Ach, wie glaubt' ich an dich; wie ſchien mir's undenkbar, unmöglich, daß ſo eine Menſchenblüte je — vergehen könnte — —"

Sie trat ans Fenſter, von ihrem Gram übermannt, ſie konnte ihn nicht mehr anſehn, konnte nicht mehr reden. Und wie war ich gewarnt! dachte ſie, in ihr Taſchentuch beißend, um nicht aufzuſchluchzen. Ihr ſtand jener Steinbruch am Untersberg vor den Augen, und der alte Saltner ... Sie zweifelte ja ſelbſt, mißtraute noch ihrem Herzen, floh vor ihrer Liebe; nach Europa reiſend kam ſie zu dem „Alten", geſtand ihm, ihrem beſten Freund, was ſie beglückte und quälte; zeigte ihm Eugens Bild, beſchrieb ihm ſeine Art, ſein feuriges, ruheloſes, flatterhaftes Weſen ... „Nimm ihn nicht!" ſagte Saltner. „Kind, es wird dein Unglück!" —— Ich glaubt' ihm auch! dachte ſie; ach, hätt' ich ihm nur fort und fort geglaubt! Dann aber rührte ſich plötzlich, wie ich Törin meinte, das Beſſere in mir: dieſer Kinderglaube, durch meine Liebe könnt' ich ſeinen Charakter ſtärken, beſſern, vertiefen ... Ach, was für ein Mädchentraum! — Und von der Sehnſucht gejagt ging's wieder zurück nach Amerika, und in ſeine Arme ...

Nun hörte ſie ſein ſeufzendes Atmen; hier in dem „letzten Haus". Es ſchüttelte ſie. Auf einen Stuhl ſinkend, der am Fenſter ſtand, legte ſie ſich die Hände vor die Augen und befeuchtete ſie an den zerdrückten, langſam quellenden Tränen.

„Marie!" erklang es neben ihr, und zu ihr hinauf. Eugen kniete, doch ohne ſie zu berühren. „Töte mich!" ſagte er und ſeufzte. „Töte mich, und vergib mir! — Marie! Engel!" — Er faßte endlich zaghaft ihre Hände und flüſterte: „Schweſter!"

„Schweſter!" wiederholte ſie, traurig lächelnd.

„O glaub mir, Marie: wenn ſo einer wie ich eine holde Frau ſeine Schweſter nennt, — 's iſt ſein beſtes Wort ... Ach, hätteſt du mich doch retten können, eh' ich

ſo ‚verging‘, wie du ſagſt; — das war meine Hoffnung! — Aber mit Lügen fing ich an, als der Sohn der Lüge: den altadeligen Namen gab ich mir aus erbärmlicher Eitelkeit, und den Reichtum aus Angſt, ich könnte dich ſonſt verlieren — dein Vater könnte nein ſagen. Immer dacht' ich nur: wenn ich ſie erſt habe, wird ſich alles finden — ich kann nicht ohne ſie leben —“

„Und wie gut du's nun kannſt!“

„Ach, ich kann es nicht ... Lächle nicht ſo grauſam; ich liebe ja die andern nicht — nicht von Herzen, mein' ich — alles Gute in mir ſehnt ſich doch immer, immer wieder nach dir!“ — — Er ſeufzte und ſtand auf. „Aber der Kampf iſt nutzlos,“ ſagte er zwiſchen den Zähnen; „wie oft ich mich auch — verachte, ich kann's doch nicht ändern. Ja, ja, es iſt wahr — ja, ich bin zu ſchwach ... Das hab' ich nie in Büchern ſo recht geſchildert geleſen, was mein Elend iſt: ſeine ſchlechten Eigenſchaften haſſen, verachten, verfluchen, aber nicht ändern können ... Ach, es iſt unſäglich!“

„Hör mich an, Eugen —“

Er hörte ſie nicht; ſeine Augen flackerten, ſeine Finger rieben ſich ruhelos an den Händen: ſo ſprangen auch ſeine Gedanken ohne Raſt umher. „Herr von Tarnow!“ fing er wieder an; „meine erſte Lüge vor dir! — Dann wollt' ich dir wenigſtens ‚einen Namen machen‘, da dich mein erſter getäuſcht hatte; einen gefeierten Namen ...“ Er lachte auf. „Ich eitler Narr! Einen Künſtlernamen! Glaubte ein von Gott berufener Schauſpieler zu ſein, weil ich im Leben ſo gut zu ſpielen und zu täuſchen verſtand; — es war nichts als das Vaterblut! Damit hält man ſich nicht auf den geweihten Brettern! — Alſo wieder weg mit der Maske, mit dem Künſtlernamen; nimm wieder einen dritten falſchen Namen an, da die andern in

der Wäſche ausgingen ...“ Er griff ſich wild in die geringelten Haare und drückte die Augen zu: „Alles, alles Lüge! Ich verleugne meinen Vater, meine Heimat, meine Künſtlerſchaft — und dich ... Ach, dich nur, weil ich mich ſchämen muß, dich mein Weib zu nennen! weil meine Irrwege, meine Verzweiflungen — — Hör mich doch nicht an wie ein Stein! Sag mir was! Sag mir: mach ein Ende! Mit einer Kugel in die Bruſt wäre mir geholfen; dann mag mein Vater kommen und ſich's anſchauen und ſagen: das hab' ich geſchaffen, Gott ſegn' es!“

Seine Stimme war ſo laut geworden, daß Marie bang umherſah, ob jemand ihn hören könne. Er warf ſich jetzt auf einen Stuhl, ſtreckte beide Arme über einen Tiſch, der daneben ſtand, und vergrub das Geſicht zwiſchen ſeinen Armen.

Marie ging langſam zu ihm. Nachdem ſie ihn noch einigemal hatte ſtöhnen hören, ſagte ſie, ſchmerzlich mit dem Kopfe nickend: „Wie manches Mal ſprachen wir ſchon ſo ... Laß mich dir noch einmal ſagen, Eugen: verzag nicht zu früh! Und laß mich wie eine — Schweſter zu dir reden — die all deine Schmerzen kennt — und dir helfen möchte, wie man einem Bruder hilft. — Aber keine Lüge mehr; ehrlich mußt du ſein!“

Er bewegte den Kopf; zuſtimmend, wie es ſchien. „Fürchte nur nicht,“ fuhr ſie fort, „daß ich z u v i e l fragen werde; meine Neugier hab' ich begraben — da, wo all das andere liegt. Nur weil ich dir helfen möchte, laß mich etwas fragen — —“

Er hob den Kopf ein wenig, öffnete die Augen halb und nickte ihr zu.

„Hier alſo — wohnſt du, Eugen?“

„Ja.“

Mit ſchwacher Stimme fragte ſie weiter: „Aber du

biſt nur hier, weil dein Wille ſchwach iſt? Biſt nicht eigentlich mit dem Herzen bei — ihr?“

„Nein, nein,“ ſagte er dumpf, aber mit wiederholtem, verneinendem Kopfſchütteln.

„Und losreißen, Eugen, kannſt du dich doch nicht?“

„Wie deine milde Stimme mich martert ... Was für ein Geſpräch zwiſchen Mann und Frau. — Aber nein, ſprich nur, ſprich. Es tut nichts. Wenn du ſo mit mir ſprichſt — und mir hilfſt — ſo kann ich's; mich losreißen — alles — alles, was gut iſt, alles was du willſt!“

„Auch dich verſöhnen —“

„Nein!“

„Alſo — was tun wir dann? — Deine Feder ‚verkaufen‘ willſt du nicht; — ſei ſtill, du haſt recht. Aber deinen Geiſt und deine Kenntniſſe für dein Land verwenden — im Staatsdienſt — und mit Ehren dein Brot eſſen, das kannſt du. Wenn du etwa als Konſul — oder ſonſt — irgendwo da draußen, fern von hier —“

„Ja, fern, fern!“ fiel er ein und richtete ſich auf. „Bis ans Ende der Erde! — — Aber wie? Wer hilft mir?“

„Ich hab' noch einen Freund — der es ehrlich meint — und der mächtig iſt ...“ Ja, dachte ſie, Graf Lana iſt gut! — „Den würd' ich bitten,“ fuhr ſie fort, „daß er für dich wirkte; — laß mich nur ausreden: ohne daß ich ihm irgendwas verrate, das du verſchweigen willſt. Aber — in der Entſcheidungsſtunde müßteſt du nicht fehlen; du müßteſt *wollen* — und *können* —“

Sie ſagte das mit ſchmerzlichem Nachdruck; ſeine Wange zuckte, denn er hörte den bitteren Zweifel, der darin lag. „Ja, ja, ja,“ murmelte er. „Ja, ja!“ rief er dann ungeduldig aus. „Steh mir nur bei, ſo kann ich! — Fort von hier! Aus der Luft meines Vaters und — — O nur raſch! nur fort!“

„Noch heut, wenn es möglich ist. Denn“ — sagte sie mit traurigem Lächeln — „wär' es nicht bald, wäre es wohl nie! — Aber hab nur Mut! Ich gehe jetzt auf der Stelle. Und ich ruhe nicht —“

„O Marie!“ rief er dazwischen, von seiner Rührung gemartert.

„Und bis ich dir Nachricht gebe, bleibst du hier —“

„Marie! Wie du mich beschämst! Gute! Beste!“

Er war aufgestanden und wollte ihre Hand küssen; aber sich ihm sanft entziehend sagte sie nur: „Schwester.“ — Bewegungslos blieb er stehn. — „Also du gehst nicht fort!“ wiederholte sie. „Du bleibst hier!“ — Er nickte. Wenn ich den Grafen finde, dachte sie, und wenn er mir Wort hält, so schick' ich ihn gleich hierher. Dann ist Eugen gefangen und muß!

Die freudige Hoffnung rötete ihr die Wangen; sie ging rasch zur Tür. Noch einmal über die Schultern blickend sah sie sein bleiches, dankbares Gesicht; ihm schwebten offenbar gerührte, leidenschaftliche Worte auf den Lippen. Um sie nicht zu hören, lächelte sie rasch und sagte: „Gute Kameraden, nicht wahr, können nicht verzagen; einer hilft dem andern. Sag mir nichts mehr, ich weiß es schon; auf Wiedersehn!“

Damit ging sie hinaus.

V

Eugen sah ihr nach, bis die Tür ins Schloß fiel. Die Hände über beide Augen gelegt sagte er dann endlich, was ihm über die Lippen gewollt hatte: „Mein guter Engel! Einzige, teure Marie!“ — — Ein Freund, dachte er dann plötzlich, und seine Brauen zuckten. Was ist das für ein Freund, zu dem sie geht? den sie mir nicht nennt?

— Wär' es etwa der gerührte Herr, der Wittekind, der ihr vorhin die Hand drückte — der fortging, wie ſie ſagte, weil er erfahren hatte, daß ſie einen Mann hat — dem ſie ſo weich in die Augen ſah ...

„Pfui!" ſagte er laut und ſchlug ſich auf die Bruſt. „Was für ein gemeiner, undankbarer Gedanke. Dieſe reine Seele ... Aber ſo kommen uns die ſchlechten Gedanken über die andern, wenn wir ſelber ſchlecht ſind! — — Woher kennt ſie ihn? — Gut mag ſie ihm wohl ſein; mehr als mir; — hab' ich's auch anders verdient? Aber auf ihre Tugend ſchwör' ich ..." Er ſah wieder auf die Tür, als könnte er Marie noch ſehn; ein weicher Schmerz veredelte ſeine aufgeregten Züge und machte ihn zehn Jahre älter. Wie konnt' ich nur aufhören, dachte er, dieſe Frau zu lieben? — Wir ſitzen da in unſerm Gehirn, im ſogenannten „Bewußtſein", wie in einer Loge, ſchauen auf uns ſelber herab: was wird nun geſchehn? unſre Eigenſchaften, unſre Elemente, die unbekannten Schickſalsmächte in uns, was werden ſie nun tun? Wir ſehn unſrer vorherbeſtimmten Lebensreiſe zu, können das Ziel nicht verrücken und den Weg nicht ändern ... So haben mich dieſe namenloſen Fluten von ihr weggeriſſen; ich ſchau' noch zu ihr hinauf, wie zu meinem Stern — — er legte eine Hand aufs Herz — — aber es ſchlägt nicht mehr!

Leergebrannt
Iſt die Stätte ...

Irgend ein Geräuſch ſchreckte ihn aus ſeinen Gedanken auf. Er horchte; nun war es ſtill. Zögernd ging er zur Tür und öffnete ſie leiſe ſo weit, daß er durch eine Spalte auf den Vorplatz blickte; er ſah aber nichts. Es war nur der Wind, dachte er. Die Brandung. Aber — Melanie wird kommen! Sie kommt ja gewiß! Wenn ich hier warte, wie Marie es verlangt, ſo wird auf einmal die

andre daſtehn — — und was ſag' ich ihr? Die Wahrheit, ihr ins Geſicht? Dazu hätt' ich den Mut nicht. Und ſie feig verlaſſen, ohne ein Wort — hat ſie das verdient? — — Seine Beklommenheit wuchs. Was tun? Ihm fiel endlich ein: wenn er fortginge, eh' ſie käme, und ihr ein paar Worte zurückließe, die keiner verſtünde als ſie ... Halb beruhigt und ganz entſchloſſen atmete er auf. Er griff in ſeine Bruſttaſche und holte ſein Taſchenbuch hervor, um ein Blatt daraus zu nehmen; Melanies Brief fiel zugleich mit heraus. Er hob ihn vom Boden; ſeine zarten Naſenflügel dehnten ſich zitternd, da der Duft ſie anwehte. „Ja, ja, ihr Parfüm!“ ſagte er gequält und lächelnd vor ſich hin. „Ihr Wahrzeichen! Wie ein Stück von ihr. Wie eine ſchwüle, ſüße Wolke, die vor ihr aufgeht ...“

Er ſog den Duft, immer noch lächelnd, ein; Melanie ſelber erſchien hinter dieſer Wolke, er ſah ſie, wie er ſie das erſte Mal geſehen hatte, bei ihrer Schweſter, in London: ſie bezauberte ihn ſogleich. Eine ſo ariſtokratiſche Geſtalt und Art war ihm noch nie begegnet; die Vornehmheit ganz in Reiz und Anmut getaucht — und doch jedem ihrer Reize gleichſam aufgedrückt, daß ſie vornehm war. Ja, er ſah ſie wieder hinter dieſer Duftwolke: das feuchtſchimmernde Auge, das üppige, erregte, ſchmachtend frivole Lächeln — die marmornen Schultern, mit dem ſeltſamen Silberglanz — —

Ich werde toll, dachte er, das Billett zerknitternd. Ich will ja fort — will dieſe Frau ja verlaſſen.... Wenn ich ſo phantaſiere, komm' ich ja nicht fort! — — Eine Angſt befiel ihn, daß es vor ſeinen Augen dunkel wurde; er dachte nur noch an Flucht, er ſteckte das Billett wieder ein und ging zur Tür. Hab' ich denn Marie nicht mein Wort gegeben? dachte er. Fort! In die Luft hinaus!

Er faßte eben den Türgriff, als er hinter ſich Schritte und eine Stimme hörte — die Stimme, vor der er floh. Gräfin Melanie ſtand in der andern Tür, die zu den übrigen Zimmern führte; ſie war aus dem Wald und durch die ihr bekannte „grüne Tür“ gekommen. Eugen wandte ſich zögernd und erblickte ſie; nicht ſo, wie er ſie eben geträumt, aber auch von einem geheimnisvollen Reiz umfloſſen: um ſich verhüllen zu können, hatte ſie den Kopf mit einem Tuch bedeckt, das wie ein Schleier hinabfiel; das wie Elfenbein leuchtende Geſicht ſah verſtohlen aus dieſem dunklen, mit Gold durchwirkten Rahmen hervor. „Was tun Sie?“ fragte ſie, nachdem ſie ihn bei ſeinem Namen angerufen hatte. „Sie gehn? Sie wollen fort?“

„Melanie!“ ſagte er verwirrt. „Ja — ich wollte fort. Mir ſchien — — Ich dachte, Sie kämen nicht mehr.“

„Verzeihen Sie,“ antwortete die Gräfin, die ihn immer anſtarrte: „ich konnte nicht. Oder vielmehr, was wäre da zu verzeihen: bat ich Sie nicht in dem Billett, daß Sie warten möchten? — Sie haben doch mein Billett?“

„Ja,“ erwiderte er. „Ich hab' es —“

„Ich war nicht allein. Erſt vor einer Viertelſtunde zog der Graf ſich in ſein Zimmer zurück. ... Aber was haben Sie? Wie ſtehn Sie noch immer da? — Ich eile fort wie im Fieber, auf Umwegen in den Wald, und durch den hierher; und mein kalter Ritter — — Warum bleiben Sie denn an der Tür?“ — Die Gräfin dämpfte die Stimme: „Hören Sie etwas? Sind wir nicht allein?“

„Es — es wäre möglich,“ erwiderte er, der dieſen Strohhalm ſogleich ergriff. „Mir war eben, als hörte ich — —“

„So verſchließen Sie doch die Tür,“ ſagte ſie leiſe und raſch. „Oder iſt ſie verſchloſſen?“

„Nein.“

„Ich verstehe Sie nicht. Was verstört Sie so? — Sie werden doch der Frau Temme gesagt haben, daß sie niemand einläßt —"

„Welcher Frau Temme? Wer ist das?"

Melanie schwieg einen Augenblick; dann sagte sie, die glatte Stirn runzelnd: „So hab' ich Sie noch nie gesehn. Irgend etwas — Außerordentliches muß Sie so verwirrt haben —"

„Verzeihen Sie," stammelte er. All seinen Mut zusammennehmend, Mariens Worte sich zurückrufend, dachte er: ich sage ihr die Wahrheit! — Er versuchte zu lächeln — er wußte nicht, warum — und begann stockend, aber mit weicher, einschmeichelnder Stimme: „Hören Sie mich an, Melanie! liebe Melanie! Wenn ich Ihnen bei diesem Wiedersehen kalt und fremd scheine — —"

Der Mut sank ihm wieder, da ihn das schöne, ernste Gesicht so erwartend ansah. Wie um Vergebung zu erbitten für das, was nun kommen werde, trat er auf sie zu und streckte die Hände aus. Die Gräfin verstand ihn falsch; nach einem flüchtigen Lächeln flüsterte sie: „Eh' Sie mir das Gegenteil beweisen, lassen Sie mich die Tür da schließen; schließen Sie die andere." — Sie trat wieder zurück und verschloß die Tür, durch die sie gekommen war; Eugen aber blieb untätig stehn. „Ich hab' dem Grafen gesagt," fuhr sie fort, „daß ich zu Tilburgs gehe ... Ach, mein Freund, wir sind nicht mehr in London; dort hatt' ich dich allein! Auch in Salzburg hofft' ich dich allein zu haben; darum beschied ich dich hin; auf einmal meldete der Graf sich an, und ich mußte dir schreiben: reise wieder ab! — — Aber du verschließt ja noch immer nicht die Tür. Du bist so blaß; — was ist dir? Ich sehe nicht recht, oder du hast Tränen in den Augen —"

„Gute Melanie!" seufzte Eugen hervor; er strich, gegen

ſeine Bewegung kämpfend, mit den Händen über ſeine Bruſt. „All deine Liebe zu mir — während ich — — Melanie! — —“ Er griff nach ihrer Hand.

Sie fuhr zuſammen. „Du willſt mir wohl gar ein — Geſtändnis machen,“ ſagte ſie, ihn anſtarrend. Dann aber faßte ſie ſich mit großer Anſtrengung und murmelte haſtig: „Still; ſag noch nichts. Ich will erſt dieſer Frau Temme ſagen, daß ſie niemand ins Haus läßt — und die Tür verſchließen —“

Sie ging an ihm vorbei und öffnete die Tür zum Vorplatz. Mit einem Schrei der Überraſchung, des Entſetzens flog ſie wieder zurück. Graf Lana, von Marie zu Eugen geſchickt, trat eben an die Tür und hob den Arm, um zu klopfen. Er riß die Augen weit auf und öffnete die Lippen, als er die Gräfin und ihr faſſungsloſes Erſchrecken ſah. Durch die offene Tür bemerkte er auch Eugen, der mitten im Zimmer ſtand und ſich mit halb bewußtloſer Höflichkeit gegen ihn verneigte.

Der Graf fand zuerſt ſeine Faſſung wieder; das mächtige Gefühl ſeiner Würde und Bedeutung zwang ihn, ſich aufzurichten und vor dieſem jungen Fant ſich nicht in gemeiner Schwäche zu zeigen. Mit bedächtigen Schritten — obwohl ſeine Kniee ein wenig zitterten — ging er auf Eugen zu, der die Arme an den Körper legte. „Herr Dorſay, nicht wahr?“ ſagte er langſam.

Eugen bejahte ſtumm.

„Ich habe Sie ſchon einmal in London geſehn ... Alſo der junge Mann, den man ſoeben meiner Protektion empfiehlt, iſt hier mit meiner — Frau — — hier —“

Eugen nahm das Wort: „Wenn Sie meinen ſollten —“

„Schweigen Sie!“ unterbrach ihn der Graf, deſſen Kinn vor Wut zu beben anfing. Er gewann aber ſeine Haltung wieder und ſagte ruhiger: „Ich werde darüber

meine Frau befragen, nicht Sie; und nicht hier, ſondern bei mir. Wenn man von Ihnen etwas wiſſen wollte, wird man Sie ja wohl finden —"

Eugen deutete auf das Zimmer, in dem er ſich befand, wie um zu ſagen: hier. Er verneigte ſich darauf mit Würde und entgegnete: „Herr Graf, ich ſtehe zu Ihrer Dispoſition."

Melanie unterdrückte einen neuen Ausruf des Entſetzens. Der Graf wandte ſich zu ihr; „bitte!" ſagte er, indem er ſie durch eine kalt höfliche Gebärde erſuchte, ihm vorauszugehn. Sie ſchwankte hinaus, ohne ein Wort zu ſagen, ohne den Mut, noch einen Blick auf Eugen zu werfen. Graf Lana folgte ihr, ſteif wie eine Tanne.

Eugen blieb zurück, nun ganz ohne Faſſung; mit einem dumpfen, qualvoll betäubenden Gedanken an Marie ſtand er ruhig und horchte, bis es ſtill war. Dann ſchloß er die Tür, ging durch alle Zimmer und warf ſich im letzten, wie wenn er auf dem Schlachtfeld niederfiele, auf das Sofa hin.

VI

Waldenburg kam gegen Abend nach Hauſe; er war in dem Städtchen D. geweſen, um das ländliche Badeleben dort, das er aus früheren Zeiten kannte, einmal wiederzuſehn und einige Freunde und „Gönner" vom Hof dieſes kleinen Landes zu begrüßen. Hinter den Fenſtern ſeiner Wohnung ſah er ſchon Licht; Riedau hatte die Lampen und die Armleuchter angezündet und ſaß gelangweilt bei einer ermüdenden Arbeit, die Waldenburg ſeiner flinken Feder aufgetragen hatte. Als dieſer eintrat, ſtand Riedau auf, indem er dachte: Sein Tyrannenſchritt. So nannte er den bedeutenden, ſchickſalsſchweren Gang, in dem ſein Herr und Meiſter kam, wenn er „Europa regierte": wenn

politiſche Gedanken ihn beſchäftigten und ſein ſtaatsmänniſcher Ehrgeiz es ihm abgewann, die Verſe, die Weiber und den Champagner zu vergeſſen.

„Gut, daß Sie da ſind, Riedau," ſagte Waldenburg, noch abweſend, den Hut auf dem Kopfe. „Was wiſſen Sie Neues?"

„Nicht viel," antwortete Riedau, der, dem „Staatsmann" nachäffend, gleichfalls ein ernſtes und bedeutendes Geſicht machte. „Das Beſte iſt wohl: Herr Wittekind iſt fort. Im Hotel hat man mir's geſagt. Er iſt wieder abgeſegelt."

„Gut, mein Sohn. — Farewell!"

Waldenburg ſtrich ſein dünn gewordenes, ſchlichtes Haar über die Schläfe, als wollte er Locken drehn, und betrachtete ſein vergnügtes Siegeslächeln im Spiegel, neben dem hohe Kerzen brannten. „Und —?" fragte er dann.

Der erfahrene Sekretär erriet, wem dieſes „Und" mit dem Fragezeichen galt. „Frau von Tarnow," antwortete er, „hat Herrn Wittekind, wie es ſcheint, ſpäter nicht mehr geſehn. Sie war viel allein in ihrem Zimmer und entſchuldigte ſich mit Kopfweh. Bei Seiner Exzellenz dem Grafen Lana hat ſich übrigens —"

Waldenburg begann eine Melodie aus einer franzöſiſchen Operette zu pfeifen, ſo daß Riedau verſtummte. Nach einer Weile aber brach Waldenburg ab und fragte, vom Spiegel weggehend: „Was ſagten Sie vom Grafen Lana? Was will dieſer große Mann?"

„Ich wollte nur gehorſamſt melden: bei Seiner Exzellenz muß ſich etwas zugetragen haben; der Kammerdiener hat mir's vorhin im ‚Waldreſtaurant' erzählt. Man weiß nicht, was es iſt; aber die Frau Gräfin iſt nicht zu ſehn, auch der Graf hat ſich eingeſchloſſen; vor Tiſch hat er im Wohnzimmer der Gräfin alle Schubfächer geöffnet und

durchstöbert, wie der Kammerdiener durchs Schlüsselloch gesehen hat —"

„Ah!" rief Waldenburg betroffen aus.

„Sie waren nicht mehr dort, Herr Geheimer Rat?"

„Ich ging gegen Mittag hinüber, meine Aufwartung zu machen; der Graf war verhindert, wie es hieß, und nahm mich nicht an. Den ganzen Nachmittag war ich fort ... Nun, und was hat das Schlüsselloch verraten?"

„Weiter nichts. Seine Exzellenz hat später ein Billett an den Baron Rautenberg geschickt; der Baron und noch ein Herr sind zu ihm gekommen, aber nicht lange geblieben. Später ist nur noch ein Billett gekommen —"

Waldenburg blies einen wegwerfenden Laut durch die Lippen. „Aus dieser Kammerdienerweisheit wird man nicht gescheit!" — — Er ging durch das Zimmer, blieb stehn, und halb vor sich hin setzte er mit nervöser Unruhe hinzu: „Wenn der Graf etwas über mich gefunden hätte — —"

„Die Briefe der Frau Gräfin", entgegnete Riedau lächelnd, „sind ja noch hier!"

„Ja, ja; desto besser." — — Wie gut, dachte Waldenburg, daß ich sie noch behielt! Irgend ein guter Teufel muß mir das eingegeben haben, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie abzuliefern ... „Wer klopft denn da?" sagte er plötzlich und fuhr doch zusammen.

Riedau zuckte die Achseln. Das Klopfen wiederholte sich. Mit etwas unsicherer Stimme rief Waldenburg: „Herein!"

Nicht Graf Lana erschien, wie er gefürchtet hatte, sondern die schlanke, zierliche Gestalt des „Schmetterlings der auswärtigen Angelegenheiten", des Barons Tilburg, der in der Linken den Hut, in der Rechten ein Taschentuch hielt. Bei der Tür noch stehn bleibend sagte der Baron

heiter: „Sie ſind hier und laſſen mich warten?“ — Er ſchwenkte ſein Taſchentuch. „Können Sie erraten, Sie kluger Geheimer Rat, was ich Ihnen bringe? Dieſe Fahne hier iſt die Siegesfahne!“

„Ich verſtehe noch nicht,“ erwiderte Waldenburg, halb in ſeinen eigenen Gedanken.

Baron Tilburg trat vor und verneigte ſich. „Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz guten Abend zu ſagen!“

„Was iſt das?“

„Das iſt, was man eine offiziöſe Mitteilung nennt. Hab' ich Ihnen nicht immer geſagt, Sie werden Exzellenz?“

Waldenburg ward blaß vor unerwarteter, faſt erſchreckender Freude. So bald — und in dieſem Augenblick ... Er ſtammelte faſt: „Lieber, werter Freund —!“

„Ja, Sie haben Glück! Dieſer Graf Lana, den man für Ihren Widerſacher hielt, hat gleich damals in Salzburg — Sie wiſſen, an jenem Abend! — da hat er ſich hingeſetzt und einen langen Brief an den Bruder Miniſter geſchrieben. Der Miniſter, der bei unſerm allergnädigſten Herrn iſt, hat auf dieſen Anſtoß ſofort — — Kurz, heute abend, ſoeben, kam der Vogel geflogen! Ein Telegramm ... Ich ſtehe beim Grafen — der übrigens ſehr blaß iſt und mich nur auf einen Augenblick empfing — da kommt die Depeſche. Er öffnet ſie und hält ſie mir dann hin. ‚Darf ich das ſogleich auf meinen Beinen weitertelegraphieren, Exzellenz?‘ frag' ich ihn. Er nickt. Ich mußte etwas für Sie tun ... Ich ſpringe die Treppe hinunter — und da bin ich!“

Waldenburg, der ſich gefaßt hatte, drückte dem Baron mit einer gewiſſen feierlichen Herzlichkeit die Hand: „Ich wußte ſchon längſt, Baron, Sie ſind mein beſter Freund! — Alſo aus *Ihrer* Hand empfange ich dieſes Chriſtgeſchenk. Möge es nicht zu *meinem* Nutzen — denn

den ſuch' ich nicht — aber zum Nutzen des Vaterlandes gereichen —"

„Wie Sie wollen, mein Beſter," fiel Tilburg ein; „aber ich denke doch, auch zu Ihrem Nutzen! — — Nun halten Sie mich aber nicht auf, denn ich fliege weiter. Da das Siegel des Amtsgeheimniſſes abgenommen iſt, ſo behalte ich gleich die Merkursflügel an den Füßen; zunächſt zu meiner Frau und der ſchönen Tarnow." — Er ſetzte mit ſeinem kleinen, glatten Lächeln hinzu: „Was ich weiterſagen darf, verſchweige ich nicht gern! — Kann ich wieder einmal etwas für Sie tun, ſo bitte ich, mich nicht zu übergehn ... Guten Abend, Exzellenz!"

Waldenburg winkte ihm nach, ſolange der Baron noch zu ſehen war; als die Tür ſich ſchloß, drehte er ſeinen breiten Rücken und ſagte mit kaltem Lächeln vor ſich hin: „Einer von den gutartigen Narren!" — Er blickte dann in die Flamme der Kerzen, die von dem ſchwülen, anwachſenden Wind leiſe flackerte; alſo Exzellenz! dachte er. Das wäre erreicht! — Lebten wir nun noch wie die alten Griechen, wie mein Schutzpatron Alzibiades, ſo würd' ich mir jetzt einen Kranz auf die „Locken" ſetzen — die ſchon einſchichtig werden — und einen großen Becher gemiſchten oder auch ungemiſchten Weines trinken ... Aber dieſe alten Athener kannten keine Exzellenzen, keine Orden, keine Diätenklaſſen; — ſie verſtanden noch nicht zu leben! — Er lächelte. Sein Hut fiel ihm ins Auge, den er abgenommen hatte und noch in der linken Hand hielt. Ein übermütiger, paſchamäßiger Exzellenzgedanke flog ihm übers Geſicht. In vornehmer Langſamkeit ſich nach rechts wendend, wo ſein Sekretär geſtanden hatte, ſagte er: „Riedau!"

Die Antwort kam aber von links. Riedau war hinter Waldenburg in ſeiner geräuſchloſen Art auf die andere

Seite gegangen; von dort erwiderte er dienſteifrig: „Hier, Exzellenz!“

„Was ſtehn Sie denn auf einmal dort?“ fragte Waldenburg ärgerlich. „Sie unhörbarer Katzenfuß!“

„Ich wollte Eurer Exzellenz meinen untertänigſten Glückwunſch —“

„Und mußten darum nach links gehen? — Gut, ich habe alſo Ihren ‚untertänigſten Glückwunſch‘. Nehmen Sie gefälligſt meinen Hut, Herr Untertan, und tragen Sie ihn in mein Schlafzimmer.“

Riedau ſtarrte ihn an. „Das ſoll ich —?“ fragte er.

„Ja, Sie. Wer iſt denn ſonſt hier?“

„Erlauben Sie ...“ Eine dunkle Röte entſtellte Riedaus gelbliches Geſicht, das ſich ein wenig verzerrte. „Ich werde hinausgehn und — irgend ein dienſtbares Weſen ſuchen —“

„Nein, mein Sohn; tun Sie es gefälligſt ſelbſt. ‚Irgend ein dienſtbares Weſen‘ mag ich jetzt nicht ſehn; und ſelber gehn auch nicht: ‚ich bin nicht in der Laune‘. Iſt Herr von Riedau zu ſtolz, mich einmal zu bedienen? An dieſem Ehrentag?“

Riedau zuckte leicht; dann nahm er den Hut, mit abgewandtem Geſicht, und ging ſtumm hinaus. Waldenburg ſah ihm nach, ſeinen Sieg genießend. Exzellenz, dachte er wieder. Was fang' ich nun an, mit meinem neuen Glück? — — Wenn mir da jetzt ein wohlgeratener Sohn gegenüberſäße; vielleicht auch ſchon ein Schwiegertöchterlein und ein Enkelchen ... Er ſah Riedau zurückkommen und dachte: Statt deſſen hab' ich nur Riedau! — — Der Sekretär ging ſtumm und ſtill wie ein Schatten durch das Zimmer, zum Schreibtiſch, wo er ſeine Papiere zuſammenraffte. „Biſt du verſtimmt, mein Sohn?“ fragte Waldenburg. „Empfindlicher, ſtolzer Abkömmling unſeres

emanzipierten Jahrhunderts! — Wären noch die guten alten Zeiten, Fritz Riedau, so wärst du mein Sklave; ich würde dich ohne viel Höflichkeit ersuchen, mir die Schuhriemen aufzulösen, mir einen Schemel unter die Füße zu stellen; ich würde dich beim Ohr zupfen, und du würdest grinsen und mir dankbar die Hand küssen. Also murre nicht, mein Sohn; es geht dir noch viel zu gut! Und wenn du die Exzellenz wärst und ich der kleine Fritz Riedau, wie würdest du mich treten ... Laß gut sein; ich kenne dich. Das ist das Naturgesetz. Du hättest mich gern unter deinen Füßen. — Gott sei Dank, es ist umgekehrt! — Und nun dank' ich dir für den Hut. Der brave Hund kann gehn!"

Riedau ging, die Papiere unter dem Arm, ohne Gegenrede. Erst als er an der Tür war, flüsterte er vor sich hin: „Der brave Hund wird dich noch einmal in die Wade beißen ..."

„Meinten Sie noch etwas?" fragte Waldenburg.

„Nein, Exzellenz," entgegnete Riedau und verschwand.

Waldenburg nickte zufrieden vor sich hin, und wiederholte sich in Gedanken: „Nein, Exzellenz." Das ist der Gewinn, wenn wir auf der Schicksalsleiter höher steigen: der unter uns zurückbleibt, muß sich unter unsrer Laune krümmen und geschmeidig antworten: „Es tat nicht weh, Exzellenz!" — Eine unruhige, unbehagliche Empfindung wachte wieder auf und fuhr ihm quer durch sein Hochgefühl. Was war bei Lanas geschehn? Wie kam dem Grafen dieser tolle Gedanke, Melanies Papiere zu durchwühlen? — Gestern hatte Waldenburg sie zehn Minuten allein gesehn; sie war zornig geworden, hatte ihn schwören lassen, ihr die versprochenen und vorenthaltenen Briefe heute noch zuzustellen ... Was soll ich nun tun? dachte er. Sie kann mir schaden, wenn ich mein Wort nicht halte;

andrerſeits — wenn es bei Lanas ſo dramatiſch zugeht, wo will ſie mit den Briefen hin? Und wie kann ich ſie jetzt in die Höhle des Löwen tragen? Das iſt ja unmöglich! — — Er rieb ſich die Stirn, das Kinn; nach längerem Sinnen erſchien ihm als das Beſte, dieſes gefährliche kleine Briefbündel für alle Fälle in ſeine Taſche zu ſtecken und dann je nach den Umſtänden damit zu verfahren. Er trat an den verſchloſſenen Aufſatz über ſeinem Schreibtiſch, öffnete und zog aus dem tiefſten Winkel ein japaniſches Käſtchen hervor, aus dem er die Briefe nahm. Sie waren alle klein und dünn; der bekannte Wohlgeruch hatte ſie noch nicht ganz verlaſſen; ein violettes Bändchen war um ſie geſchlungen. Soll ich ſie noch einmal leſen, eh' ich ſie verliere? dachte er und öffnete ſchon das Band. Aber nein ... Was iſt mir heut die Vergangenheit. Hier ſteht „Cäſar und ſein Glück"! — Ja, ja, das Glück war mir immer hold — weil i ch ihm ſo hold war. Jetzt ſollte es ein übriges tun und gar perſönlich hereintreten — in reizender, verführeriſcher, weiblicher Geſtalt — aber nicht Melanie: in Marie von Tarnows Geſtalt — —

Sehnſüchtig, mit faſt geſchloſſenen Augen, ſah er in die Luft. Es ward an die Tür geklopft. „Herein!" rief er, wieder aufgeſchreckt.

Vor Überraſchung fiel ihm aber das Bändchen aus der Hand, das er noch zwiſchen den Fingern hielt. Fortuna trat wirklich ein, in Marie von Tarnows Geſtalt. Er konnte nicht zweifeln, ſie war's; dieſe ſchlanke „Thusnelda", deren rätſelhafter Reiz ihm ſo auf der Seele und den Sinnen lag. In ihrer ganzen Hoheit, Jugend und Anmut kam ſie ihm entgegen; nur daß ſie nicht blühend und lachend war, wie's dem „Glück" geziemt, ſondern ernſt, tiefernſt, und ſo blaß wie je. Auf ihren Schultern lag ein leichtes, zuſammengeknüpftes Tuch, ihre Haare hatte

der Wind, wie es ſchien, zerzauſt, ſie hingen zum Teil in die Stirn herein; in dieſer Unordnung, die an ihr fremd war, und mit blaſſen, erregten Augen trat ſie vor Waldenburg hin.

„Sie erſtaunen wohl ſehr," ſagte ſie ſogleich; „bitte, verzeihen Sie — und hören Sie mich freundlich an! Früher, als ich dachte, iſt die Stunde gekommen, wo ich Ihre Teilnahme und — Freundſchaft anrufe, Herr Geheimer Rat ... Nein: Exzellenz; Baron Tilburg hat uns geſagt — — ich wünſche Ihnen Glück." — Indem ſie eine Hand an den Kopf legte, als werde es ihr ſchwer, ihre Gedanken zu erfaſſen, ſetzte ſie hinzu: „Doch das iſt es natürlich nicht, was mich zu Ihnen führt. Ihre Hilfe ſuch' ich —"

Er unterbrach ſie und lud ſie ein, ſich zu ſetzen; ſie machte aber eine ungewiſſe Bewegung mit der Hand und blieb noch ſtehn. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, meine liebe Freundin," ſagte er mit Würde. „Was auch der Herr Wittekind Ihnen über mich geſagt haben mag" — ſie wollte reden; er lächelte und fuhr fort: „ich will es gar nicht wiſſen — — glauben Sie mir, ich meine es Ihnen ausgezeichnet gut. Denken Sie getroſt, ich wäre Ihr allerbeſter Freund — Ihr Bruder — was Sie wollen — und ſetzen Sie ſich zu mir!"

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie zögernd, mit einem eigentümlich forſchenden Blick. Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl; er nahm einen andern und rückte zu ihr heran. Mit bewegter und leiſe zitternder Stimme begann ſie wieder: „Der — Mann, um den es ſich handelt —"

„Ah, es handelt ſich alſo doch um einen Mann!"

„Ja," erwiderte ſie. „Ich habe noch nicht den Mut, Ihnen zu ſagen, wer er iſt; erſt wenn ich von Ihnen gehört habe — — Kurz, er ſteht mir nah. Ich hab' mich heute

morgen an das freundliche Wohlwollen des Grafen Lana gewendet, um es für — diesen Mann in Anspruch zu nehmen; der Graf hat auch sofort, in seiner Güte, alles, alles getan, was ich wünschen konnte; er ist hingegangen ... Aber seitdem — — Was ist seitdem geschehn? Ich weiß es nicht. Irgend etwas Unglückseliges, Rätselhaftes ... Der Graf will von diesem andern plötzlich nichts mehr hören, er will mich nicht sehn, mir nicht Rede stehn; während der — andre finster, verstört, verschlossen dasitzt — auf all meine Fragen keine Antwort gibt. War es ein Zusammenstoß zwischen den beiden Männern? Der eine ist — herablassend und der andre stolz ... Aber, mein Gott, was tu' ich nun? Was soll nun geschehn? Dieser unglückliche Mann — für den Sie wohl etwas Teilnahme fühlen würden, wenn Sie alles wüßten — er wirft wieder Glück und Leben von sich, er will fort, er will ein Ende machen, er will mich nicht hören, nicht sehn. Und ich bin allein, ohne Rat und Hilfe. In meiner unaussprechlichen Not komme ich zu Ihnen; — er weiß es nicht — soll es auch nicht wissen. Sie allein können ihm helfen, wenn zu helfen ist! Sie können ihn mit dem Grafen aussöhnen — wenn es möglich wäre — Sie können ihn vielleicht durch ein gutes Wort mit dem L e b e n aussöhnen — und sich mehr damit verdienen, als Sie in diesem Augenblick ahnen!"

Ist das eine Verheißung? dachte Waldenburg. Sie war aufgestanden und sah ihm in so sonderbarer Bewegung in die Augen. Er nahm sie sanft bei der Hand und erwiderte: „Meine liebe, blasse Freundin, fassen Sie sich; setzen Sie sich wieder" — er nötigte sie zart auf ihren Sessel zurück — „und vor allem glauben Sie nur: alles wird wieder gut! — Sie haben recht: ‚er weiß es nicht, soll es auch nicht wissen'; wir beide verbünden uns, um

es wieder gutzumachen; und dann — wenn er nicht ein Undankbarer, ein Elender ist — wird er es uns danken! ‚Das Leben von sich werfen‘ — glauben Sie ihm das nicht. Die Jugend verzagt so gern, und lebt so gern wieder auf. Oder wenn es ihm leicht wird, eine so schöne Freundin zu verlassen, um die man ihn beneidet — alle Wetter, so *verdiente* er eigentlich sein Schicksal! So sollte man ihm noch einen Cherub nachschicken, der diesen Adam aus dem Paradies hinausbegleitet — während die Eva drin bliebe und einen andern nähme —“

„Nein, scherzen Sie nicht,“ fiel Marie ihm in die Rede. „Es handelt sich nicht um die ‚Eva‘ und um Liebesglück — nur um seine Seele, sein Leben!“

„Ah!“ sagte Waldenburg mit geheimer Freude, und rückte näher hinzu. „Wenn es sich also nicht um *Adam und Eva* handelt, so — — so wollen wir ihn schon wieder guter Dinge machen, seien Sie ganz getrost. Ich nehme alles auf mich; den Grafen und das Leben. Befehlen Sie, was ich tun soll: es wird geschehn. Mein einziger Lohn soll sein, daß ich auf diesen schönen blassen Wangen wieder Rosen sehe; daß ich Ihre Freundschaft gewinne“ — er nahm wieder ihre Hand — „und den Reiz dieser geheimnisvollen Vertraulichkeit genieße, die das Schicksal so wunderbar wie ein goldenes Netz um uns beide spinnt. Vielleicht,“ fuhr er leiser fort, — „vielleicht webt es uns auch noch *zartere* Fäden hinein, die noch fester knüpfen — obwohl sie so fein sind, daß die Welt sie nicht sieht —“

Marie entzog ihm ihre Hand und stand auf. „Exzellenz!“ sagte sie, die Augen auf ihn geheftet. „Mit wem red' ich denn?“

„Mit wem?“ fragte er zurück, indem er erregt und einschmeichelnd lächelte; auch er hatte sich erhoben. „Mit einem Mann, der nicht bloß Exzellenz ist, meine schöne

Freundin! und der ein ſolches Geſpräch mit einer ſo außerordentlichen Frau nicht führen kann, ohne um die Ruhe zu kommen, die er ſich vergebens zu erhalten ſucht. Der Sie leider ohne Rettung anbetet — und auf Tod und Leben —"

Marie unterbrach ihn jedoch, eh' er ſein Bekenntnis ganz beenden konnte. Mit glühenden Wangen und mit bebenden Lippen, aber die Würde und Hoheit nicht verlierend, ſagte ſie: „So wiſſen Sie nicht, mit wem Sie reden. Ich bin die Frau Ihres Sohns."

Waldenburg taumelte faſt zurück. Die große Geſtalt begann in den Knieen zu ſchwanken; das gänzlich Unerwartete machte ihn faſſungslos. „Sie — — Eugens — —?" ſtammelte er. Sie trat langſam zurück und nickte.

„Sie täuſchen mich!" ſtieß er nach kurzem Schweigen hervor. „Das iſt —"

„Keine Lüge!" fiel ſie ihm ins Wort. „Ich täuſche die Menſchen nicht!" — Ihre Stimme zitterte noch eine Weile, allmählich warf ſie ihm den Unwillen, die Empörung, die Verzweiflung mit leidenſchaftlicher Stärke ins Geſicht, während ſie weiterſprach: „Ja, die Frau Eugens ... Ich war hergekommen, um es Ihnen zu ſagen, wenn ich Ihr Herz — Ihr Vaterherz — geweckt hätte; wenn ich es vorbereitet, ausgehorcht, und Ihnen endlich aus meinem gequälten Herzen zugerufen hätte: ‚Der Mann, für den ich um Hilfe bitte, iſt Ihr verlorener Sohn! Er hat Ihnen nicht vergeben, was Sie an ihm getan haben, aber Sie, Sie müſſen ihm vergeben; Sie müſſen an ſeinem Herzen rütteln, ihn an Ihre Bruſt ziehn, bis er ſeinen Vater wiederfindet, und mit ihm das Leben!' — Es war mein letzter Verſuch, ihn zu retten; ich weiß keinen mehr. Ich hab' meine Pflicht getan — Gott mag zwiſchen Ihnen und Ihrem Sohne richten!"

Sie ſtürzte aus der Tür, über den Flur, und in die Nacht hinaus.

„Marie!“ rief Waldenburg mit zuerſt klangloſer, dann gellender, ſchriller Stimme, „Marie! hören Sie mich! Marie!“ und eilte ihr nach.

VII

Die See war gegen Abend unruhiger geworden; die Brandung nahm zwar nicht zu, da der Wind von Süden wehte und das Meer vom Lande hinwegtrieb; aber auf dem ſeichteren Grund und auf den unſichtbaren Sandbänken ſtürzten die Wellen mit Getöſe übereinander, und die gegen ſie anheulende, zurückgepreßte Luft gab die hohen Töne zu dieſer dumpfen Muſik, mit der ſich das langgezogene Sauſen in den geſchüttelten Buchenkronen miſchte. Die Wolken hingen ſchon tief, von Zeit zu Zeit begannen ſie zu tropfen, und große, gewichtige Waſſerkügelchen fielen in den Sand oder auf die Blätter; zu einer wirklichen Entladung jedoch kam es an dieſem Tage nicht. Die feuchte Luft blieb ſchwül. Ein einziger blaſſer Streifen am nördlichen Horizont, über dem Meer, erinnerte noch an den hinabgeſunkenen Tag; ſonſt war überall ſchwärzlichgraue Nacht. Zuweilen hörte man aus den nächſten Dörfern wachſame Hunde bellen; verſtummten ſie, ſo waren nur Wind und See zu hören, und das ſingende Klirren der Steine, die eine zurückfließende Brandungswelle wieder mit ſich fortriß.

Eugen Dorſay kam — zum wievielten Male ſchon, hätt' er nicht ſagen können — aus dem anſtoßenden Wald durch die „grüne Tür“ in ſeine Zimmer zurück; den Hut auf dem Kopf, langſam, finſter brütend. In dem großen Waldzimmer brannte eine Lampe auf dem Tiſch neben

dem Sofa; eine Flasche Wein und ein Glas standen daneben, und ein Teller mit Gebäck. Die Vorhänge an den Fenstern waren herabgelassen; im Schlafzimmer nebenan kein Licht. Eugen ging noch einmal durch seinen „Käfig" hin, und halb wieder zurück; dann aber blieb er stehn, lächelte und gähnte. „So pendele ich aus dem hellen Zimmer in den dunklen Wald," sagte er vor sich hin, um seine Stimme zu hören; „und aus dem dunklen Wald in das helle Zimmer, — wie ein Nachtfalter, der aus und ein fliegt.... Die Unterhaltung ist mir am Ende doch zu geistlos —" Er warf seinen Hut auf den Tisch und reckte sich; ich will mich einschließen, dachte er, und zu schlafen suchen; — morgen ist wieder ein Tag!

Als er die grüne Tür verschlossen hatte und zurückkam, fiel sein Blick auf die Flasche Wein; eine Weile sah er sie träumend und mit schwachem Bewußtsein an, bis er ihr zunickte und näher trat. „Alles andere ist Unsinn," murmelte er. „Schlafen werd' ich doch nicht. Aber mit dem Wein mir noch eine gute Stunde machen — das kann ich; mich in den Halbschlaf trinken, der die besten Gedanken und Phantasien hat... Ja, das wollen wir tun!" — Er schenkte ein und trank. Indes er verzog das Gesicht; seine verwöhnte Zunge fand diesen Rotwein, den ihm Frau Temme geholt hatte, „verbrecherisch sauer", „liebelos". „Dir müssen wir einen Kameraden geben!" sagte er, indem er den Wein in seinem Glas ernst betrachtete; „den ‚Busenfreund' aus dem großen Fläschchen, das der alte Eisbart so gern in die Salzach geworfen hätte. Aber wir haben es noch! und wieder bis oben voll! — —" Mit einer düstern, tollen Heiterkeit sah er auf das bauchige Fläschchen, nachdem er es hervorgeholt hatte: „Edles Morphium! Wenn man d i c h nicht hätte! — Diesmal wollen wir dich als Trosthelfer in den Wein schütten...

‚Trosthelfer!‘ Ein gutes Wort. Mir fällt also noch was ein....“ Er goß aus dem Fläschchen ein wenig in das halbleere Glas. Alles auf einmal, dachte er, wäre freilich besser; — aber der Graf wird's schon machen! Nur noch bis morgen Geduld!

Mit einer raschen Bewegung hatte er ausgetrunken, warf sich nun auf das Sofa — wie er in seinem jungen Leben schon so oft getan — und legte die beiden Hände, von den Qualen dieses Tages müde, unter den Kopf. Er war es gewohnt, mit sich selbst zu reden; er hörte seine Stimme gern, wenn er einsam war, berauschte sich gern an seinen gesprochenen Phantasien und erklingenden Gedanken. „Ach, das Liegen tut wohl!“ sprach er vor sich hin, während eine verstohlene Träne, von der er nichts wissen wollte, an der Wange hinabsickerte und sich im Bart verfing. „Über das Liegen geht nichts! — Der Wein und der ‚Trosthelfer‘ laufen so friedlich durch die Adern; die alte See rauscht in ihrem tiefen Baß, wie eine ferne Musik, von der man nichts als den Brummbaß hört; — und als ‚freier Mensch‘ kann ich mir dabei denken, was ich will. Eine reizende Tanzmusik, irgendwo da hinten; in einem vergoldeten, säulengetragenen Saal, wenn ich will. Schöne Frauen, mit Blumen und Kolibri und Glühwürmchen im Haar, fangen an zu schweben; die schmachtenden Augen glühn und die Schultern leuchten — —“

Er hörte ein leises Klopfen, und sein Traum war auf einmal fort. Halb aufgerichtet lag er und horchte. Wer wollte noch so spät zu ihm? — Es klopfte wieder, gedämpft, vorsichtig, an der grünen Tür. Sollte Marie noch einmal — —? — Nein, nein! dachte er und sprang geängstigt auf. Ich will sie nicht mehr sehn! Diesen Engel nicht! Das ist aus; ich kann nicht!

Endlich klopfte es zum drittenmal, und er faßte sich.

Wie käme Marie durch die Gartentür? Sie kannte ſie ja nicht. Er ging leiſe hin und horchte. Dann, als er ein Rauſchen wie von Frauenkleidern hörte, fragte er beklommen: „Wer iſt da?“

„Eugen!“ flüſterte die Stimme der Gräfin. Er erkannte ſie. Ihn befiel ein Zittern. Sie wiederholte flehend: „Eugen! Öffnen Sie! — Öffnen Sie ſchnell!“

Wie einer, der ſich dem Schickſal unterwirft, hob er den zögernden Arm und drehte den Schlüſſel herum. Melanie öffnete raſch die Tür und trat ein; Eugen erſchrak über ihre verwirrten und entſtellten Züge, an denen einige Regentropfen hingen; das braune Haar klebte an den Schläfen. Sie holte erſt Atem, dann ſagte ſie, während ihre Augen umhergingen: „Gott ſei Dank, Sie ſind da! — Sind Sie allein?“

Er nickte, widerwillig, verſtört.

„Iſt die Tür da hinten, zum Vorplatz, verſchloſſen?“

„Ja,“ ſagte er.

„So verſchließ' ich h i e r!“ — Sie ſchloß die Tür hinter ſich zu. „Durch die dunkle Nacht“, ſagte ſie nach Atem ringend, „bin ich hergelaufen. In meinem Schlafzimmer hatte er mich eingeſchloſſen; nachdem er deine Briefe an mich gefunden hatte ... Er will mich gefangen halten ... Den ganzen Nachmittag und Abend ſaß ich in Verzweiflung da; endlich bin ich aus dem Fenſter geſprungen — es war nicht hoch — mir iſt nichts geſchehn. Und nun bin ich bei dir. Du retteſt mich, Eugen! Aber ſchnell, eh' er mich vermißt, eh' ſie mich verfolgen. Komm! laß uns fliehn!“

„Fliehn ...“ Er hatte dieſes Wort erwartet, ſolange wie ſie ſprach; nun, da er es hörte, fuhr es ihm doch durch die Glieder. Sein Erſchrecken zu verbergen ſuchend fragte er, indem er an ihr hinabſah: „Wohin?“

„Irgendwohin! Gleichviel —“

„Aber, Unglückliche ... Ich kann ja nicht; ich darf nicht. Der Graf hat mein Wort, ich ſtehe ihm zur Verfügung —“

„Ich weiß,“ murmelte ſie. „Aber —“

„Nein, du weißt noch nicht. Er hat mich fordern laſſen; alles iſt abgemacht —“

„Wann?“

„Morgen früh.“

„Aber es handelt ſich um m i ch,“ rief ſie aus, — „um meine Freiheit! Du mußt mich retten, Eugen; du biſt mir mehr als dem Grafen ſchuldig; begreifſt du, fühlſt du das nicht? Ich muß fliehen — und doch nicht o h n e d i ch? — Findet er mich wieder, ſo gibt er mich nicht mehr frei ... Nein, nein; er hat geſchworen! Du kennſt ihn nicht, er hält ſein Wort: er vergräbt ſich mit mir in irgend einem öden Waldſchloß, ſieht ruhig wie eine Statue zu, wie ich mich verzehre — wie jener italieniſche Graf — ich weiß ſeinen Namen nicht ... Eugen! Nag nicht ſo an der Lippe; komm, bring mich, wohin du willſt; du kannſt mich nicht verlaſſen!“

„Nein, ich verlaſſe dich nicht,“ murmelte er, ohne ſie anzuſehn, wie ſeinem Geſchick verfallen. „Aber bis zum Morgen —“

„Du zögerſt,“ unterbrach ſie ihn, indem ſie vergebens ſeine Augen ſuchte. „Du w e h r ſt dich. Ah! Du wollteſt mir heute morgen, wie es ſchien, ein Bekenntnis machen ... Du liebſt eine andre?“

„Nein, nein.“

„Du wollteſt — dich mir entziehn? mich —“

„Nein, nein,“ wiederholte er.

„Wie könnteſt du auch, jetzt in meiner Not ... Was bin ich in der Welt ohne dich ... Nun, ſo komm, ſo komm!“

Sie hatten bisher leise gesprochen, in seiner Verzweiflung hob er jetzt die Stimme: „Aber fühlst du denn nicht, daß ich so nicht fort kann? Vor diesem stolzen Grafen wie ein Feigling die Flucht ergreifen — ehrlos mein Wort brechen! — Verbirg dich heute nacht — hier —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Oder wo du kannst — morgen folg' ich dir — wenn er mich nicht tötet!“

„Aber er wird dich töten; er fehlt dich g e w i ß nicht, wenn er will — seine Hand ist sicher — und er w i l l dich treffen. Eugen! Mein Geliebter! Lächle nicht so schrecklich; — ich sehe, du w i l l s t den Tod! — Wie deine Augen glühn —“

Er lächelte wieder. „Das ist nur das Morphium —“

„Gift!“

„Nein; du irrst. Nur um dieses — wüste Hirn etwas zu betäuben —“

„Eugen!“ rief sie fassungslos; die stolze Frau sank vor ihm zu Boden, umklammerte seine Kniee, griff nach seinen Händen. „Verlaß mich nicht! Du mein Einziger! Ich kann nicht ohne dich leben; ich hab' mein ganzes Herz an dich gehängt — ja, so wahr ich lebe. Ich gehe, wohin du gehst; ich lebe und sterbe mit dir. Ja, ja — du mein besseres Ich — du mein g u t e r Dämon —“

Er bewegte hastig den Kopf und sah ihr in die Augen: „So hast du auch einen b ö s e n Dämon —“

„Nein — ich sprach nur so. Ich hab' nur einen einzigen Dämon, dich, den guten. Brich dein Wort aus Liebe zu mir, und flieh heute nacht! jetzt!“

„Bist du von Sinnen?“ sagte er rauh und machte sich von ihr los. „Der ‚gute Dämon‘ soll sein Wort brechen ... Nein, lieber tot!“

„Nun gut,“ erwiderte sie rasch und stand auf; „so

war ich von Sinnen ... Wenn du so wild die Augen rollst, gut, so lass' ich dich jetzt; halte du dein Wort. Es muß sein; ja, ja, ja! — Aber morgen, wenn du kannst — wenn mein inbrünstiges Gebet dich rettet — dann folgst du mir gewiß!" — Er nickte stumm, wehrlos. — „Ich gehe jetzt durch den Wald — ich habe Mut — bis zu dem Städtchen, weißt du, wo du diese Nacht warst; in demselben kleinen Gasthof bleib' ich — als hätt' ich mich verirrt, wäre müde, elend, könnte nicht mehr hierher zurück ... Morgen kommst du dann! Meine ruhelosen Augen werden dich erwarten —"

„Ja, ja!"

„Schwöre mir, daß du kommst, wenn Gott dir hilft, wenn mein Gebet dich rettet — — schwör es mir!"

„Ich schwör's," erwiderte er tonlos, mechanisch eine Hand hebend. Von der Tür des dritten, dunklen Zimmers her ward ein Klopfen vernehmbar; leise, schüchtern, wie es schien. Sie fuhren dennoch beide zusammen.

Melanie faßte sich zuerst; ihre kalte Hand auf die seine legend flüsterte sie: „Jemand will zu dir. — Öffne erst wenn ich eine Weile fort bin ... Sei ruhig; ich habe Mut. — — Und frage erst, wer es ist —"

Er nickte. Das Klopfen wiederholte sich, bescheiden wie vorhin. Die Gräfin schloß die Waldtür auf, langsam und leise. „Du findest doch den Gasthof," flüsterte sie, während sie die Tür schon mit den feinen, zitternden Fingern öffnete. Er bewegte nur stumm den Kopf. Mit einem letzten, flehenden und drohenden Blick hauchte sie ihm zu: „Du hast geschworen!" — Dann glitt ihre weiche Gestalt in die Nacht hinaus.

Die Tür schloß sich leise; Eugen hörte es, ohne hinzuschauen, er starrte in die andern Zimmer. Plötzliche Finsternis ging ihm wie eine Welle über die Augen; es

rieſelte ihm kalt den Rücken hinab. Nun ſiehſt du's, dachte er, als ſpräche er zu Marie: nun iſt keine Rettung. So zwiſchen ihm und ihr — — eingeklemmt — o Gott! — — Eine gedämpfte weibliche Stimme ſchien da hinten am Schlüſſelloch zu ſprechen, als es zum drittenmal klopfte; das mußte Frau Temme ſein. Er ging durch die Zimmer — mechaniſch, gedankenlos wie ein Verurteilter in der letzten Stunde — und fragte an der dunklen Tür zum Vorplatz: „Sind Sie's, Frau Temme?“

„Ich bin's,“ kam als Antwort. Eugen ſchloß auf, und die verkrümmte Alte ſchob ſich in die Tür. „Nehmen Sie's nur nicht übel, wenn ich nicht zu Paß komme,“ ſagte ihre vertrocknete Stimme, indem ſie ihn zutraulich anlächelte; eine Lampe, die auf dem Vorplatz brannte, beleuchtete das faltige, verſchmitzte Geſicht. „Ich hätte noch ein Abendeſſen für Sie hergerichtet — und warte nun ſchon ſo lange damit —“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete er. „Es iſt mir ſchon zu ſpät; ich will nicht mehr eſſen.“

„Ah!“ ſagte ſie bedauernd. „Befehlen Sie ſonſt etwas?“

„Ich danke. Nichts. Gute Nacht.“

Ihre neugierig vorgeſchobene Unterlippe ſchien noch etwas fragen zu wollen, auch die Augen forſchten; Eugen aber, auf einmal angewidert, ſchloß die Tür. Ihr „Gute Nacht“ erklang dann noch von draußen.

Er ging in das helle Zimmer zurück. Eine ſonderbare Ruhe war über ihn gekommen; eine müde Stille. Um ſeine Bruſt legte ſich dieſes erlöſende Gefühl, das leidenſchaftlichen und ſchwachen Menſchen nach gräßlicher Pein ſo wohl tut: vom Schickſal nun ſo umringt zu ſein, daß kein Ausweg und keine Wahl mehr bleibt. Alſo abgemacht, dachte er. Sieh es ein, Marie. Kann ich denn noch leben?

Gib mich los; ich kann's nicht! — Wenn ſeine Kugel mich verſchont, dann meinen Schwur halten und mit ihr davongehen — dir zur Schmach — ohne ſie zu lieben ... Nein. Das tu' ich nicht. In dieſen Abgrund will ich nicht mehr ſinken; ich kam tief genug! — Er zog das Fläſchchen hervor, ſah es prüfend an und nickte: Das reicht. Ein großes Glas voll; und die ſtärkſte Löſung ... Ich hab' ihr geſchworen, daß ich kommen werde, „wenn Gott mir hilft, wenn ihr Gebet mich rettet"; — Gott wird mir nicht helfen, ihr Gebet mich nicht retten, wenn ich jetzt ein Ende mache, mit dem Tröſter da ... Dann war's keine Lüge; — wenigſtens im „letzten Akt" keine Lüge mehr! — Sie flieht dann allein ... Und dieſem blutdürſtigen Grafen entzieh' ich ja ſein Opfer nicht ...

Aus dem geöffneten Fläſchchen floß es in das breitgewölbte Glas; langſam füllte ſich's bis an den Rand. Eugen ſah mit heißen, trüben Augen zu, erſtaunt über ſeine Ruhe. Erſt als ein plötzlicher Windſtoß wie ein Seufzer an den Fenſtern hinfuhr, ward ihm, als hörte er Kathi, und er fuhr zuſammen; die kleine Geſtalt ſchien aus dem Vorhang heraus vor ihn hin zu treten. Wie mag's ihr nun ergehn? dachte er, ſich vom Vorhang abwendend. Dieſes arme Ding — — Das war ein guter Schluß ... Er ſuchte einen andern Gedanken; ein junger Amerikaner fiel ihm ein, mit dem er ſich befreundet, der ihn ſo herzlich geliebt hatte; — „mich hatten doch manche lieb!" ſagte er vor ſich hin. „Als der im Sterben lag, da verſprach er mir: wenn es möglich ſei, ſo wolle er mir nach ſeinem Tode erſcheinen ... Er iſt nicht gekommen. — Kommſt du jetzt vielleicht? in dieſer bedenklichen Stunde — wo ich gern wüßte, was da drüben iſt — wo ich in die ewige Nacht hinausfrage, was mich dort erwartet? — Alles ſtill. — Du kommſt nicht ..."

Er ſchüttelte einen Schauder ab; was hilft dieſes feige Warten! dachte er. Sein muß es ja doch! — Mit dem letzten Entſchluß ſeines Lebens ſtreckte er die Hand aus, nahm das Glas und leerte es, ohne den Mund zu verziehn, bis zum letzten Tropfen. Es tat ihm wohl, ſich ſo ſtark zu ſehn; er hatte ein Gefühl der Achtung ... Er lächelte. Auf dieſem Sofa, dachte er, will ich nun erwarten, was ſie aus mir machen! — Nur in die dunklen Zimmer mochte er nicht ſehn; er legte ſich ſo, daß ſein Geſicht auf die verhängten Fenſter gerichtet war und auf das Lampenlicht. Die Hände über der Bruſt, verſann er ſich nach und nach in ferne Zeiten: er ſtand vor ſeiner toten Mutter — die nicht ſo früh hätte ſterben ſollen — — dann ſah er Marie, im Brautkranz. Sie lächelte ihn an. Ein ſchluchzender Seufzer hob die Hände auf ſeiner Bruſt. „Was ſoll das noch?“ ſtieß er flüſternd hervor. „Laßt mich ... Der Graf — dieſer Graf — —“

Seine Gedanken ſchoſſen durcheinander. Sein Kopf ward ſchwer; das Licht taumelte ...

Waldenburg öffnete im dritten Zimmer die Tür, trat dann langſam ein; Marie folgte ihm. Sie gingen durch das Dunkel bis in das helle Gemach. Bleich wie die Wand, mit ſcheuen, ſuchenden Augen, flüſterte Waldenburg: „Wo iſt er? — Alles ſtill!“

„Dort liegt er,“ ſagte Marie und wies auf das Sofa.

Nun ſah der Vater ihn auch. Eugen begann zu ſprechen, aber wie aus dem Schlaf. Sie wollten näher treten, blieben ſtehn und horchten.

„In deinem weißen Kleid!“ murmelte Eugen. „Ach, vergib mir, Marie! ‚Von Tarnow‘ — ſo fing es an ... Warum lächelſt du? — Nein, du nicht; meine Mutter lächelt —“

„Er phantaſiert,“ ſagte Waldenburg beklommen und

verwundert. „Ich — — ich will zu ihm gehn.“ Er trat zögernd näher; als er faſt hinter ſeinem Kopfe ſtand, ſagte er mit wirklicher Bewegung und unſicherer Stimme: „Eugen! — Mein Sohn —!“

Eugen horchte auf. „Was iſt das?“ ſtieß er unruhig aus ſeinem Halbtraum hervor und hob eine Hand. „Meines Vaters Stimme?“ — Er ſtarrte auf den Fenſtervorhang; „ja, ja!“ ſagte er, die Stirn zuſammenziehend, „da ſeh' ich ihn, da ſteht er. — Weg! Ich will dich nicht ſehn. Was ſoll das? Hab' ich dir nicht hundertmal geſagt, daß ich dich verwünſche, verfluche?“

Waldenburg erbebte. Er warf einen Blick auf Marie; dann verſuchte er zu ſprechen. Doch Eugen ſprach weiter. Die Hand in der Luft ſchüttelnd ſagte er heftiger: „Ich gehe meinen Weg; laß mich jetzt allein. Dir verdank' ich alles! Du warſt mein Fluch, ſolange ich lebte! Du haſt mich getötet!“

Wie von einem Schlag auf den Scheitel getroffen, knickte Waldenburg ein und ſchwankte; er griff nach Mariens Hand, die in ahnendem Entſetzen erſtarrte. „Eugen!“ brachte er nach einer großen Anſtrengung hervor. „Eugen! Sag das nicht — hör mich an —“

Eugen hörte ihn nicht; er ward unruhig und griff nach ſeiner Bruſt. „Mir wird zu eng,“ ſtöhnte er. „Keine Luft. Kein — — Was iſt das,“ ſagte er lauter, als erwachte er. „Das iſt das Sterben. Das iſt Todesangſt ... Wer iſt da! Wer hilft mir! Wer hilft mir!“

„Eugen!“ rief Marie. Waldenburg beugte ſich über ihn und ſtammelte: „Kind! hier bin ich ja. Hier — dein Vater —“

Der Unglückliche verwirrte ſich wieder; nur von der Stimme oder dem Wort „Vater“ getroffen rief er geängſtigt aus: „Vater! Vater! Wo biſt du? Warum hilfſt

du mir nicht? läßt mich so vergehn?“ — Er griff umher und erfaßte die Hand Mariens, die neben ihm am Sofa niedergesunken war. Er hielt sie fest; „die Hand ist kalt,“ sagte er; „das ist gut. Das kühlt ...“ Seine Augen schlossen sich; er schien zu ermatten. Er flüsterte unhörbar; endlich seufzte er: „Mir wird wieder leicht — und wohl ...“ Sein Kopf sank zurück; laut und schwer ging aber noch sein Atem, und die zarten Nüstern schwellten sich und bebten.

Marie horchte, vor Erschütterung stumm; in sein Atmen hinein hörte sie jetzt Stimmen, draußen auf dem Vorplatz, — die der Frau Temme und noch eine zweite; dann kamen hallende Schritte durch die Zimmer. Graf Lana trat ein; das Gesicht gerötet, die Augen weit offen, so daß sie ganz weiß erschienen; in einer zitternden Erregung, die selbst in diesem Augenblick Marie überraschte. „Ah! Sie sind hier,“ sagte er, als er den sich aufrichtenden Waldenburg erblickte. „Ich — suche meine Frau. Ich will meine Frau. Ich will sie dem Entführer entreißen — und wenn ich ihn mit dieser Hand niederschlagen müßte ... Da ist er!“

Eugen hatte sich langsam aufgerichtet, während Graf Lana sprach; sein Bewußtsein schien wieder zu erwachen, er sah den Grafen mit unsicheren Blicken an. „Wo haben Sie meine Frau?“ rief dieser so laut, daß Marie erbebte. „Elender, ehrloser Mensch — der Sie mich zum zweitenmal — — wo haben Sie meine Frau?“

Waldenburg begriff auf einmal. Er starrte auf seinen Sohn. Das Gesicht Eugens war hoffnungslos entgeistert; er schien zu verstehn und doch nicht zu fassen. Seine Lippen regten sich nicht. „Exzellenz,“ sagte Waldenburg endlich, mit heiserer Stimme, indem er zwischen Eugen und den Grafen trat. „Das ist — mein Sohn. Ich bitte um Schonung für ihn —“

„Ihr Sohn?“ fragte der Graf betroffen. „Ihr verlorener Sohn? — Nun, so werden Sie ihn auch nicht verteidigen wollen ...“ Er ging näher auf das Sofa zu und wiederholte: „Wo ist meine Frau?“

„Entflohen,“ sagte Eugen langsam und erloschen.

„Ohne Sie? — Täuschen Sie mich nicht. Ich bin nicht so von Sinnen, Ihnen das zu glauben. Geben Sie sie heraus — wo Sie sie versteckt haben — oder ich sehe in Ihnen keinen Menschen mehr — — Ich will meine Frau!“

In seiner rasenden Wut hob der Graf den Arm. „Exzellenz,“ sagte Waldenburg, dem die Lippen bebten, „— er ist krank. Er stirbt —“

Der Graf fiel ihm ins Wort: „Glauben Sie ihm das? Er lügt. Er heuchelt. Er will sich nur nicht vor meine Kugel stellen, weil er ein ehrloser Mensch und darum ein Feigling ist; er will wie ein Dieb bei Nacht mit meiner Frau davongehn. Darum heuchelt er jetzt am Abend diese Krankheit, während er am Morgen gesund war — Ihr verlorener Sohn — verfault bis ins Mark —“

Eugen strebte empor, dem Grafen entgegen; er sank aber kraftlos zurück. Wie nach einem Verteidiger seiner Ehre rufend stieß er nur noch hervor: „Vater! Vater!“

Dem erschütterten Waldenburg rieselte es durchs Gebein. Er richtete sich auf; die kriechende Ehrerbietung war von ihm abgefallen, er sah auf den Grafen nieder, ein wilder, hochfahrender Ausdruck verhärtete sein geschmeidiges Gesicht. „Sie sprechen von meinem Sohn, Exzellenz,“ sagte er, das erste Zittern überwindend. „Sie beschimpfen den Vater im Sohn ... Seien Sie ruhig, Ihr Opfer wird Ihnen nicht entgehn: ich stehe für meinen Sohn. Ich werde statt seiner die Ehre haben, mich ‚vor Ihre Kugel zu stellen‘, wenn er — — wenn er nicht können

ſollte ... Jetzt, muß ich bitten" — mit einer gebieteriſchen Bewegung hob er ſeine Stimme — „jetzt laſſen Sie Vater und Sohn allein!"

„Wie! So wagen Sie zum Grafen Lana zu reden — Sie zu mir —"

„Ja, ich zu Ihnen — für wen Sie ſich auch halten!"

Der Graf ſtand eine Weile, mit einer Hand am Aufſchlag ſeines Rockes zerrend, als müſſe er ſuchen, den Vorgang zu begreifen. Als er ſich leidlich gefaßt hatte, trat er zurück und ſagte, hochmütig kalt: „Gut. Ich nehm' es an: Sie oder Ihr Sohn. Meine Frau — — ich werde meine Frau zu finden wiſſen ..."

Er brach ab und ging. Waldenburg ſah ihm ſchweigend nach.

Ein Aufſchrei Mariens, hinter ihm am Sofa, weckte Waldenburg aus ſeinem Siegergefühl. „Was iſt —?" fragte er, ſich umwendend.

Marie hatte ſich über Eugen geworfen; ſie richtete ſich langſam auf. Mit einem ruhigen, aber erſchütternden Ton, daß ſeine Kniee ſchwankten, ſagte ſie: „Exzellenz, Ihr Sohn iſt tot."

VIII

Die Nacht war nicht lang, eine Julinacht. Sie ging ſchon dem Ende zu. Waldenburg ſaß noch immer im „letzten Haus", im Sterbezimmer, neben ſeinem Sohn. Von hüben rauſchte der Wald, und von drüben das Meer; in allen drei Zimmern brannten Kerzen, Eugen lag auf dem Sofa, ſo wie er entſchlafen war, der ungetrunkene Wein ſtand noch auf dem Tiſch. In einem Lehnſtuhl neben dem Sofa wachte Marie; ſie hatte die ganze Nacht kaum ein Wort geſprochen. Was ſollten auch ſie und Waldenburg miteinander ſprechen? Ihre Augen ver-

mieden ihn, halbe Stunden hielt sie sie geschlossen; nur ein tieferer, schwerer Atemzug verriet ihm von Zeit zu Zeit, daß sie wachte wie er. Es ward ihm endlich kühl; er gähnte. Er stand schwerfällig auf und ging mit leisen, langsamen Schritten durch die Zimmer hin, um die Glieder zu regen; trat an eines der Fenster, die nach Norden blickten, öffnete es und sah, die Augen an das Dunkel gewöhnend, hinaus. Die Nacht lag noch tief, wie mit ausgebreiteten schwarzen Wolkenflügeln, über dem farblosen Meer. Einzelne schrille Töne kamen durch die Brandung; sie tauchten bald hier, bald da aus dem Dunkel auf, es waren Stimmen von Wasservögeln, die in Scharen, wie es schien, über die See dahinzogen, rufend, auch wie klagend. Was klagen die? dachte Waldenburg. Diese verrückte, melancholische Natur, die so vielen ihrer Geschöpfe Klagetöne gegeben hat, niemand weiß, warum; selbst die Raubvögel wimmern oft so kläglich in den Lüften; — und nun diese Möwen hier — oder was sie sein mögen — diese albernen, kindisch glücklichen Geschöpfe — warum tun sie so, als wär' ihnen was geschehn? — — M i r ist was geschehn; euch nicht. Eine verfluchte Nacht. Da liegt er; mein einziger Sohn. Und warum an G i f t? Und warum vor meinen Augen? Hätt' er nicht, wenn es sein mußte, irgendwo da d r a u ß e n — —

Ein Geräusch aus dem Sterbezimmer schreckte ihn auf; ein leises, unheimliches Geräusch, das mit seinen Nerven spielte, als hätte e r sich geregt, durch so unväterliche Gedanken geweckt — der „verlorene Sohn". Diese Nacht ruiniert mich, dachte Waldenburg; ich werde schon abergläubisch wie ein altes Weib. Wär' es nur erst Tag! — — Er gähnte und ging noch einmal durch die Zimmer zurück. Er kannte sie. Es war dasselbe lustige „letzte Haus", in dem er so manche übermütige Stunde und heitere

Nächte verlebt hatte. Nun war wieder Nacht, — und da saß Marie. Die schöne Frau, nach der er geschmachtet hatte; — sie war nun wirklich eingeschlafen, wie es schien, ihr Atem ging still, ihr Kopf lag zurück, ein wenig auf der Seite, und die Lippen hatten sich sacht und schmal geöffnet. Die blonden, wundervollen Flechten waren aufgegangen, fielen ihr über die Schulter. Er stand vor ihr, lauschte auf ihr Atmen; sie saß ihm so nah — so wehrlos — in der stillen Nacht — er hätte sie liebkosen können ... Aber da lag ein toter Mann, der sie bewachte; und dieser tote Mann war sein Sohn.

Sein Sohn ... Was für ein Sohn? Der ihn in seiner letzten Viertelstunde verflucht, ihm mit seiner giftbenetzten Zunge entgegengerufen hatte: „Du hast mich getötet!“ — Waldenburgs Gesicht verzog sich; er warf einen Blick, fast wie Haß, seitwärts auf diesen Sohn. Nur daß die grünlichgelbe Bläße der stillen Wangen und der von Fliegen umsummten Stirn ihm doch wieder ans Herz griff; eine weiche Schwäche schüttelte ihn, mehrmals nacheinander, ein lange erdrücktes Schluchzen öffnete ihm die Lippen. Wie wunderlich, wie unnatürlich, so ein totes Kind zu haben und kein lebendiges mehr! So eine wohlgeformte Menschenblume, aus eigenem Samen gezogen; so viel Ähnliches, Gleiches, so geheimnisvoll schaurig rätselhaft in neue Form gegossen; und so eine kleine Welt einst von Hoffnungen, Entwürfen — und jetzt kaltes Wachs, das zerfallen wird. Eugen Waldenburg tot! Waldenburg Vater allein! — —

Die lange, zusammengesunkene Gestalt richtete sich auf. Was hilft das? dachte er. Wohin führt mich das? Ich darf nicht so weich werden, — jetzt nicht mehr: ich soll diesen Morgen um mein eigenes Leben kämpfen. Das beste ist, wir nehmen jetzt A b s c h i e d, Waldenburg Vater

und Sohn; denn der Tag will kommen.... Er trat an das Sofa, betrachtete noch einmal das ruhige, jugendliche, an die Mutter erinnernde Geſicht, das der Tod verklärt hatte. Ein feiner Kopf, dachte er; wie dieſe Naſe geformt iſt... Die wachsbleichen Hände lagen beide auf der Bruſt; Waldenburg nahm die eine, um ſie noch zu drücken. Sie war aber ſo kalt, daß es ihn durchzuckte, und er ließ ſie fallen. Er ſtand eine Weile fröſtelnd und unentſchloſſen da; endlich ſcheuchte er eine Fliege fort, die das wehrloſe Geſicht umkreiſte, und beugte ſich nieder, um die Stirn zu küſſen. In dem Augenblick, als er ſie berührte, kam durch das noch offene Fenſter im letzten Zimmer wieder ein Klageruf aus der See herüber, eine Vogelſtimme. Waldenburg bebte zurück. Ein abergläubiſches, unſinniges Gefühl entgeiſtete ſein Geſicht. Ihm war, als hätte der Tote ſich verfinſtert. „Du haſt mich getötet!“ klang's ihm in den Ohren. „Du warſt mein Fluch, ſolange ich lebte“ ... Er ſah im Zimmer umher; — Marie ſchlief noch fort. Jetzt nahm er ſeinen Hut vom Tiſch, ohne zurückzublicken, ſtrich mit der Hand über ſeine Stirn, hüſtelte leiſe in ſein Taſchentuch, und ging ſtill hinaus.

Er ging am Wald entlang ſeinem Hauſe zu. Die Wolken hingen noch ſchwer und dunkel, aber der Morgen graute. Einige Tropfen fielen; der Wind kam kühl, mit feuchtem Blättergeruch, aus dem hohen Wald. Seinen Rock zuknöpfend gähnte er wieder, mit einem „öden und ſchnöden Gefühl“, wie er dachte, und atmete in langen Zügen. In ſeiner Wohnung war Licht. Riedau war noch auf, nach einer unruhigen Nacht; er hatte nach Waldenburgs Befehl auf dem Arbeitstiſch Papiere für ihn hergerichtet, — wobei er etwas gefunden hatte, das ſeine Neugier reizte: das geöffnete Päckchen, die Briefe der Gräfin Melanie. Sie waren liegen geblieben, als Walden-

burg so besinnungslos der Frau seines Sohnes nachstürzte. Um sich munter zu erhalten, und aus begreiflicher Wißbegierde, las Riedau eben den dritten dieser Briefe — so weit war er gekommen — als er Waldenburgs Schritte hörte. Mit einem raschen, geübten Griff raffte er die duftenden kleinen Blätter zusammen, steckte sie in seine Tasche, legte den Kopf auf die aufgestützten Arme und stellte sich, als ob er schliefe.

Waldenburg trat ein. Er ging langsam auf Riedau zu und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Der junge Mann erwachte kunstgerecht, mit einigen schlaftrunkenen Bewegungen, und sprang dann auf. „Müssen Sie hier schlafen?“ sagte Waldenburg rauh.

„Ich bitte um Verzeihung,“ erwiderte Riedau. „Ich hatte noch gar nicht geschlafen, als Sie mich an die — — ins letzte Haus holen ließen. Später mußte ich stundenlang umhergehn, um die Frau Gräfin zu suchen — nutzlos —“

Waldenburg unterbrach ihn: „Ist wenigstens eine Botschaft von ihr an mich gekommen — hierher?“

„Nichts.“

„Ich vergesse,“ murmelte Waldenburg vor sich hin: „sie wußte ja nicht, daß Eugen — mein Sohn ist.“ — Er nahm den Hut vom Kopf und stellte ihn auf den Tisch, schloß die Augen und setzte sich.

„Ich habe dann auf Sie gewartet, wie Sie befohlen hatten,“ begann Riedau wieder; „und aus Übermüdung bin ich endlich eingeschlafen.“

„Lassen Sie's; es ist schon gut. — Die Nacht ist aus; löschen Sie die Kerzen. — Mich friert.“

„Soll ich Ihren Überrock —?“

„Lassen Sie. Es ist nur von dem langen Wachen. Und von dem Gang durch die Morgenluft hierher...“

Er verſank wieder in ſeine grauen, froſtigen Gedanken. Als er daraus erwachte und Riedau ſah, der aufrecht im Zimmer ſtand, fragte er unwirſch: „Sind Sie immer noch da?“

„Sie hatten mich noch nicht entlaſſen, Exzellenz —“

„Ich bin noch nicht Exzellenz; laſſen Sie das, bis Sie es im offiziellen Blatt geleſen haben. Das heißt — wir werden es nie darin leſen. In einer Stunde lieg' ich im Sand, oder im Gras, und kein Hahn kräht mehr nach der ‚Exzellenz‘. Sie können dann hingehn, Riedau, und bei der erſten Wieſe da hinten am ‚breiten Wohld‘ über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen nachdenken —“

„Es wird nicht ſo kommen, Exzellenz,“ warf Riedau ein. „Alle Kugeln treffen ja nicht —“

„Die des Grafen gewiß! — Auch iſt da ſein Sekundant, der Baron Rautenberg, der den böſen Blick hat — junger Mann, ſchütteln Sie nicht ſo geiſtreich den Kopf; er hat ihn. So oft ich mit dem zuſammenkam, ging mir etwas übel aus! Als er geſtern abend ſpät in das ‚letzte Haus‘ kam, um es abzureden, da fühlte ich gleich: der bringt mir meinen letzten Tag. — Meinen letzten Tag!“

„Verzeihen Sie, Exzellenz,“ ſagte Riedau mit ſcheinbarem Mitgefühl. „Warum haben Sie das Duell nicht hinausgeſchoben? bis nach der —“

„Beerdigung? Nein. Sie boten mir's an. Ich wollt's nicht. So lange die Ungewißheit, das Schwebende, Hängende — — für ſolche Folter dank' ich!“

Riedau deutete auf den Schreibtiſch: „Ich habe die befohlenen Papiere hier zurechtgelegt —“

„Ja, ja; es iſt gut.“

„Sie könnten vielleicht noch ein wenig ruhn —“

„Nein, es iſt zu ſpät. Schweigen Sie doch mit Ihrer Rabenſtimme: — ich werde bald l a n g e ruhn ... Ich

war nie ein Schütze; werd' irgend eine alte Buche treffen, oder den nächsten Kirchturm, nur nicht den Herrn Grafen; der aber — der fehlt mich nicht! — —" Er biß die Zähne zusammen; mit noch verhaltenem Ingrimm murmelte er in sich hinein: „Es liegt eine Moral darin: ich, der ich seine Frau — —"

Plötzlich brach er aus, mit lauter, schneidender Stimme: „Höllisches, verdammtes Geschick! Er hat mich zur Exzellenz gemacht, und nun schießt er mich tot. Er mich — dieses gräfliche Nichts ... Da steht Fritz Riedau, dem wird nichts geschehn; der wird weiterleben, während ich unter die Erde muß; — alle werden leben! Das Meer rollt so weiter, die Erde dreht sich, die Menschen sonnen sich, lachen, küssen, trinken, klettern auf der Glücksleiter, und das Gras wächst auf meinem Grab! Ich allein soll hinunter, der ich erst meinen halben Weg gemacht habe — der ich nun höher, immer höher wollte — — Das ist eine Infamie! — Du, der armselige Fritz Riedau, du Wicht sollst länger dasein als ich; du — du — —"

Riedau ward blaß; selbst seine dicken, dunkelroten Lippen verloren ihre Farbe. In seinen gefährlichen Augen blitzte dann ein Funkeln auf; er senkte den Kopf, um es zu verbergen. Mit erzwungener Fassung sagte er kalt, während sich seine Fingernägel in das Innere seiner Hand drückten: „Ich bedaure sehr, wenn meine unbedeutende Existenz Eurer Exzellenz zuwider ist. Ich glaubte Ihnen wenigstens treu gedient zu haben —"

„Nun ja, nun ja," fiel Waldenburg ein, „hast mir treu gedient; kränke dich nicht, Fritz. Ich will dir verzeihn," fuhr er mit einem gemachten Lächeln fort, „wenn du mich überlebst. Dir allein will ich es verzeihn! — — Was wird nun aus dir, mein Sohn, wenn du übrig bleibst, wenn du mich verlierst?"

„Sie halten mich doch wohl für hilfloſer, als ich bin," entgegnete Riedau ſteif und kalt. „Sollte ich ‚übrig bleiben', ſo würde ich mein armſeliges Daſein als Sekretär des Barons Rautenberg fortſetzen —"

„Was?" fuhr Waldenburg auf. „Dieſes Rautenberg mit dem böſen Blick?"

„Ich fürchte mich nicht davor. Der Herr Baron, dem Sie früher die Gnade hatten ſo Gutes über mich zu ſagen, hat mir neulich angeboten —"

„Ah!" unterbrach ihn Waldenburg, der vor Zorn und beleidigtem Stolz errötete. „Und du willſt zu ihm?"

„Wenn ich ‚übrig bleibe' —"

„Zu dieſem Mann, der mein böſes Schickſal iſt? der heute dabeiſtehn wird —?"

„Ich wüßte nicht, daß er Ihnen je mit Abſicht etwas zuleide getan hätte. Und Sie ſelbſt haben mich ihm einmal warm empfohlen —"

„Das bedaur' ich ſehr!" ſagte Waldenburg ſcharf und hart. „Das bedaur' ich ſehr! — — Sie können in Ihrem Zimmer an Ihre Arbeiten gehn; ich brauche Sie nicht mehr, bis ich Sie rufe."

Riedau verneigte ſich ſtumm und ging zur offenen Tür. Waldenburg ſah ihm nicht nach. Er fühlte, daß ſein Geſicht ſich vor Wut verzerrte, und wollte es nicht zeigen. Eine Stuhllehne kam ihm in die Hand, die er ſchüttelte; — frecher Paria! dachte er. Du ſagſt mir ins Geſicht, daß du zu d e m d a gehn willſt — als wär' ich ſchon tot? Und durch meine Gnade ſoll es dir gut gehn, undankbarer Wicht, während ich verfaule? — Das duld' ich nicht. Das wird nicht geſchehn. Das vermaure ich dir ...

Mit einem plötzlichen Entſchluß trat er an den Schreibtiſch; ſeine Lider hoben ſich, ſeine Augen glühten. Er ſetzte ſich, nahm ein leeres Blatt und begann zu ſchreiben.

Was will er? dachte Riedau, der hinter der Tür ſtehen geblieben war, den Oberkörper geſchmeidig vorſtreckte und mit den Raubtieraugen ſpähte. Was hat er im Sinn? — Gegen mich —?

Waldenburgs Hand war unruhig; nicht mit ſeiner gleichmäßigen, ſchönen Schrift, aber doch in deutlichen Zügen ſchrieb er, raſch, ohne nachzuſinnen: „Verehrter Herr Baron! Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen eine Mitteilung zu machen, damit Sie mir nicht eines Tages vorwerfen können, ich hätte Sie getäuſcht. Herr Riedau, mein Sekretär, den ich Ihnen einmal, für alle Fälle, mit Wärme empfohlen habe, und für den Sie ſich zu intereſſieren ſchienen, hat ſich leider nicht bewährt —“

Ein leiſes Geräuſch hinter Waldenburg, das ihm ſogleich auf die überreizten Nerven ging, hielt ſeine Feder an. Er wendete ſich um und ſah Riedau, der auf den Zehen hereingeſchlichen war, ihm über die Schulter geblickt und bei den letzten Worten, die er las, zwar einen Laut der Überraſchung unterdrückt, aber eine unwillkürliche Bewegung gemacht hatte.

„Was iſt das?“ ſagte Waldenburg. „Sie ſind wieder da?“

„Ich bitte um Entſchuldigung,“ erwiderte Riedau gefaßt. „Ich hatte hier einige Papiere liegen laſſen —“

„Gehn und kommen Sie denn immer ſo leiſe wie ein Geſpenſt?“

„Ich werde mich bemühen,“ ſagte Riedau unterwürfig, „mich darin endlich zu beſſern —“

„Nun, ſo nehmen Sie die Papiere.“

Riedau ergriff einige Blätter und Hefte, die auf dem Schreibtiſch lagen, und ging ſchweigend hinaus. Dieſen Streich wirſt du mir bezahlen; nur zu! dachte er und verſchwand.

„Leider nicht bewährt," wiederholte Waldenburg in Gedanken; darauf ſchrieb er fort: „Ich muß alles zurücknehmen, was ich zu ſeinem Lobe ſagte, und ihn ſeinem vermutlich hoffnungsloſen, aber nicht unverdienten Schickſal überlaſſen. Bei Gelegenheit mündlich Näheres" ... Er ſetzte noch die „Verſicherung ſeiner verehrungsvollen Ergebenheit" und ſeinen Namen hinzu, mit dem verſchlungenen Schnörkel, den er zu machen pflegte; ſteckte das Blatt in ein Kuvert und ſchrieb die Aufſchrift an Baron Rautenberg. Ein zufriedenes Lächeln ging über ſeine Züge; nun, dachte er, und ſollte ich ihm auch „mündlich" nichts mehr ſagen können — dieſen Schuß ins Schwarze laſſ' ich doch noch zurück! — — Da iſt er, der helle Tag. Nun heißt es alſo, ſich mit Anſtand zu dieſem Schickſalsgang rüſten.... Gottverfluchter Tag! — — Auf die Briefe der Gräfin kommt's nun nicht mehr an; behalt' ich noch Zeit, werd' ich ſie verbrennen. Aber von — i h r, von der Frau meines Sohnes, nahm ich keinen Abſchied; ich ſchreib' ihr ein paar Zeilen. Als ſie geſtern abend in meine Tür trat — „Fortuna" in Perſon — da ahnte ich nicht, daß ich heute morgen an Marie von Tarnow, die Witwe von Eugen Waldenburg — — Ja, wir ſehenden Menſchen ſind die blindeſten Wagenpferde des hoch daherfahrenden Geſchicks!

Er ſchrieb ein zweites Billett, zog dann an einer Klingelſchnur; ein junges Dienſtmädchen erſchien, das er bei ſeiner Rückkehr geweckt hatte, damit ſie ihm Kaffee mache. Sie brachte das Frühſtück, mit ſcheuem, verſchlafenem Geſicht. „Laſſen Sie dieſe beiden Briefe beſorgen," ſagte er kurz; „nicht jetzt, aber — hernach." — Das Mädchen nahm ſie und ging. Waldenburg ſtreckte ſich, trank, und blies die Luft durch die Lippen: „Und nun vogue la galère!"

IX

Die kaum geſchloſſene Tür öffnete ſich wieder, Baron Tilburg erſchien, über den hellen Sommeranzug einen leichten Überrock gezogen, ein Stöckchen in der Hand. Sehr ernſthaft, mit einer gewiſſen Feierlichkeit ging er auf Waldenburg zu und drückte ihm ſtumm die Hand. „Ich weiß alles, lieber Freund," ſagte er darauf. „Darum komme ich auch ſo früh. Die Nachricht von den Ereigniſſen des ‚letzten Hauſes' hat ſich noch geſtern abend verbreitet ... Was ſoll ich Ihnen ſagen —"

„Nichts," antwortete Waldenburg.

Der Baron drückte ihm noch einmal die Hand: „Gut, ich ſage nichts! — — Auch von dieſem unglückſeligen Duell wandern ſchon Gerüchte; Frau Temme ſoll gehorcht haben und ſo weiter; — kurz, Sie ſehen, ich weiß es auch. Großer Gott! was muß man erleben! Sie und Graf Lana! Sie —"

Waldenburg unterbrach ihn durch eine ungeduldige Gebärde. „Nein, nein, ich ſage nichts," fuhr der Baron eilig fort, indem er nur ſeinen Stock zum Zeichen ſeiner Bekümmernis gegen den Fußboden ſtieß. „Ich hab' auch nur gewagt, Sie in dieſem — ernſten Moment zu überfallen, weil ich Ihnen ſagen wollte, daß ich vom Grafen komme —"

„Sie vom Grafen?"

„Ja. Ich bin eingeweiht, aber nicht Sekundant; darum kann ich Ihnen ſagen, ohne indiskret zu ſein: es ließ mir keine Ruhe, ich ging zu Lanas, Lana war ſchon fertig — wundervoll raſiert ... Kurz, er ſieht die Sache heute morgen etwas ruhiger an — er wird Sie nicht töten. Sie werden ja blaß, lieber Freund. Erſchreckt Sie das? Doch wohl nicht. Oder macht die Freude Sie ſo — —"

„Erzählen Sie weiter, Menſch!“ ſagte Waldenburg aufgeregt.

„Nun, er hat mir erklärt: da der Sohn geſtorben, der Vater offenbar nicht mitſchuldig ſei, ſo liege die Sache nun anders; er fühle ſich zwar von Ihnen beleidigt — auf wahrhaft unbegreifliche Weiſe beleidigt, ſagte er — aber die natürliche Aufregung, in der Sie ſich befanden — — kurz, Ihr Leben wolle er deswegen nicht.“ — Tilburg lächelte: „Vielleicht einen kleinen Aderlaß; nun, der ſchadet ja nicht —“

„Was wünſchen Sie?“ fragte Waldenburg auf einmal, ſich zur Seite wendend. Mit halbem Auge hatte er in der offenen Tür zum Nebenzimmer Riedau wieder erblickt, der ſchon eine Weile geſpannt und mit offenem Munde horchte.

Riedau zeigte ſofort ſein gewohnheitsmäßiges, gutmütiges Lächeln. „Verzeihen Sie, Exzellenz,“ ſagte er im amtlichen Ton. „Ich wollte mir erlauben, zu fragen, ob Sie noch ſchriftliche Dispoſitionen zu treffen wünſchen —“

„Ich habe Ihnen geſagt,“ fuhr Waldenburg ihn an, „daß ich Sie nicht brauche. Gehn Sie!“ — Riedau zuckte die Achſeln und ging.

Dispoſitionen! dachte Waldenburg. Ah bah! Jetzt brauchen wir keine Dispoſitionen; das Schiff iſt wieder flott — und der Sturm vorüber. Cäſar und ſein Glück! — Er legte ſeine Hand auf die des Barons, die im Handſchuh ſteckte; „ich danke Ihnen, lieber Freund!“ ſagte er faſt bewegt. „Sie meinen es mir immer gut!“

Tilburg erwiderte heiter: „Etwas wollt' ich doch tun!“ — Mit tiefem Ernſt ſetzte er dann hinzu: „Ich gehe wieder zu Lana; dem iſt ſchlecht zu Mut. Die Gräfin iſt ſpurlos verſchwunden —“

Er brach ab, denn ein junger, lang aufgeſchoſſener

Kellner trat ein, grüßte ſehr ehrerbietig, zögerte ein wenig, und ging dann auf Waldenburg zu. „Zwei Herren gehn da unter den Bäumen auf und ab," ſagte er; „ſie erwarten Sie, Herr Geheimer Rat."

Meine Sekundanten! dachte Waldenburg, nun in beſter Laune.

„Ich gehe alſo," ſagte der Baron, nach einem flüchtigen Blick des Verſtändniſſes. Indem er Waldenburg nochmals die Hand drückte, flüſterte er ihm zu: „Sie haben Ihren Stern! — Auf glückliches Wiederſehn!"

Waldenburg nickte lächelnd. Tilburg ging aus der Tür.

Der Kellner war ſtehen geblieben und griff nach ſeiner Bruſttaſche, kam aber mit leerer Hand wieder zurück. „Was wollen Sie noch?" fragte Waldenburg.

„Es iſt ein Billett gekommen," ſagte der Jüngling verlegen; zugleich mit Wichtigkeit. „Ein Mann hat es eben gebracht; für Sie; — ich ſoll es aber nur Ihnen ſelber geben —"

„Nun, ich bin ja ich ſelbſt, ſoviel ich weiß. Alſo geben Sie her!"

Der Kellner warf noch einen vorſichtigen Blick durchs Zimmer; dann entſchloß er ſich, den Brief aus ſeiner Taſche zu ziehn, und reichte ihn hin. „Ohne Aufſchrift," ſagte Waldenburg.

„Ja; aber es wäre für den Herrn Geheimrat —"

Waldenburg ſah auf ſeine Uhr; „nun," ſagte er, „ſo erſuchen Sie die Herren da draußen, noch einen Moment zu warten!" — Er öffnete das auf ſchlechtem Papier geſchriebene Billett, während der Kellner ging; überraſcht ſah er: es war von Melanie. Die Schrift war offenbar in wilder Haſt oder Aufregung aufs Papier geworfen, mit zitternder Hand; die Buchſtaben, die Zeilen floſſen ineinander. Nicht ohne Anſtrengung las er:

„Wenn Sie dieſes Blatt leſen, bin ich fort. Er war Ihr Sohn, ich weiß alles; auch bis zu mir iſt es heute nacht gekommen ... Ich kann meine Reiſe in das Dunkel, das Elend und die Schmach nicht antreten ohne ein letztes Wort an Sie, ohne Sie zu verwünſchen: Sie haben mich einſt auf dieſen Weg gebracht — Gott weiß, wo er enden wird. Vater und Sohn ... Das Schickſal war grauſam gegen mich. Möge es Ihnen nicht allzu milde ſein! — Ich kehre nie zurück. Melanie.“

Langſam zerdrückte er das Blatt und ſtarrte in die Luft. „Nicht ohne Sie zu verwünſchen“ ... Pfui, dachte er, abergläubiſch beklommen und mit einer leiſen Erſchütterung kämpfend, — in dieſem Augenblick, in dieſer Schickſalsſtunde ſo ein häßliches Wort! Es klingt ſo ein wenig wie die Poſaune der Verdammnis! — — Er ſchüttelte ſich, nahm dann ſeinen Hut und richtete ſich auf. „Vorwärts!“ ſagte er zu ſich. „‚Verwünſchen‘ ... Ich hab' das Leben genoſſen, und die Gräfin hat's auch; nun iſt ein Unglückstag über ſie gekommen — hab' ich den Kalender gemacht? — — Es gibt keine Vergeltung; nichts als Glück und Unglück.“ — Er ſteckte das Billett in die Taſche; ich werde die Gräfin bedauern, dachte er, wenn ich Zeit habe. Meine Sekundanten warten. Cäſar und ſein Glück!

Er ging.

Riedau trat in die Tür, im Hut, neigte den Kopf und horchte. Ein böſes Lächeln trennte ſeine Lippen und entblößte ſeine großen, blinkenden Zähne; er hörte noch Schritte draußen, die ſich entfernten, danach ward es ſtill. „Sie haben mich beim Abſchied vergeſſen, Exzellenz,“ ſagte er hinter ihm her; „aber ich Sie nicht. Wenn Sie ſich einbilden, ſo ein getretener ‚Paria‘ werde ſich nicht rächen, ſo kennen Sie großer Menſchenkenner uns doch

wohl zu wenig! Sobald der Graf dieſe Briefe ſeiner Frau an Herrn von Waldenburg lieſt — und ich ſchicke ſie ihm; da ſind ſie — dann wird er wohl über die Sache wieder anders denken; meinen Sie nicht?“ — Er hatte die verhängnisvollen Briefe in ein Kuvert geſchloſſen und eine Aufſchrift gemacht; ſie in der Hand haltend, liebevoll behutſam, wie einen Schatz, ging er vor die Tür, in den grauen Morgen hinaus. Der Wind ſauſte und pfiff noch in den Bäumen; aber es regnete nicht. Die Herren waren verſchwunden, offenbar in den Wald hinein. Joſeph, der lange junge Kellner, ſtand zwiſchen dem Haus und den Buchen und ſteckte ſeine ſpitze Naſe in die Luft, in unbeſtimmter, neugieriger Aufregung, da er ſo ungewohnte Dinge vor ſich gehen ſah, und doch zu zaghaft oder zu pflichtgetreu — einem wohlerzogenen Hunde gleich — um hinterdrein zu laufen und dieſen frühaufſtehenden Herren in den Wald zu folgen.

„Joſeph!“ rief Riedau ihn an. Der Junge kam zögernd. „Sie wünſchen?“ fragte er.

„Nehmen Sie dieſen Brief; und tun Sie genau, was ich Ihnen ſage; Sie werden dann fürſtlich belohnt. Sie kennen den Grafen Lana —“

Der Kellner nickte, als verſtünde ſich das von ſelbſt.

„Dieſer Brief iſt für ihn; eine Sache von äußerſter Wichtigkeit, verſtehn Sie; wie hier geſchrieben ſteht: ‚höchſt dringlich, ſofort zu leſen!‘ Wenn der Graf noch im Hotel iſt —“

„Nein,“ antwortete der Kellner; „ſchon fort.“

„So laufen Sie ihm nach! Auf dem Waldweg da, bis zur erſten Wieſe, bei dem kleinen Sumpfſee; Sie wiſſen. Mit Ihren langen Beinen holen Sie ihn noch ein! ‚S o f o r t zu leſen!‘ Verſtehn Sie! — Marſch, marſch!“

Der junge Mann ſprang davon; glücklich, daß ihn ein

Auftrag ſeiner Neugier nach und in das Geheimnis hinein jagte. Riedau ergötzte ſich über ſeine Sprünge. Ihm ſelber ſaß der Hut tief in die Stirn, er ſchob ihn zurück; nervös an ſeinem Rock knöpfend murmelte er in den Bart: „Ich denke, ich hab' was bei dir gelernt, Canaille. Jetzt wird dieſes ‚gräfliche Nichts' wohl gut ſchießen, denk' ich!"

Die Unruhe in ſeinem Kopf, ſeinen Gliedern wuchs; er hielt es endlich nicht mehr aus, ſo von fern zu warten; mit langen, immer längeren Schritten ging er hinterdrein. Der Weg war ihm bekannt; er führte faſt gradeaus, durch ein Stück des Waldes, dann noch eine Strecke nahe am Saum, bis in einer ſchilfigen Wieſe ein kleines Gewäſſer im fahlen Morgenlicht blinkte. Die Herren — er kannte ſie alle — ſtanden dort unter Buchen und Eichen, am Waldrand. Graf Lana war ein wenig zurückgeblieben; er hatte Papiere in der Hand, die er eben zu leſen ſchien, während Joſeph ſich mit gekrümmtem Rücken, wie in ſcheuer Unruhe, gegen das Meer zu entfernte. Riedau trat hinter einen ſtarken Eichbaum, der ihn ganz verdeckte. Sein Herz ſchlug doch heftig, er ſpürte es in der Bruſt und am Hals. Er riß ſich den Hut vom Kopf.

Der Graf ſchlug die Blätter auf einmal mit beiden Händen zuſammen, daß durch die tiefe Morgenſtille ein lauter Knall fuhr und dem horchenden Riedau in die Kniee ging. Seine Wimpern zuckten. Für eine Weile verlor er den Mut, um ſeinen Baum herum und durch das Gebüſch zu ſpähen. Als er ſich ermannt hatte — wie bin ich noch jung! dachte er — ſah er die breite Geſtalt des Grafen ſchon mit feſtem, ruhigem Schritt (wenigſtens ſchien es ſo) auf die Wieſe zuſchreiten. Dann ſah er ihn bei den andern. Die Herren ſtellten ſich auf ...

Eine verrückte Unruhe zog Riedau hin und her; er wünſchte weit davon zu ſein und wieder näherzugehn —

die Geſichter zu erkennen — alles zu verſtehen, zu faſſen. Das Verlangen ſiegte. Ihn deckte das Unterholz, links von ihm, wenn er näher ging. Wie ein Raubtier, das im Walde ſeine Beute beſchleicht, kam er langſam, behutſam vorwärts. Plötzlich blitzte es auf. Es folgte ein Knall, der hell an die Ohren ſchlug. Riedau ſtand am Saum und ſah die hohe Geſtalt ſeines Herrn — er hatte ſie eine Weile nicht mehr ſehen können — lautlos zuſammenbrechen.

Es überraſchte ihn nicht. Er hatte es erwartet. Ein leichtes Zittern lief ihm nur bis zu den Zehen hinab.

Die andern traten hinzu. Waldenburg lag ſtill ... Nein, er regte ſich noch. Der Kopf erhob ſich; ein Arm ſtützte ſich noch auf. Das Geſicht, vom Tageslicht überfloſſen, ſchien ſich zu verzerren; eine ſonderbar gedämpfte Stimme — durch die Entfernung gebrochen — kam zwiſchen den Lippen heraus. „Ich komm' nicht mehr auf!“ glaubte Riedau zu hören. Es folgte noch ein grimmiger, knurrend gezogener Ton, der aber in das Röcheln des Todes überging. Nach einigen Minuten — oder nicht ſo lange — lag er ſtumm und regungslos da; ein Sonnenſtrahl, der erſte, der die Wolken trennte, lief ihm über das fahle Geſicht. Waldenburg war tot.

Riedaus Augen hatten ſich nicht von ihm abgewendet. Er wagte nicht näherzugehn, und ſich nicht zu entfernen; aber ein ungewiſſes Lächeln der Befriedigung, mit einem ſchielenden Grauen gemiſcht, veränderte ſeine Züge. Seine Bläſſe ſchwand. Den dicken Mittelfinger der rechten Hand am Daumen hinunterſchnellend, ſagte er zwiſchen den Zähnen: „Exest. — Ich hab' mich gerächt, ‚Exzellenz'!“

Drittes Buch

I

Zehn Monate waren seit jenem Julimorgen vergangen. Über den Gräbern von Waldenburg und Sohn war der Winterschnee gefallen und wieder weggeschmolzen; der kalte Frühling des Jahres 1888 war in der zweiten Hälfte des Mai endlich warm geworden, und als Pfingsten heranrückte, wehten sommerliche Lüfte. Auch über die Salzburger Ebene wehten sie am Gebirge hin; das verspätete Grün entfaltete sich plötzlich, der Schnee auf den Bergen zog sich gegen die höchsten Kämme zurück. Ein unendlich erheiternder, goldiger Glanz hatte sich am letzten Tage vor Pfingsten ausgebreitet, die erste Hitze war mit ihm gekommen, die die einen, nach Menschenart, schon zum Stöhnen und Klagen trieb, von den andern als Entschädigung genossen und als Verheißung begrüßt ward. Wittekind fuhr mit seinem Sohn, auf der Bahn von München her, gegen Salzburg zu; der Untersberg wuchs mehr und mehr, in die blaue Luft ragend, ein letzter silberner Schimmer lag auf seinem Scheitel. Sie sahn ihn freudiger wieder, als sie ihn verlassen hatten: nicht die Trennung stand vor ihnen, sondern gemeinsame Festtage; eine frohe Erwartung belebte sie, und nur der Schatten gewisser Erinnerungen zog ihnen aus dem Salzachtal entgegen und flog über den sonnigen Tag.

Sah Wittekind dann aber auf Bertold, ſo blieb ihm nur die Freude; ſo wohl tat ihm der Anblick ſeines aufgeblühten Jungen, den der lange Winter, wie es ſchien, gehärtet und geſtählt hatte. Nicht nur der junge, kräuſelnde Bart machte ihn männlicher; auch die Züge um Aug' und Mund waren reifer, charaktervoller geworden, die Farbe der Geſundheit hatte ſich befeſtigt. Ein lebhaftes, freies Lächeln verklärte und verſchönerte ihn, ſo oft er vom Fenſter aufblickte und die geliebte Nähe ſeines Vaters fühlte. In den hellen Augen ſpielte freilich noch gern dieſer weiche Glanz, aus dem der Schwärmer hervorſah; aber warum ſollte er auch nicht! dachte Wittekind. Iſt er nicht noch ſo jung? Soll er nicht mehr irren? Und ſollte nicht jeder von uns ein wenig von dieſem Glanz bis zum Tod behalten?

Auf dem Münchener Bahnhof hatten Vater und Sohn ſich dieſen Morgen beim Wiederſehn umarmt; gegen Mittag hatten ſie ſich aufgemacht, um Saltners Einladung zu folgen und die Pfingſttage bei ihm zuzubringen, in ſeiner „Einſiedelei", die die Schickſale des vorigen Jahres ſo unerwartet bevölkert hatten. Es war ihnen beiden wunderbar genug, daß ſie dort ſowohl die braune Kathi, als die Witwe Eugens wiederſehen ſollten; und ſie wurden umſo ſtiller, je näher der Waldrücken des Kapuzinerbergs herankam, der den beſcheiden hingeſtreckten Mönchsberg überragte. Bertold war mehr romantiſch erregt, Wittekind beklommen. Er ſuchte ſich ruhig und gelaſſen vorzuſtellen, wie er die ſchwergeprüfte Frau in dieſem ihrem Aſyl nun wohl finden möchte; mit der Gelaſſenheit jedoch wollte es nicht gehn. In ſein „altes Herz", wie er es zu nennen ſuchte, ſchienen die Mailüfte hineinzuwehen; es kam auch etwas wie Meerluft dazu, ein Hauch von jenem Mittag, an dem er Marie von Tarnow bei den hohen Buchen wiedergeſehen hatte. Wie wenig ahnte er damals, was

ihm die nächsten Tage in Blitz und Donner enthüllten: Eugen Dorsay ihr Mann, Waldenburg ihr „Schwiegervater“ — es klang ihm wie Blasphemie — und dann beide ins Grab gemäht....

Sie fuhren an der Vorstadt Mülln vorbei, darauf über die Salzach, wo damals Kathi den Tod suchte und Bertold ihr nachsprang; endlich kam der Bahnhof, und sie sahen eine mächtige Gestalt, mit weißem Bart, die mit dem Taschentuch winkte. Als sie ausstiegen, stand Saltner schon an ihrem Wagen; er umarmte sie beide, küßte sie auf die Wangen, klopfte dann Bertold auf die Schulter und lächelte Wittekind an. Der Alte war nicht verändert, ebenso aufrecht wie früher, die Bewegungen noch jugendlich rasch; nur schien das hagere Gesicht nicht so tief gebräunt. „Sie sind also willkommen!“ sagte er kurz. „Das wissen Sie. Redensarten machen wir nicht. Nur noch eins: wir sind gute Freunde, und das wollen wir bleiben; darum — volle Freiheit. Sie leben in meinem Haus, wie es Ihnen gefällt. Ich will des Teufels sein, wenn ich Sie geniere; Freiheit über alles. Sie werden ja auch dem alten ‚Einsiedler‘ seine kleinen Unarten gönnen. Und nun fahren wir ab!“

Er drückte beiden noch einmal die Hand, ihnen herzlich zunickend; darauf ging er voran, zum Wagen, der unten auf dem Platz auf sie wartete. Wie damals von Grödig rollten sie miteinander im offenen Gefährt dahin; am Schloß Mirabell, an der alten Brücke vorbei, dann in die Vorstadt Stein, die sich am Fuß des Kapuzinerbergs hinzieht. „Gleich werden wir's haben,“ sagte Saltner im Fahren, mehrmals nacheinander. „Und dann werden wir sie ja sehn, unsre liebe Frau Marie... Von außen wie eine Blume; da fehlt nichts. Was das Inwendige betrifft — nun, Sie werden ja sehn. Dem kleinen Ding,

der Kathi, geht's beſſer als der Marie. Die ſiebzehn, achtzehn Jahre! — Ich hab' das dumme Ding nicht wieder herausgegeben, und hab' recht gehabt. Da hat ſie niemand geſtört, und alles iſt gut vernarbt und geheilt, als verſtünde es ſich von ſelbſt. Sie hilft meiner alten Haushälterin, die ein rechtes Wrack iſt, ſchafft fleißig, fühlt, daß ſie was nütz iſt — und ſieht ſchon wieder ſo aus, wie dieſer Sommertag. Nun, Sie, lieber Herr Wittekind — oder ohne ‚Herr': lieber Freund — Sie haben heute auch ein anderes Geſicht als damals im Juli, als wir uns am Meer trafen; als meine Marie mir telegraphiert hatte: ‚Eugen iſt tot; kommen Sie, wenn Sie können' — und ich komme angefahren und finde noch einen tot, den Vater! — Hol' mich der Teufel, Sie hatten damals auch ſo ein hippokratiſches Geſicht; wie vom Blitz getroffen. Jetzt ſind Sie wieder jung und rot. Das da iſt mein Haus!"

Sie hielten vor einem ſteingrauen, nicht großen, unregelmäßigen Gebäude, das an der Straße ſtand; eine alte Frau, die Haushälterin, kam hüſtelnd aus der Tür, die Gäſte mit angenehmer, zutraulicher Höflichkeit zu begrüßen. Darauf ſtürzte ein kleiner, halberwachſener Diener hervor, um ſich des Reiſegepäcks zu bemächtigen und es mit einem unnötigen Aufwand von Kraft und Eile in das Haus zu tragen. Drinnen empfing ſie eine erfriſchende Kühle; die junge Sommerglut war in die dicken Mauern noch nicht eingedrungen, obwohl das Haus gegen Südweſten und recht am Fuß des Kapuzinerberges ſtand. Rückwärts ſtieg aber noch ein baum- und ſchattenreicher Garten in mehreren Terraſſen und Vorſprüngen ziemlich hoch hinauf, bis er die alte Mauer erreichte, die den Berg vorzeiten zu einer Feſtung machte. Allerlei Fußwege ſchlängelten ſich in ihm empor und nach rechts und links; ſonnige und gedeckte Ruheplätze, Zelte, Tiſche und Bänke

ſchauten hier und da aus dem zart leuchtenden Frühlingsgrün hervor, jedes ein Luginsland, das von ſeiner erhöhten Lage auf die Stadt, die Zitadelle und in die Ferne blickte.

Saltner hatte im Haus ſogleich Wittekinds Arm ergriffen und zog ihn mit ſeiner unwiderſtehlichen ſanften Gewalt in dieſen Garten hinaus; „hernach“, ſagte er, „mögen die Herren ſich ſchön machen und Reiſeſtaub abſpülen, ſoviel ſie wollen, erſt aber begrüßen wir unſre liebe Frau!“ — Wittekind, dem das Herz ſchlug, nickte, ſie ſtiegen in der warmen, ſinkenden Sonne bergauf, Bertold hinter ihnen. Auf einmal raſchelte es ſeitwärts im Gebüſch; ſie ſahen hin und bemerkten zwiſchen den noch dünn belaubten Zweigen ein junges, wangenrotes Geſicht, in dem ein Paar feurige braune Augen blitzten. „Die Kathi!“ flüſterte Bertold. Als das Mädchen ſich beobachtet ſah, ſchien es noch mehr zu erröten und wandte ſich ab, ſo daß nur noch eine der gebräunten Wangen ſichtbar blieb. Darauf trat ſie ſacht zurück, zog einen Zipfel ihres ſchwarzen Kopftuchs vor ihr Geſicht und huſchte hinter den Bäumen davon.

„Ein dummes Ding,“ murmelte der Alte; „aber beſſer ſo, als dreiſt. Sie ſchämt ſich. Laſſen wir ſie jetzt. Das Mäuslein kommt ſchon wieder. — Bitte, leiſe. Da ſitzt ſie!“

Er meinte Marie, die noch etwas höher, unter einem Schutzdach in Geſtalt eines rieſigen grauen Sonnenſchirms, auf einem Gartenſtuhl ſaß. Ein Buch lag auf ihrem Schoß; ſie las aber nicht, ſondern blickte nach Salzburg hinüber. Wittekind ſah von unten in die groß aufgeſchlagenen, beſchatteten Augen hinein, die ihm noch nie ſo erſtaunlich und bedeutend, ſo wunderbar gewölbt und in ihrer tiefen Höhle wie die wirklichen Weltfühler und Lichtgebilde der Seele erſchienen waren. Es ward ihm aber nicht wohl, dieſe ſchönen Sterne ſo fremd und unweltlich in den ver-

klärten Tag hinausdämmern zu ſehn, mit einer ruhigen, ſtarren Müdigkeit, die den jungen und luftgebräunten Wangen, der Friſche und Reinheit der Farben widerſprach. Die Geſtalt war nicht voller geworden, auch nicht abgemagert; das Antlitz hatte an Jugend nicht verloren und an Schönheit gewonnen, wie ſein Gefühl ihm ſagte; es war aber ſo lebensſtill, ſo witwenhaft, daß ſein Herz ſich zuſammenzog und er die Arme ſinken ließ und ſtehn blieb, als habe es keinen Zweck mehr, zu ihr hinaufzugehn.

„Wir müſſen doch guten Tag ſagen," flüſterte Saltner endlich. Er nahm wieder Wittekinds Arm und zog ihn weiter. Das Geräuſch der Schritte weckte die träumende junge Frau; als die Männer herankamen, war ſie aufgeſtanden und begrüßte ſie mit einem herzlichen, frohen Lächeln, in dem von jener Müdigkeit und Starrheit nichts mehr zu ſpüren war. Ihre Hand war freilich kühl, als ſie die des beklommenen Wittekind ergriff. Eine Weile hielt dieſer ſie feſt, er wußte nicht warum, und betrachtete die große, charaktervolle, edelgeformte Hand, in der die Adern ſo zart bläulich ſchimmerten. „Es iſt lange her," ſagte er nur; die Worte kamen ihm ſo ſchwer und als eine überflüſſig nichtige Form über die Lippen. Sie nickte, und entzog ihm ſanft die Hand, um ſie auch Bertold zu geben. Der Bart, die erhöhte Männlichkeit des Jünglings ſchien ſie zu verwundern; ſie blieb aber ſtill. Zuletzt nickte ſie dem Alten zu, mit dem guten, einverſtandenen Blick eines Kindes, das den Vater begrüßt.

„Wollen Sie ſich nicht ſetzen?" fragte endlich ihre klangvolle, doch etwas matte Stimme.

Wozu? dachte Wittekind. Er ließ ſich jedoch auf einen der Stühle nieder, die um den ihren herumſtanden, und betrachtete das Bild, auf das vorhin ihre Augen ſich gerichtet hatten. Die Türme und Kuppeln der Stadt ſtiegen,

von allerlei Sonnenlicht glänzend, aus dem Schatten der Gaſſen auf, die ſich an die braune Wand des Mönchsbergs legten und an deren ſteinerner Unbeweglichkeit die graue Salzach ſo eilig vorüberſtrömte. Lichter und Schatten wechſelten herrlich an der hohen Feſtung, die den Saltnerſchen Terraſſen gerade gegenüberlag; hinter ihr ſilberte der Gipfel des Untersbergs, der „Salzburger hohe Thron“. Glocken begannen in der Stadt zu läuten; nicht in ſo tiefem Ton, wie ihn Wittekind aus ſeiner Heimat gewöhnt war und jetzt ſo gerne gehört hätte. Sie waren hell, heiter, klangen faſt wie die Einleitung zu einem Feſt zuſammen. Freilich, das Pfingſtfeſt! dachte er. Iſt es denn nicht ein Feſt? Und das fröhlichſte? Das Frühlingsfeſt?

Er wandte den Kopf nach Marie. Sie lächelte wieder, als ſie es bemerkte. Indeſſen er fühlte wohl, daß es erzwungen war. In der war kein Frühling. Nun fiel ihm auch Saltner ins Auge, der neben ihr aufrecht ſtand; der Alte hatte den Kopf gegen die Bruſt ſinken laſſen, als würde er ihm zu ſchwer, und zog an ſeinem langen Bart, daß ihm einige der feſten Haare zwiſchen den Fingern blieben. Ja es ſchien, als fiele ihm ein Tropfen auf die Hand; ſeine Augen waren durch die gewaltigen Brauen verdeckt, die ſich tief hinabgezogen hatten.

Dennoch mochte er empfinden, daß er beobachtet ward; er legte plötzlich eine ſeiner braunen Hände auf Bertolds Schulter, wandte ſich mit ihm ab, indem er ihn ſacht herumdrehte, und einige Worte murmelnd führte er ihn nach der andern Seite der Terraſſe. Dort blieben die beiden ſtehn, bald in eifrigem, halblautem Geſpräch. Wittekind ſah ſich allein mit Marie. Ein erſtes, unſicheres Gefühl von Freude ging ihm durch die Bruſt.

„Haben Sie die Kathi ſchon geſehn?“ fragte die junge

Frau, nachdem ſie ſtumm die Lippen bewegt und ein ſuchendes Zögern überwunden hatte.

„Sozuſagen, geſehn,“ antwortete Wittekind. „Sie ſtand hinter einem Gebüſch — und lief wieder fort.“

„Sie begreifen,“ ſagte Marie, vor ſich niederblickend, „daß es im Anfang — nicht leicht für mich war, dieſes Mädchen täglich zu ſehn; in einem Hauſe mit ihr. Denn Herr von Saltner hatte mir nicht verhehlt — —“ Sie brach ab. Nach kurzem Schweigen fuhr ſie fort: „Er ſtellte mir anheim, ob er ſie wieder zur ‚Gemſe‘ hinaufſchicken ſolle. Nein, das wollt’ ich nicht. Da hätte ſie bei ihren Leuten keine guten Tage gehabt — hätte nicht ſo wunderbar gedeihen und geneſen können, wie bei dieſem göttlichen — — wie bei Herrn von Saltner. So iſt ſie geblieben, und ich — — ich hab’s ausgehalten. Ich näherte mich ihr; da ging’s. Hab’ mich mit ihr beſchäftigt, ſie dies und das gelehrt; und dazu das Mitleid ... Nun bin ich ganz zufrieden, daß ſie da iſt; hab’ ſie lieb, und hoffe, es geht ihr gut!“

„Wie ſich doch immer zeigt,“ entgegnete Wittekind, „daß ‚gut ſein‘ und ‚weiſe ſein‘ eigentlich dasſelbe iſt.“

„Ach, ſagen Sie nicht, ich ſei gut,“ antwortete ſie, den Kopf langſam ſchüttelnd. „Ich bin ein Stein, weiter nichts. — — Wiſſen Sie denn das? Lanas ſind geſchieden!“

„Wer iſt geſchieden?“ fragte Wittekind; er hatte den Namen überhört, in ſeine Gedanken verſunken.

„Graf Lana und die Gräfin. Ich hatte gedacht, der Graf werde ſich nie dazu verſtehn ... Aber man ſagt — wie die Baronin Tilburg mir ſchrieb — er habe Papiere gefunden oder bekommen, mit ſo furchtbaren Dingen, daß ihm ſeitdem davor graue, die Gräfin wiederzuſehn. Der Himmel mag wiſſen, wie ſich das verhält; aber wahr iſt:

er hat ſich nie mehr bemüht, ſie wieder aufzufinden. Und nun ſind ſie geſchieden ..."

„Und wo lebt die Gräfin?"

„In Venedig, hör' ich. Es ſoll ihr gar elend gehn; ihre blühende Geſundheit zerrüttet; wenige Menſchen, die ſich ihrer annehmen. Der Graf meidet die große Welt, lebt auf ſeinen Gütern."

„Ich würd' ihn noch mehr bedauern," ſagte Wittekind mit einem ernſthaften Lächeln, „trieb' er es umgekehrt! Denn auf ‚meinen Gütern' und ohne die große Welt leb' ich auch. — — Freilich —"

Er verſtummte.

„Freilich —?" fragte ſie und blickte ihn wieder an.

„Reden wir nicht von mir," erwiderte er; „es iſt beſſer. Kurz, ich lebe noch — und habe gelebt."

„Daheim?" fragte ſie. „Als wir uns damals noch einmal geſehen hatten — nach Waldenburgs Tod — Sie kamen mit Herrn von Saltner zugleich —"

„Ja, ja!" murmelte er. „Auf die Nachricht hin — —"

Marie fuhr fort: „Haben Sie ſeitdem beſtändig auf Ihrem Landgut gelebt?"

„O ja. Wo denn ſonſt? — Nur ein paar Wochen in meiner Vaterſtadt und in Berlin — um einzuſehn, daß die ‚große Welt' mir diesmal nicht viel nütze. Da ging ich nach Haus. Hab' gearbeitet, geſchafft, ſtudiert, vom Morgen bis zur Nacht: das tut immer gut, auch wenn man's nicht glauben will. Zu Weihnachten kam mein Frühling, mein Bertold —"

„Und wie geht es dem? — Wie dieſer werdende Bart ihm ſteht!" — Marie lächelte, nachdem ſie bei Wittekinds Reden die Lippen in ſtiller Wehmut bewegt hatte.

Er nickte. „Er wird noch ein Mann werden, hoff' ich! — Mit ſeiner Wiſſenſchaft liegt er freilich noch im Streit;

er will etwas anderes — und weiß nicht, was es ist. Ein wunderliches Gefühl, das mit anzusehn. Aber ich habe Geduld —"

„O haben Sie nur Geduld!" fiel Marie ihm ins Wort, indem sie plötzlich die Stimme hob, die bis dahin nur so gedämpft, so müde gesprochen hatte. „Sie, ein so glücklicher Vater — — vergessen Sie das nie. Wie fühlt' ich das schon damals — auf der ‚Hedwigsruhe' — so ein Vater und so ein Sohn — —"

Sie konnte nicht weitersprechen, oder wollte nicht. Der Atem schien ihr zu stocken. Langsam stand sie auf.

Wittekind schwieg. Es ward eine lange Stille. Sie wandte endlich den Kopf zu ihm; ihr Blick wollte ihm offenbar für dieses Schweigen danken. Sie ließ nun auch die Tränen sehn, die ihr groß und still in den Augen standen; bis sie die linke Hand erhob und die beiden Tropfen mit einem leise hingleitenden Finger abschöpfte.

„Das ist so gut," sagte sie fast flüsternd, „daß ich nun s o l c h e Tränen um ihn weinen kann! — — Um Eugen," setzte sie hinzu.

„Das ist der segnende Tod," erwiderte er und nickte. „Sie haben die Tränen vergessen, die seine — menschliche Schwachheit Ihnen sonst wohl auspreßte, und weinen nur noch um das E d l e in ihm. — Ja, ja, der Tod ist stark!" fuhr er bewegter fort. „Er füllt die Abgründe und trägt Berge weg — er löscht die großen Feuer des Zorns und des Hasses aus, bläst die verglimmende Liebe aus der Asche — und wie er den Großen klein macht, macht er den Kleinen groß. Ihr ruheloser Toter hat nun seinen Frieden, in Ihrem verklärenden Gedächtnis hat er seinen Tempel; — geht es ihm nicht gut?"

Sie schwieg. Dann aber sagte sie, ohne aufzublicken: „Ich danke Ihnen. Sie vergolden mir seinen Tod. — —

Wie das Gras nun wächſt über alledem ... Die Welt, die ſo ſchnell vergißt, weiß von ihm nichts mehr; von ſeinem Vater erzählt man ſich wohl noch zuweilen, daß der Graf Lana ihn erſchoß und mit einer fürſtlichen — Begnadigung dafür büßte; übers Jahr wird auch das wohl vergeſſen ſein. Dann erinnern ſich nur noch die Tilburgs und ihresgleichen, daß der Geheimerat Waldenburg ein ſo bezaubernder Geſellſchafter und goldener Redner war, der die Menſchen ſo wunderbar zu gewinnen wußte —"

„Nun, Sie haben recht!" fiel Wittekind ein. „Er gewann die Menſchen — ſo wie der Teufel Seelen gewinnt. Er kam mir wie eine Spinne vor, die ich einmal ſah, als ich in jungem Wald ging: die Spinne ſchwebte und kroch an ihren Fäden in der Luft, ein häßlicher Klumpen mit den langen, dünnen, raubgierigen Beinen, aber von rückwärts ſchien die Sonne an ihr hin und ſcheinbar durch ſie hindurch, die Beine glänzten wie das reinſte Gold, auch der Leib war ringsum vergoldet; kein Tier konnte märchenhafter und reizender ſein. So eine goldene Spinne war auch Waldenburg. — Warum ihn der Graf erſchoß, und nicht er den Grafen, das mag Zufall heißen; aber ich glaube, Waldenburg fand einen gerechten Tod!"

„Er ſtarb doch für ſeinen Sohn," ſagte Marie leiſe.

„Nun ja, es fügte ſich ſo. Hätt' es ſich anders gefügt, er hätte vielleicht wie ein zweiter K a t i l i n a an ſeinem Sohn gehandelt —"

„Wie meinen Sie das?" fragte ſie.

„Ich erinnere mich noch vom Gymnaſium her — wir laſen den Salluſt. Man ſagt dem Katilina nach, daß eine ſchöne Römerin, die er um jeden Preis beſitzen und zu ſeinem Weib machen wollte, dieſe Ehre ausſchlug, weil er einen ſchon erwachſenen Sohn hatte: darauf tötete er dieſen Sohn. — Verzeihen Sie; der Vergleich mißfällt

Ihnen, wie ich ſehe. Ich ſage auch nicht, daß Waldenburg ein Katilina war; ein Genußmenſch war er, kein Verſchwörer, kein Italiener mit Dolch und Gift. Er hätte vielleicht nicht den Mut gehabt... Aber er war ſchlecht; glauben Sie mir das. Und auch das war diaboliſch an ihm, daß die, mit denen er ſprach, in der Regel ſchlechter von ihm fortgingen, als ſie gekommen waren; daß ſein kaltes Herz und ſein blendender Geiſt wie ſchleichendes Gift auf die Menſchen wirkten, und von der ätzenden Säure dieſer goldenen Spinne etwas mit hinausging!"

Marie ſah Wittekind an. Sie hatte wieder den milden, guten Blick für ihn, mit dem ſie ihn damals an der Oſtſee bis ins Herz erwärmt hatte. „Bei Ihnen iſt's umgekehrt," ſagte ſie dann in halb verhaltener Bewegung.

„Wieſo umgekehrt?"

„Sie ſind wie Saltner... Warum ſoll ich es nicht ſagen. Sie haben die himmliſche Eigenſchaft, daß die Menſchen in Ihrer Gegenwart ſtets beſſer werden, ſtatt ſchlechter; — ich hab's an mir ſelbſt geſpürt."

Wittekind ſtand ſo betroffen da, daß er weder etwas erwidern, noch ſich regen konnte. Eine heiße Freude ſtieg ihm ins Geſicht.

„Darum werden Sie wohl auch ſelten ſo vernichtend urteilen," fuhr ſie fort, „wie jetzt über Waldenburg. Denn bei all Ihrer Menſchenkenntnis werden Ihnen die Menſchen ſelten ſo niedrig und erbärmlich vorkommen, wie ſie wirklich ſind: vor Ihnen gibt jeder ſein Beſtes, denk' ich, auch ohne daß er es weiß oder daß er's will!"

„Ich glaube, Sie irren doch," antwortete er lächelnd, obwohl es ihm noch große Mühe koſtete, ſich zu faſſen. „Die Erbärmlichkeit macht es einem zu ſchwer, ſie nicht zu durchſchaun! — — Aber was ſagen Sie mir da, teure gnädige Frau. Nie hab' ich gehofft, daß Sie mir ein ſo

beglückendes Wort — — Nie hat mir ein Menſch ſo ein gutes, erhebendes Wort geſagt. Warum tun Sie das? — Das iſt gefährlich. Ich bin ja ein Menſch; eitel ſind wir alle. Und ich hab' Sie in dieſem einſamen Winter ja doch nicht vergeſſen ... Sehen Sie, auf einmal ſteh' ich nun wie in hellem Feuer; die Hoffnungen — die begrabenen — — Frau Marie!"

Er trat einen Schritt auf ſie zu, eine Hand auf der Bruſt. In ſeinen klaren blauen Augen war plötzlich eine Flamme aufgegangen, die ſie noch nie darin geſehen hatte, die ſie jetzt erſchreckte. Sie war aufgeſtanden und ſtreckte unwillkürlich wie zur Abwehr die Hände aus. „Nein, nein!" rief ſie aus, doch die Stimme ſogleich wieder dämpfend; „ich beſchwöre Sie um alles, ſprechen Sie nicht weiter; tun Sie mir nicht ſo weh. ‚Hoffnungen' ... Ich bin ja tot; ich will vom Leben nichts mehr; was ich Ihnen da geſagt habe, das hab' ich wie aus dem Grab geſagt. Verzeihen Sie mir's, wenn es gefährlich war ... Ach, das dacht' ich ja nicht!"

„Warum ſind Sie ‚tot'?" fragte er; ihr mitleiderregender Anblick gab ihm eine Art von Ruhe wieder.

„Fragen Sie noch, warum? — Eine Frau, die ſo geirrt und die das erlebt hat — iſt deren Leben nicht aus? Sagen Sie mir nichts; ich weiß, wie es iſt; laßt mich, wie ich bin! Ich tue ja nichts, ich nehme mir das Leben nicht, ich trage ja mein Schickſal; aber aus der Welt bin ich heraus — nicht nur aus der Tilburgſchen, in der ich es nicht mehr aushielt — nein, aus eurer auch. Ich bin in den ‚Wald' gegangen, wie es Saltner nennt. Laßt mich da in Frieden! Stört mich nicht mehr auf!"

Eine fieberhafte Röte ſtand ihr auf den Wangen; ihre Arme zitterten. Die innere, eingeſchloſſene Leidenſchaft entlud ſich, und umſo erſchütternder, da die Stimme ſich

wenig hob — damit kein andrer ſie hörte — und die ſchöne Geſtalt ſich faſt nicht bewegte. Wittekind ſtand ebenſo verſteinert da; ſein Herz war auf einmal ſtill und hoffnungslos geworden.

„Und Sie glauben nicht," murmelte er nach einem Schweigen, dem er gern ein Ende machen wollte, „daß Sie wieder jung werden? daß es anders wird?"

„Nie, nie, nie!" gab ſie ihm zur Antwort. „Er und ich ſind tot!"

II

Saltner kam mit Bertold zurück; ſie waren bis zur alten Feſtungsmauer hinaufgeſtiegen und wieder zum Haus hinunter; jetzt fanden ſie ſich wieder ein, noch in ihr Geſpräch vertieft. Der Alte ſchien die Erregung der beiden nicht zu bemerken; er legte einen Arm auf Bertolds Schulter und ſagte mit ſeinem herzhaften Lächeln: „Der junge Herr da beichtet mir ſchöne Sachen! Ich hab' ihm erzählt, daß ſich ein braver Mann gefunden hat, ein Salzburger, der die Kathi zur Frau möchte, und daß mir ſcheint, beinah möcht' ſie ihn auch; darauf geſteht er mir — Ihr Bertold — ſeit dem vorigen Sommer hat er von ſeinem ‚Wechſel' jeden Tag etwas abgeſpart, ‚um doch was zu tun', und will das dumme Mädel damit ausſteuern helfen. Es iſt ſchon eine ganz annehmbare Summe; denn ſein Wechſel, wie er ſagt, iſt ‚gut'. Und ſein Sparſyſtem offenbar auch. Der junge Herr wollte mich verpflichten, nichts davon zu ſagen; aber auf ſo nichtswürdige Heimlichkeiten laſſ' ich mich nicht ein!"

Er ſagte dies mit drolliger Schelmerei, während Bertold wie ein ertappter Übeltäter daſtand und ſeine Schulter wegzog. Marie betrachtete den Jüngling mit gerührtem Staunen. „Ich wußte nichts davon," erwiderte Wittekind.

„So hat dieſer junge Menſch doch immer Geheimniſſe vor mir! — Nun, wenn es einmal ſo ſteht, ſo will ich meinen Sohn nicht im Stiche laſſen; ich lege ebenſoviel dazu, damit die Summe rund wird.“

„Sie pfuſchen mir da in mein Amt als Pflegeonkel hinein,“ entgegnete Saltner, der ſeinen Bart in die Höhe ſtrich; — „aber darüber reden wir noch. Jetzt muß ich die Herren vor allem in ihre Zimmer führen. Es will Abend werden. Auf was für Ideen ſo ein junger Buddha kommt; was tut der bei uns in Europa und in unſerer Zeit. In ſeinem Alter verbrauchte ich meinen ‚Wechſel‘ anders ... Aber gehn wir, lieber Freund!“

Er nahm wieder Wittekinds Arm, nachdem er Marie mit einem forſchenden Seitenblick geſtreift hatte, und ſtieg die Terraſſen hinab. Bertold blieb noch zurück; der Alte beachtete es nicht, es ſchien ihm lieb zu ſein, mit dem Vater allein davonzugehn. Sie kamen ſchweigend ins Haus, und dort die Treppe hinauf, denn die Fremdenzimmer lagen im erſten Stock. Saltner öffnete eine Tür, und ſogleich ſah Wittekind durch die offenen Fenſter den alten Untersberg vor ſich, der wie eine Feſtung aufſtieg und ſeinen Abendſchatten über das ebene Land herüberwarf. An ein Fenſter tretend ſuchte er ſich dieſes Anblicks und der ſchönen Nähe und Ferne zu freuen, ſo gut er es jetzt vermochte. Er drückte dem Alten ſtumm die Hand; denn er ſprach nicht gern. Saltner brummte nur etwas, lächelte ihm zu und ſchwieg.

„Ich werde Sie alſo jetzt allein laſſen,“ ſagte dieſer endlich, indem er ins Zimmer zurücktrat, „und Sie werden, wie wir Deutſchen ſagen, ‚Toilette machen‘. Ja, da haben Sie alſo Ihren Untersberg.... Was unſre Frau Marie betrifft, ſo wiſſen Sie nun, glaub' ich, wie es ſteht. Nicht gut!“

„Nein, nicht gut," murmelte Wittekind.

„Nun, dann waſchen Sie ſich. — Oder wär' es Ihnen gleich, wenn ich mich unterdeſſen in den Lehnſtuhl würfe und — ſpräche noch ein paar Worte mit Ihnen über dieſe Frau? — Genier' ich Sie, ſo wiſſen Sie ja, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat, und werfen mich hinaus."

„Nein, ich — werfe Sie nicht hinaus," ſagte Wittekind, mühſam lächelnd. „Während ich mich ein wenig abſpüle, würde ich gern mit Ihnen reden!" — Er fühlte eine Pein und doch ein Verlangen, über Marie zu ſprechen, dies und das zu fragen. Der Alte, mit dem es ähnlich zu ſtehen ſchien, ſank ſofort in einen bequemen, niedrigen Polſterſtuhl, auf dem man ſich faſt ausſtrecken konnte, und ſtieß einen Seufzer aus.

„Ja, ja, dieſe Frauen!" fing er an, während Wittekind ſeinen Koffer aufſchloß. „Sehn Sie, dieſe Marie ... Das iſt der Unterſchied: die kleine Sünderin, die Kathi, iſt ſchon ganz getröſtet und hat nichts dagegen, mit einem wackeren Mann zum Altar zu gehn; — nun, ſein Schade wird's wohl auch nicht ſein. Marie von Tarnow aber, ein ſchuldloſer Engel — dafür leg' ich beide Hände ins Feuer — eine Frau, die nur das Verbrechen begangen hat, unglücklich zu wählen, die findet nicht wieder in die Welt zurück. Ihr Stolz iſt gebrochen, ihre Würde und Ehre hin: ſo ſieht ſie es an. Daß ſie dieſen Eugen Dorſay zum Mann nehmen konnte, das hält ſie für eine Schuld, die nicht zu ſühnen iſt.... Nicht wahr, Sie genieren ſich nicht, und plätſchern. Da iſt Seife, alles.... Und ich alter Mann, dem ſie gut iſt, den ſie ihren Vater nennt, muß dem Ding ſo zuſehn, wie ein Haubenſtock, kann ihr nicht helfen, kann das Ding nicht ändern; — das iſt auch ein hölliſcher Spaß, ein dummer — hol' ihn der Teufel!"

„Wie lebt ſie denn?“ fragte Wittekind, immer abgewandt.

„Wie ſie lebt? — Nun, wie lebt ſie denn? Wie die reine Vernunft! Wirtſchaftet im Haus, im Garten; führt für mich die Bücher; iſt viel in der Luft. Geht ſtundenlang ſpazieren, mit mir oder allein; — aber ſie geht nicht, ſie rennt! Wie von böſen Geiſtern getrieben rennt ſie gradaus, oder bergan; ſo raſtlos und ſo raſch, daß ich langer Kerl kaum mitkomme — und Sie wiſſen wohl noch, ich bin gut zu Fuß. Als wollte ſie ſich ſelber weglaufen; aber ja, das könn' einer! Sitzt ſie dann zu Hauſe am Klavier oder bei einem Buch, ſo iſt's aus: drei Töne, eine Seite, dann ſinkt der Kopf auf die Bruſt, oder ſie ſtarrt in die Luft, wie von Stein, und denkt an — — Gott weiß es!“

„Ich begreife wohl,“ murmelte Wittekind.

„Zerſtreuen ... Man ſollte ſie zerſtreuen ... Nicht wahr, das denken Sie auch. Aber ich alter Einſiedler, wie fing' ich das an; — und dann, ſie will ja auch nicht. Da kam mir endlich ein ganz verteufelt prächtiger Gedanke: ihr vorleſen! Denn aus ihrer Kinderzeit wußte ich, das hat ſie gern. Ich nahm ihr alſo das Buch vom Schoß, das ſie hatte fallen laſſen, und las. Und ſie hörte zu. O ja; das ging an. Damit hatt' ich ſie! — Das iſt ſo eine eigene Freude, ihre aufmerkſamen Augen zu ſehn — nicht wahr, die hat Augen! — wenn ein Buch ſie feſſelt, und ein guter Vortrag — — Aber da hapert's. Das iſt wieder der Teufel: Vortrag hab' ich nicht. Ich ſchmettre das nur ſo heraus, wie eine alte Trompete. Und wenn's im Buch lyriſch oder ‚ſtimmungsvoll‘ oder rührend wird und ich in meinem Drang und Eifer, es recht gut zu machen, mich zuſammennehme und zu ſäuſeln ſuche — dann fängt ſie an zu lächeln. Ich kann's nicht. Sehn Sie — Ihr

Bertold kann's! Der hat die junge, weiche Stimme — die richtige Muſik — und, wie ſoll ich ſagen: das Säuſeln im Gemüt. Der wär' der Rechte; hab's ihm auch geſagt. Und gleich fing er Feuer... Der kann's!"

Wittekind lächelte; aus Vaterfreude. Wie ich ihn beneide, mußte er dann denken. Er hatte nur leiſe mit den Händen im Waſſer geſpielt, während Saltner ſprach; es rührte ihn, daß der Alte nicht länger hatte warten können, ſein Herz zu lüften. Verſtohlen ſchaute er ihn an, wie er am Fenſter ſaß; es fielen noch ſchräge Sonnenſtrahlen aus Nordweſt herein und durchglühten den ſilbernen Bart, der ihm auf die Bruſt hing. Wie ein alter Ritter ſaß er in dieſem altdeutſch eingerichteten, halbhoch getäfelten, mit ſchweren, dunkelgebeizten Möbeln ernſt und einfach ausgeſtatteten, übrigens etwas niedrigen Gemach. Die alte Feſtung draußen auf der umwaldeten Höhe, die maleriſche, kirchenreiche Stadt, die Berge, alles ſtimmte zu dieſer ritterlichen Greiſengeſtalt und dem erzfarbenen, ſorgenvollen, ſonderbar geheimnisvoll träumenden Geſicht.

„Nun, was denken Sie jetzt?" fragte Saltner, als er Wittekinds Blicke wahrnahm. „Sie denken wohl: wie dieſe junge Frau dem alten ‚Einſiedler' zu ſchaffen macht. Ja, ja," fuhr er mit einem hilfloſen Lächeln fort, „ich hab's gut getroffen! Erſt geht mir die Kathi ins Waſſer, und ich muß den kleinen Spatz hier wieder ans feſte Land gewöhnen; dann ſchneit mir eine junge Witwe als Pflegetochter ins Haus. Familienvater, Seelenarzt, Erzieher — alles, was Sie wollen. Nicht wahr, das dachten Sie nicht — und ich auch nicht — als ich Ihnen beim Veitlbruch von den alten Indiern und vom ‚Wald' erzählte, daß es ſo weltlich mit mir enden würde. Ein ‚Wald' voll Menſchen; Hausſorgen und kein Ende! — — Tut aber nichts. Nur zu, nur zu! Ich hab's ja gewollt!"

Der Alte ſtand auf — Wittekind, mit der „Toilette“ fertig, war wieder ans Fenſter gegangen — und durchmaß das Zimmer. Als er in der andern Ecke angekommen war, drehte er ſich langſam und ſagte: „Übrigens werd' ich mich doch vor Ihnen nicht verſtellen? Das wär' doch zu dumm. Wegen dieſer Pflegetochter, der Marie, hab' ich Sie hergebeten ... Das heißt, alle Wetter, verſtehn Sie mich nicht falſch: ich hab' Sie ſehr lieb, es macht mich, Ulrich Saltner, glücklich, daß Sie mich beſuchen; aber ſo was man den A n l a ß nennt, das iſt die Marie. Denn ich allein — was kann ich? Ein einſamer Menſch, der es not hat, oft allein zu ſein; der — — und ſo weiter. Für Sie aber hat dieſe Frau ein herzliches, hochachtendes, beinahe verehrendes Gefühl; ſo manches Ihrer Worte hat ſie ſich gemerkt, ſucht danach zu leben — ſoweit man das noch Leben nennen kann, was dieſe Weltwittib treibt. Kurz, ich ſehe, Sie ſtehn ihr hoch. Freund, das will viel ſagen: denn wie oft haben Sie ſie denn überhaupt geſehn? Alſo haben Sie nun auch eine P f l i c h t! Wirken Sie auf die Frau! Nehmen Sie ihre arme Seele bei der Hand und führen ſie aus der Unterwelt ins Leben zurück!“

„Ich?“ ſagte Wittekind und konnte nicht umhin, bitter zu lächeln. „Daß ich ihr zum Orpheus tauge, — Herr, das glaub' ich nicht. Und wenn auch — was kann man in einer Woche?“

„In einer Woche wollen Sie wieder fort? Papperlapapp! Daraus wird nichts!“

Wittekind ſetzte ſich auf das Fenſterbrett und ſah mit äußerer Ruhe auf den lebhaften Alten, der auf ſeiner Zimmerwanderung wieder ſtehn geblieben war und die Arme ſo eifrig ſchwenkte, daß ſie faſt an die Decke ſtießen. „Dieſe Frau Marie liegt Ihnen ſehr am Herzen,“ ſagte er, auf das andre nicht antwortend.

„Ja doch; wie ein Kind! — Sie wiſſen ja nicht, wie ich zu ihr gekommen bin, warum ſie mir ſo im Herzen ſitzt — — ſollen's aber wiſſen. Das gehört ſich ſo; wenn ich will, daß Sie mir helfen, muß ich auch vor Ihnen mein bißchen Heimlichkeit auskramen. Hab' ohnehin immer das Gefühl: dem Mann ſag' ich alles; hatt' es gleich in der erſten Stunde — wahrhaftig — damals am Veitlbruch! Es gibt ſolche Menſchen, vor denen das Herz gleich ſein Türl aufmacht; — nicht viele! aber es gibt deren!" — — Der Alte legte die Hände auf den Rücken und fing wieder an, hin und her zu gehn; im langſamen Gehn fuhr er fort: „Alſo dieſe Marie war ein kleines Ding, ſo etwa zwei Jahre alt; und ich hart an fünfzig, aber leider Gottes noch voll Feuer und Blut — —

„Da muß ich Ihnen aber doch erſt ſagen," unterbrach er ſich und ſtand ſtill, „wie ich bis an die fünfzig hingekommen war ... Oder intereſſiert Sie das nicht?"

„Mich intereſſiert alles," antwortete Wittekind herzlich, „was Sie mir von ſich ſagen wollen. Ihr Vertrauen tut mir ſo gut!"

Saltner nickte ihm zu, mit geſenkten Brauen, ſetzte ſich darauf langſam wieder in Bewegung. Die Hände auf dem Rücken, wie zuvor, räuſperte er ſich laut, murmelte etwas und begann mit halber Stimme: „Es war nämlich bei meiner Geburt ſchon etwas verfehlt, muß ich Ihnen ſagen; ich kam nicht ganz ordnungsmäßig auf die Welt — und hab's zeitlebens geſpürt. Mein Vater war ein großer Herr, ein Fürſt; meine Mutter ein Bürgerskind. Nach der Mutter heiß' ich ... Nun, ſie ſind beide lange, lange tot. Wie ſolche Väter ſind: der hohe Herr nahm ſich meiner an, und ließ mich doch in meinem Neſt am Erdboden; ſo gab das nicht Fiſch, nicht Fleiſch — und mich jungen Laffen zog's in meiner Zwieſpältigkeit immer

hin und her. Bald kitzelte es mich, daß ich doch eigentlich zu den ‚Allerobersten‘ gehörte; dann warf ich mich wieder bürgerstolz in die Brust und dachte: ignoriert mich nur, ich ignoriere euch auch, ich veracht' euch, ich brauch' euch nicht! — Da war nun aber doch das Ritterblut in mir; mein Vater, ein heißblütiger Herr voll Schneid, Saft und Mark, ein Weidmann, ein Reiter, ein Held im Krieg und auch bei den Frauen, der hatte mir eine tüchtige Portion davon mitgegeben, und das werd' einer nun los, wenn's in seine bürgerliche Haut nicht paßt! Lieber Freund, ich hab's versucht, Handwerksmann zu werden; dann lief ich davon, ward Soldat, ward auch Offizier — auf dem ‚Kriegspfad‘ nämlich, in Galizien, Anno sechsundvierzig — und dachte: nun wird's! Aber da kriegte das Herz einmal einen so starken Schuß, daß es zur Hochzeit kam; ich quittierte den Dienst, ward bürgerlich, idyllisch — kam damals zuerst in dieses Salzburger Land — freilich noch nicht in dies Haus. Kinder zeugen, dacht' ich, und mein Feld bebauen, und das bis an meinen Tod! Es war eine liebe Frau — kamen auch liebe Kinder — —

„Aber das langweilt Sie,“ unterbrach er sich wieder und nahm eine Hand vom Rücken. „Kurz — was sag' ich Ihnen — die Unrast brach wieder durch; konnte nicht anders sein. Ich hab' mir noch viel versucht, weil mich's hin und her zog; auch bei unsrer Kriegsmarine war ich eine Zeitlang — da gab's aber damals nichts zu tun, und Bootfahren und Festschmäuse waren mir nicht genug. Dann die Reiselust; — ich hab' viel gesehn, Herr! Lange redet man sich ein und freut sich, wie die Berge, die Städte, die Menschen doch verschieden sind; endlich wundert man sich: wie sind sie einander doch gleich! — Zuletzt saß ich in Deutschland, ganz still, lebte in den Büchern, um als alter Knabe nachzulernen, was ich als junger versäumt

hatte; — hat's gefleckt? Ich weiß nicht. Weib, Kinder, Freunde — alles ſtarb mir ſo weg. Auf einmal ſah ich: Herrgott, ich bin ja allein! Da lernt' ich die kleine Marie kennen — das heißt: ihre Mutter ..."

Er blieb ſtehn; ein tiefes „Hm!" kam ihm aus der Bruſt. „Da wären wir denn bei dieſer Frau," murmelte er nach einer Weile, mit einem Seitenblick auf Wittekind.

„Greift es Sie an, ſo laſſen Sie es heute," ſagte dieſer, der ſtill auf ſeinem Fenſterbrett ſaß.

„Angreifen ... Was heißt das? Natürlich greift es an; aber dazu ſind ja die Nerven da. Ich dachte nur eben, ob Sie darin anders ſind oder auch ein Menſch? In der Liebe nämlich. Den würd' ich doch auf der Stelle niederſchlagen, der mir ins Geſicht behaupten wollte, ich hätte je betrogen, geſtohlen, einem die Ehre genommen oder ſein Gut angetaſtet, auch nur in Gedanken; käm' aber einer und fragte mich: haſt du nie, weil ein Weib dich toll machte, böſe Gedanken gehabt, unrecht Gut begehrt? — Herr, dem ſagt' ich nichts! Ich müßt' ihn ſtehn laſſen, wie er ſteht, und beiſeite gehn! — So richtet uns die Leidenſchaft zu, die uns zur Eva zieht. ... Mariens Mutter lernt' ich alſo kennen, und meine vereinſamten fünfzig Jahre, noch voll Saft und Kraft und voll Sehnſucht nach allem, was lieb, hold und gut iſt, hängten ſich da feſt. Ihr Mann war mein Freund, — nun, was man ſo nennt; ein großer Fabrikant, ein vortrefflicher Biedermann, langweilig und kühl wie ein nebliger Wintertag; und Marie — ſie hieß auch Marie — die war ungefähr wie die Sonne, die draußen am Nebel zieht, aber nicht hindurch kann; Feuer durch und durch — aber ſie äugt nur ſo rot in den Nebel hinein, und den Wintertag freut das, iſt ihm ſchon genug; ſo eigentlich zueinander können ſie aber nicht kommen.... Ich ſag' wohl nicht ganz, was ich meine;

indeſſen, Sie verſtehn mich doch. Ihr war's nicht genug; und da mich nun das Schickſal hinſtellt zwiſchen ſie und ihn — mich, Feuer wie ſie — — Laſſen wir das Gleichnis. Kurz, die Glut iſt da; es brennt! — Aber denken Sie nicht übel von der Frau; ſie war unglücklich, nicht wehrlos; ſie hatte ein rechtſchaffenes, ſittlich ſtrenges Herz; ſie kämpfte einen großen Kampf. Nie wär' ſie erlegen ... Eines Abends nur — wir beide ſitzen allein — am Kamin; das flackernde, rote Kaminfeuer liebte ſie ebenſo wie ich — da ſeh' ich ſie ſo bleich und ſtill, und das Mitleid, die Ehrfurcht werden in mir größer als die Liebe, und ich ſag' ihr, mein Herz in die Hände nehmend: morgen reiſ' ich fort, ins Ausland; komme auch nicht wieder. Sie ſieht mich an, nickt und lobt mich; und wir ſtehn auf. Und ſie, damit gleich ein Ende wird, gibt mir die Hand zum Abſchied; ‚kehren Sie ſich nicht an meine Tränen!‘ ſagt ſie — oder ähnliche Worte — ‚es iſt mir nur wehmütig, aber es iſt gut ſo ...‘ Drauf brechen ihr die Tränen aus; vor den Augen wird ihr dunkel, ſie ſchwankt, und ich — was ſoll ich tun — damit ſie nicht etwa hinfällt, halt' ich ſie und lehne ſie mir an die Bruſt. Indem tritt ihr Mann ins Zimmer; ihr eiferſüchtiger — — Ich hab' Ihnen noch nicht geſagt, daß dieſer Mann, ſonſt ſo trocken und förmlich, eiferſüchtig war bis ins letzte Mark; eiferſüchtig aus Ehrgefühl; und für ſeine Ehre ging er in den Tod. ‚In den Tod‘ — — Da ſag' ich's! Der Mann findet die Frau ſo in meinen Armen; er glaubt: Die ſind einig und eins, alles iſt geſchehn. Was wir ihm vorreden, hört er an, ſieht uns an, wie ein Geſpenſt geht er fort. Er glaubt uns kein Wort. Will's nicht überleben. Schreibt noch einen Abſchiedsbrief an die Frau und mich — als wären wir ein Paar — und da wir ihn wiederſehn, liegt er erſchoſſen da, mit einem Geſicht, als ſagt' er uns

noch: meine Ehre hab' ich wieder — tut nun, was ihr wollt! — —

„Zwei Jahre, wie gesagt, war das Kind damals alt, die Marie; — sie hat viel von der Mutter, einiges auch vom Vater: dieses brütende Ehrgefühl, diesen harten Stolz ... Es war übrigens noch ein andrer Kampf über ihn gekommen: die alte Geschichte von großen Fabrikanten, die eine ‚Konjunktur' über den Haufen wirft; das hatte ihn mit verdüstert — ja seine Freunde und Bekannten glaubten, die Konjunktur hätt' ihn umgebracht. Nach seinem Tod war die Witwe arm, um es kurz zu sagen. Mit dem Kind saß sie da. Ich dachte: die Mutter darf ich nicht lieben, nie mehr — aber doch das Kind! Und da die Frau Marie, von alledem, wie Sie denken können, durch und durch erschüttert, endlich das Gleichgewicht verliert und in eine Anstalt muß, um in ihrem kranken Hirn zu genesen, so nahmen meine Schwester und ich uns des Kindes an, und die süße Kleine wuchs mir ein paar Jahre lang und für immer ins Herz. Dann ward die Mutter gesund und nahm ihre Marie zurück; ich konnt's aber nicht lassen, das Kind zu sehn — — Sie begreifen das. Und da auch das Ding so zärtlich an mir hing; denn die kann liebhaben — oh! — — Kurz, die Mutter, in ihrer Scheu vor mir, in ihrer Gewissensnot, macht nach langem Kampf all dieser Halbheit ein Ende und erhört die Werbung eines braven Menschen, der ihr schon lange gut war: so hatte ihr Kind wieder einen Vater, und von mir war sie frei!

„Frei," wiederholte der Alte und hob und senkte den Kopf, mit einem schmerzhaften Lächeln.

Wittekind fragte zögernd: „Also diesen neuen Vater meinte Frau Marie, als sie damals in Grödig von dem Arzt sprach, dem zuliebe sie etwas Medizin studierte?"

„Nu freilich," erwiderte Saltner. „Ihr Stief-

vater war's. Gerecht muß man ſein: ſie hat's gut bei ihm gehabt. Ich ſah ſie noch zuweilen ... Ach, ſie war ſo lieb! ſo treu! — Endlich gingen ſie nach Amerika. Aber die Mutter ſtarb. Die Marie wuchs heran. Einmal fuhr ich hinüber — es riß mich ſo — und ſah ſie auch wieder, nun ſchon ein Jungfräulein; und das kleine goldene Herz hatte mich nicht vergeſſen. Ach was, vergeſſen! Ihr ‚Väterchen' nannte ſie mich, zur Erinnerung an die alten Zeiten. Und als ihr Stiefvater, der Arzt, dann geſtorben war und die junge Waiſe dieſen Eugen liebgewonnen hatte — und doch zweifeln mußte, ob's der Rechte ſei — da fuhr ſie herüber und kam auch zu mir und ſchüttete — da hinten am Untersberg war's — ſchüttete ihr armes Herz gegen mich aus. Meinen väterlichen Rat ſollte ich ihr geben; und nicht ſo, wie's oft iſt: ‚Rate mir gut, aber rate mir nicht ab!' Nein, ſie wollte rechtſchaffen Wahrheit, Belehrung, und vor Beſchämung und Herzweh fürchtete ſie ſich nicht. Aber — was konnt' es helfen? Ich hörte ja nur ſo die Glocken läuten, ich kannt' ihn ja nicht. Nur nach ihren Worten und ſeinem Bild hatt' ich das Gefühl: das iſt nicht der Rechte! Und das arme Mädel — ſie glaubte mir — glaubte mir auch nicht. Warum ſie dann hinging und doch ſeine Frau ward? Die ſogenannten Sinne haben das nicht gemacht, die hat Charakter, ich kenn' ſie; aber ihr Stolz kam ins Spiel, ſie hielt es für ihre Ehre, dieſes ſchwanke Bäumchen an ihr Herz zu binden, bis es grade und feſt in den Himmel wüchſe. Wie dieſe jungen Dinger ſind; ſo geſcheit und ſo dumm ... Dem war nicht zu helfen. Und ihre Ehre, ihr Stolz, wie ſind die geſchleift worden, bis ſie ſich von ihm losriſſen, über und über voll Staub und Blut. Erſt in Grödig ſah ich ſie dann wieder — ich ahnt's nicht — Sie wiſſen ja — und da oben auf der ‚Hedwigsruhe' drückt' ich mein unglückliches

Kind, die ärmſte Frau auf der Welt, wieder an die Bruſt! — —

„So, nun wiſſen Sie's," ſagte Saltner nach einer kleinen Stille, mit veränderter, abſichtlich trockener Stimme. Er richtete ſich auf — denn er hatte etwas gebückt geſtanden — und kam in ſcheinbarer Ruhe ans Fenſter; ein Tropfen lief ihm aber in den Furchen der rechten Wange entlang. Als er ſah, daß Wittekind dieſen Tropfen bemerkte, zuckte er mit der Wange und warf den Kopf auf die Seite; „nun ja!" ſagte er unwirſch, „da ſitzt was, ich weiß es; dieſes alte Augenwaſſer will mir nicht austrocknen, ich mag alt werden wie ich will. Ihr Norddeutſchen ſpöttelt ja wohl gern über ſolche Tropfen; habt euch mächtig in der Gewalt, und ſeid ſtolz darauf."

„Ich nicht," entgegnete Wittekind.

„Sie nicht? — Aber wie ſehn Sie jetzt marmorn ruhig aus; und der Teufel mag wiſſen, was dabei doch in Ihnen vorgeht ... Ich hab' oft geſtaunt über euch Nordiſche, und den Kopf geſchüttelt. Ich bin doch auch ein Germane — bilde mir ein, ich ſtamm' von den alten Goten ab — aber ſo zu Eiſen und Eis kann ich mich nicht machen. Iſt wohl auch nicht nötig ... Alſo, daß wir noch einmal von der jungen Frau reden: was können wir tun, um ſie wieder aus dem ‚Wald' zu holen, in den ſo ein junges Blut nicht gehört? Und Sie, Nordgermane, wollen Sie mir helfen?"

Wittekind, ſtatt zu antworten, deutete aus dem Fenſter auf die Straße hinaus, wo ſoeben ein Paar erſchienen war, dem ſeine Augen nachgingen. Frau Marie war mit Bertold aus der Tür getreten, und in ein Geſpräch mit ihm vertieft, vielmehr ſeiner jugendlichen Beredſamkeit zuhörend, ging ſie die Straße entlang, die nun ganz im Abendſchatten lag. Sie nickte ihm mehrmals freundlich lächelnd zu. Ihr Gang ward zuweilen ſo haſtig, wie

Saltner ihn beſchrieben hatte; denn bemerkte ſie aber, daß Bertold zurückblieb, hielt an und mäßigte ſelber ihren Schritt. Nach einiger Zeit kehrten ſie um — die beiden hatten vom Fenſter aus ihnen nachgeſehen — und Marie begann nun auch mit einiger Lebhaftigkeit zu ſprechen, und wieder zu lächeln, während der Jüngling ihr zunickte.

„Ich glaube, der jungen Frau können auch andre helfen," ſagte Wittekind jetzt, mit etwas gezwungenem Lächeln.

„Gut, deſto beſſer," entgegnete der Alte. „Doppelt, ſagt man ja, reißt nicht!"

Die Spaziergänger kamen bis an das Haus zurück und ſahen hinauf. Sie blieben nun ſtehn; Marie nickte ſanft, ihr ernſtes Geſicht war Wittekind noch nie ſo reizend erſchienen. Bertold, deſſen Wangen roſig leuchteten, rief ſeinem Vater zu: „Ich bin angenommen! Die gnädige Frau hat mir ſchon erlaubt, daß ich ihr vorleſen darf. Noch dieſen Abend fangen wir an!"

„Ja, er will ſo gut ſein," ſagte Marie, mit einem freundlich ergebenen Ausdruck, wie wer ſich hat bereden laſſen, eine neue Arzenei zu nehmen. „Ich denke, Sie wünſchen es auch!"

„Gewiß wünſch' ich es," gab Wittekind zurück. Er verſtand nicht, wie ihm geſchah: die Freude ſeines Bertold machte ihn ſelber froh, und doch legte ſich ihm ein dumpfer Druck auf die Bruſt. Mariens Augen warfen noch einen Blick hinauf, dann trat ſie ins Haus, und Bertold ging ihr nach.

III

So begann denn ſchon am erſten Abend, was der Alte begehrt und gehofft hatte: Bertolds wohllautende Stimme ließ ſich in ſeinem Salon — oder ſeiner „Halle", wie er

ihn nannte — vernehmen, und die junge Frau hörte geduldig und aufmerkend zu. Diesmal nahm die ganze Gesellschaft teil, um den Tisch versammelt; mehrere Lampen brannten, nach dem Nachtmahl fuhr man hier fort, goldigen Wein zu trinken. Auf Saltners Wunsch las Bertold aus Goethes Gedichten vor, und der Alte schlug selber dieses und jenes auf, das, ohne belehren zu wollen, die Lust am Leben und den Wert des Daseins betont und die Schwingen anregt. Wittekind, die Absicht verspürend, mußte lächeln, obwohl diese Bemühungen des „Seelenarztes" ihn rührten; Marie saß ruhig da, als bemerkte sie davon nichts. Ihre Augen hingen, wenn sie sie nicht schloß, an Bertold, der sich mit jugendlicher Lust seinem Amte hingab. Ein schwärmerisches Feuer brannte bald auf seinen Wangen; er vermied es nicht ganz, sich zu überstürzen, aber er las freier, sicherer, kunstverständiger als damals auf der „Gemse", und auch das singende Pathos wußte er etwas besser zu bekämpfen. Der schlichte Adel, die himmlische Natürlichkeit dieser Gedichte war wie ein kräftiger Strom zwischen festen Ufern, auf dem sein Gefühl nicht verirren konnte, sondern leicht getragen dahinschwamm; und so trug er auch die Zuhörer in süßem Zwang mit sich fort. Saltners Brauen — sonst saß er still — kamen kaum zur Ruhe; Marie nahm sich wie die vermeinte Statue im „Wintermärchen" aus, die sich beim Klang der Musik nach und nach belebt; und auch Wittekind, von dem ein beengender Seelendruck nicht mehr weichen wollte, schwamm diesen Strom mit hinab, als ginge es in die jungen Tage zurück, wo Goethes Liederbuch ihm eine Welt war und all dieser Wohllaut von Lust und Leid ihn wie ein himmlisches Vorspiel zum Drama des kommenden Lebens berauschte.

Als er dann aber allein in seinem Zimmer stand —

alles hatte ſich zur Ruhe begeben — und die ſchöne, milde Nacht ihm in die offenen Fenſter hereinwehte, fiel ihm die ganze Beklemmung dieſes Tages wieder auf die Bruſt. Ja, ja, ſie hat ſchweres Blut, dachte er, — denn ſeine Gedanken konnten von Marie nicht laſſen; hat's von dem Vater geerbt, dem Unglücklichen: den „brütenden Stolz" — oder wie ſagte der Alte? — — Nun ja, und wenn auch — was tut das? Ach, wenn ſie nur wollte — mit all ihrem „ſchweren Blut", das du nur ſo nennſt, weil ſie zu edel iſt, ihr ſelbſtgewähltes Schickſal leicht zu nehmen, — mit alledem nähmſt du ſie ſo gern, ſo gern, und wärſt wie geſegnet. Leugne dir's doch nicht! Den ganzen Winter haſt du auf den Sommer gehofft, und ſie dann wiederzuſehn; und es gibt für dich — ja, ja, ja, ſo iſt es — es gibt für dich nur dieſe eine Frau. Ach, ſie immer um dich zu haben, dieſe ſeelenvollen Augen, dieſe edle Stimme ... Aber ſie „achtet dich hoch" — wie er ſagt — wohl gar mit ein wenig „Verehrung" — und will weiter nichts von dir. Als ſie gute Nacht ſagte — ſie gab mir die Hand, o ja; die ſo warm und weich war; aber flach und ſtill lag ſie auf meiner Hand. Dann kam Bertold; dem dankte ein warmer Blick, daß er ihr wohlgetan, und ſie drückte ſeine Hand ſo herzlich, daß ich's ſehen mußte; ja, ſie ſchüttelte ſie ...

Er trat ans Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Wunderbar tot war die Welt. Der Mond, etwas mehr als halb, ſtreute wieder dieſen kalten S ch e i n des Lebens aus, von dem ſie damals auf der „Hedwigsruhe" ſprachen — — wie lange war das nun her. Dieſes matte, däm-mernde Halbleben fröſtelte, widerte ihn an. Der Unters-berg lag ihm gegenüber wie ein Haufen Nichts, wie der Schatten einer Leiche. Alles blutlos, leer; das rechte Bild der Entſagung, des Lebendigtotſeins. So ſah es nun aus

in der jungen Frau; ſo ſollte er ſie laſſen, weiter nichts begehren. Laßt mich da in Frieden! hörte er ſie wieder ſagen. Stört mich nicht mehr auf!

Er dachte endlich die Fenſter zu ſchließen und beugte ſich hinaus; ſchreckhaft fuhr er aber zuſammen, als er plötzlich und unerwartet im Nebenfenſter einen zweiten Kopf ſah, der ſich gleichfalls hinausſtreckte. Der Mond ſpielte nur auf deſſen Haaren, das Geſicht war im Schatten. Es war Bertold, den er ſchon ſchlafend glaubte. Der Jüngling lag mit den Armen auf ſeinem Fenſterbrett, und ſchaute oder träumte ſo verſonnen, daß er das Erſcheinen des Vaters nicht bemerkte. Wittekind betrachtete ihn ſtill.

Wie rührend jung er noch iſt! dachte er. Aber doch ein ſo eigener, tiefer Ernſt um die weichen Wangen. — Wovon er nun träumen mag?

Die jungen Lippen bewegten ſich. „Marie! Marie!“ flüſterten ſie ſeufzend.

Wittekind fuhr zurück. Wie wenn ihm ein kühler Wind durch die Haare ginge, lief ein ſchauerndes Fröſteln in ſeinen Nacken hinab. Er ſtand wieder im Zimmer und horchte. Doch er hörte nichts mehr. Nebenan und überall war es ſtill.

„Nun ja!“ flüſterte er endlich lautlos vor ſich hin und verſuchte zu lächeln. Er trat aber nicht wieder ans Fenſter, und er ſchloß ſie nicht. Die Nacht iſt mild, dachte er, entkleidete ſich und ſtreckte ſich auf dem Bett unter ſeine Decke. So lag er noch lange mit offenen Augen da; erſt gegen Morgen entſchlief er. — —

Das Pfingſtfeſt brach an; dieſe ſchönſten Feiertage verlebten die Freunde gemeinſam, auch Marie mit ihnen; nur daß ſie bei ihren Morgen- und Abendwanderungen die Ziele mieden, wohin die Menge ſtrebte, und einſamere Wege ſuchten, an denen in dieſer reichen Landſchaft auch

kein Mangel war. Saltner kannte ſie alle; er führte ſeine Gäſte um den Gaisberg herum gegen die Iſchler Straße, auch an der Salzach aufwärts, auch über das „Moos“, das er im Geiſt zum „Salzburger See“ umgeſchaffen hatte. In ſeinem Feuereifer, wie der alte Fauſt, zeigte er ihnen rechts und links und gegen den Untersberg zu die Grenzen dieſer geträumten Waſſerfläche, die mit Villen bevölkerten Ufer, auch den zierlichen Dampfer, auf dem er ſie an dieſen Geſtaden entlang führte. In den Mittagsſtunden zog ſich der alte Einſiedler dann in ſein Zimmer zurück; und auch Wittekind flüchtete in ſeinen Frieden hinauf. Durch die offenen Fenſter hörte er aber ſeines Bertold Stimme, der unten in der „Halle“ wieder zu den Büchern griff, und dem die junge Frau ſtundenlang ein offenbar williges Ohr ſchenkte. Kamen ſie am Abend zum zweitenmal nach Haus, ſo ermutigte ihn ſchon ihr zunickendes Lächeln, mit dieſem Liebesdienſt fortzufahren; Bertold errötete vor Freude, und nach wenigen Augenblicken ſaß er ihr gegenüber und las. Der Alte ging ab und zu, auf den ſchweigſamen Teppichen; Wittekind ſetzte ſich lieber in ein Nebenzimmer, wo er zuhören oder in ſeine Gedanken verſinken konnte, wie eben ſeine beladene Seele es begehrte. Und ſie? dachte er. Hört ſie jedes Wort? Iſt ſie wirklich ganz Ohr? Oder ſitzt ſie in ihrem „Wald“ und horcht nur ſo hin, wie wenn die Vögel in den Bäumen ſingen? — Oder iſt ſie mehr Aug' als Ohr? Schon auf der „Hedwigsruhe“ ſagte ſie von ihm: beinahe hätt' ich geſagt, wie holdſelig ... Findet ſie nun, er iſt es?

Zuweilen erſchien auch Kathi irgendwo in der Tür; öffnete ſie leiſe ein wenig, lauſchte eine Weile, wenn man ſie nicht wahrnahm, und ſchlich dann geräuſchlos in ihren Winkel zurück. Das Mädchen war am erſten Abend unſichtbar geblieben, hatte dann am Morgen Vater und Sohn

ſcheu und verlegen begrüßt, auf ihre freundlichen Worte ihnen einmal zugelächelt und ſich dann plötzlich, flüchtig wie ein Reh, wieder davongemacht. So blieb ſie während der Feiertage: nur wenn ſie der „Dienſt“ zu den Gäſten führte, ließ ſie ſich ſehn, und verſchwand ſogleich, wenn ihre Pflicht erfüllt war. Am dritten Morgen aber, als Bertold ſein Zimmer noch nicht verlaſſen hatte, trat ſie nach ſchüchternem Klopfen bei ihm ein, mit hochrotem Geſicht. Sie ſchien geweint zu haben, aber nicht vor Kummer: denn ſie ſah ihn tiefgerührt und mit ſo kindlich warmer Herzlichkeit an, daß ihm faſt wieder ſo ſonderbar zu Mute wurde wie vor einem Jahr auf der „Gemſe“. Nachdem ſie ihn von der Tür aus begrüßt und eine Weile in hilfloſer Bewegung ihre Füße hin und her gewiegt hatte, trat ſie mutiger auf ihn zu. „Ich hab' die halbe Nacht ja nicht ſchlafen können,“ ſagte ihre tiefklingende, weiche Stimme.

„Und warum nicht, Kathi?“

„Das wiſſen Sie ja doch,“ gab ſie ihm zur Antwort; es kam beinahe wie ein Vorwurf heraus.

„Ich weiß gar nichts; wahrhaftig,“ erwiderte Bertold lächelnd.

„Aber der Herr von Saltner hat mir's ja geſtern abend geſagt ... An mich ſchlechte Perſon haben Sie gedacht — ſich was abgeſpart ... Mein Gott, ich verſteh' das nicht!“

„Wozu auch alles verſtehn, Kathi? Man muß die Welt nehmen, wie ſie iſt, und nicht ſo viel nachdenken, daß man den Schlaf verliert. Ich will Ihnen nur ſagen, Kathi: weil ich Sie nicht für eine ‚ſchlechte Perſon‘ halte, ſondern für eine recht gute, die — — die einmal zu gut war, ſo hab' ich mir — — hab' ich für Sie — —“

Die Unſicherheit kam nun über ihn. Er ging um ſeine Worte herum, als hätte jedes einen Stachel, der ihr

wehtun könnte. „Nun, Herr Saltner hat's Ihnen ja gesagt," stieß er endlich heraus.

„Ja," seufzte sie. „Und daß auch Ihr Vater — und daß auch Herr von Saltner — — Wie komm' ich dazu! Alle so gut zu mir — —"

Sie schluchzte auf einmal laut auf, wie ein Kind, und die augenrötenden Tränen begannen nun wieder ungehindert zu fließen.

„Na, da haben wir's!" sagte Bertold, der, je länger sie weinte, sich desto mehr wie ihr Onkel, wie ihr Vater fühlte. „Kathi! Wer weint denn um Geld. Geld ist ja doch das wenigste, was einer dem andern antun kann — wenn er's grade hat. Wir haben es, und Sie nicht. Also geben wir Ihnen so viel, als Sie brauchen, um — — Nun, Sie wissen schon. Ich wünsch' Ihnen einen guten Mann, Kathi, und ein gutes Glück!"

„Wir wollen's hoffen," sagte sie mit erstickter Stimme. „Und ich dank' Ihnen für Ihre Gutheit. Geben Sie mir doch die Hand!"

„Was wollen Sie damit?" fragte er, da sie sich niederbückte, während sie danach haschte.

Sie antwortete nicht, sondern versuchte stumm seine Hand zu küssen. Er zog sie aber weg und versteckte beide Hände hinter seinem Rücken. „Lassen Sie das," sagte er mit milder Strenge; „das gehört sich nicht. Das mögen die Hunde tun. Menschen küssen sich —"

Auf den Mund, wollte er sagen; er ward aber rot und brach ab. Alle seine Vatergefühle zusammennehmend sah er ihr in die nahen, treuherzigen, nassen Augen und murmelte endlich, beinahe flüsternd: „Ich werde Sie auf die Stirn küssen, Kathi." — Das Mädchen erwiderte nichts und hielt ihm die sanftgebräunte Stirn unverlegen hin.

Er näherte sich ihr. In diesem Augenblick überkam

ihn ein ſonderbares, tolles Gefühl: als ſei er Eugen Dorſay, dem dieſe Kathi ſo willig ſich zum Kuſſe darbiete ... Alles, was ſie auf der „Gemſe“ erlebt hatten, ſtand ihm vor der Seele. Es ward ihm unhold zu Mut. Er zog ſein Geſicht zurück.

Seine Herzensgüte trieb es jedoch wieder hin. Er berührte ihre Stirn mit ſeinen Lippen, wie ein Fiſch den Köder berührt, vor dem er ſich ſcheut. „Ich — — ich danke Ihnen,“ murmelte er dann.

„Für was?“ ſagte ſie leiſe.

Sie ging dann ſchweigend, rückwärts, zur Tür. Mit halb geſenktem Kopf flüſterte ſie, noch einmal aufſeufzend: „Vergelt's Ihnen Gott! — Ich werd' für Sie beten. — — Ich hab's ihm auch heilig gelobt — — und ich werd's auch halten.“

„Was haben Sie ihm gelobt?“

Solange ſie noch im Zimmer ſtand, gab ſie keine Antwort. Erſt als ſie von draußen die Tür halb geſchloſſen hatte und nur die Hälfte ihrer zierlichen Geſtalt noch ſichtbar war, hauchte ſie durch die Spalte hinein: „Brav ſein!“

Dann machte ſie die Tür mit einer Bewegung, aber lautlos, zu.

IV

Schon am Pfingſtmontag hatte ein friſcher Nordoſt die ſommerwarme Luft wieder abgekühlt; am Dienstag drang er auch in die erwärmten Mauern und Wände ein und füllte die Zimmer mit froſtigen Gefühlen, die man, wie die Winterkleider, ſchon abgelegt zu haben vermeint hatte. Saltner allein machte ein vergnügtes Geſicht, als ſei dieſer Rückfall in den Nachwinter auf ſeine Beſtellung gekommen: er liebte die gemiſchten Tage, an denen die Sonne vom

blauen Himmel heiter herunterbrennt, im Kamin aber das Feuer lodert, dieſe traulichſte von allen Flammen, in die er ſo gerne hineinträumte. Er ſchleppte ſogar am Morgen ſelber Buchenſcheite herbei; denn in ſeinem Hauſe durfte nur das edle Buchenholz brennen, dies war die einzige Verſchwendung, deren er ſich rühmte. Man ſah ihn auch an dieſem Tag ſtundenlang am Kamin, in die Flamme guckend. Er wollte den Rückfall genießen, er traute dem Wetter nicht, das ſich in den Sonnenſchein feſt einzuſommern drohte, denn nicht das kleinſte Wölkchen ſtieg am Himmel auf, und das aus allen Zweigen brechende Grün war nicht mehr zu halten.

Frau Marie blieb am Nachmittag zu Haus und auf ihrem Zimmer; Wittekind ſchrieb, der Alte ſaß ſinnend am Kamin; zuletzt ging Bertold, da er keinen Menſchen hatte, allein vor die Tür und in die Stadt hinein. Er kam an die alte Brücke und auf denſelben Weg, auf dem er damals Kathi geſucht und endlich im Waſſer gefunden hatte. Jetzt war aber das Ufer nicht einſam wie an jenem Morgen, großes und kleines Volk ſchlenderte an der Salzach hin und ſchien dieſen ſonnig friſchen Abend als dritten Feiertag zu genießen. Sich ſelber überlaſſen und die Leute betrachtend, erinnerte ſich Bertold ſeiner alten Bekannten aus dem Volk, der „Weltverbeſſerer“, an die er in dieſen Tagen kaum einmal gedacht hatte, denn die großen Augen der Frau von Tarnow ließen ihm keine Zeit dazu. Auch war er noch nicht in die Stadt gekommen, weder mit den andern, noch allein. Er blickte ohne Neugier umher, mehr als einmal glaubte er die unterſetzte, ſtämmige Geſtalt Afingers zu ſehn, wollte auf ihn zu, ſtrebte wieder zurück; — verwundert bemerkte er, wie zwieſpältig ſeine Empfindungen waren, und wie wenig wir eigentlich wiſſen, wie über dieſen und jenen Menſchen unſre innerſte Stimme

ſpricht. Möcht' ich Afinger wiederſehn? dachte er. Weiß ich das wirklich nicht? Oder haben nur ſeine Kameraden mir auch ihn verleidet? ginge ich denen lieber aus dem Weg, und darum auch ihm? — Übrigens täuſchte er ſich, denn jeder, den er von weitem für Afinger hielt, war ihm unbekannt. Er kehrte endlich wieder um, denn es zog ihn nach Haus. Ein ſo wunderbares, neues Leben war in ihn gekommen: ganze Tage in der Geſellſchaft dieſer Frau zu ſein, deren Schickſal für ihn ſo geheimnisvoll und romantiſch war, ihrem edlen Geſicht gegenüber ſich in Poeſie zu berauſchen, ſeine laute Stimme zu hören, ihre verſchloſſene Seele damit aufzuſchließen. Der David dieſes weiblichen Saul zu ſein, wie er mit Stolz bei ſich dachte; denn ſie hört mir zu, ſie lächelt, ihre Wangen beleben ſich, ihre Augen leuchten ... Was für Augen. Sterne! Und ſie leuchten mich an — leuchten durch mich hindurch — als flögen ſie hinter mir weiter zu den andern Sternen. Und mich durchſchauert's ... Aber ich leſe weiter. Ich faſſe mich wie ein Mann. Obwohl ſie — — obgleich mein Herz — — Kurz, ich liebe ſie! ich bete ſie an! murmelte er in die Luft.

„Was reden Sie da vor ſich hin?" hörte er jetzt eine Stimme ſagen, und eine Hand legte ſich ihm auf den Arm. „Dabei gehn Sie ſo raſch, daß ich Sie kaum einholen kann. Kennen Sie mich nicht mehr?"

Bertold ſah Riedau vor ſich, als er ſich gegen die Stimme gewendet hatte. Er erkannte ihn im erſten Augenblick nicht, weil das an ſich ſo ſcharf gezeichnete Geſicht unnatürlich gerötet und durch ein unruhiges, übertriebenes Lächeln entſtellt war. Sobald jedoch dieſes Lächeln ſchlichter wurde, war ihm bewußt, wen er vor ſich hatte. „Herr Riedau," ſagte er kurz. „Guten Tag. Sind Sie wieder hier?"

„Irgendwo muß der Menſch ja ſein," erwiderte der andre, wieder mit dieſer aufgeregten Luſtigkeit, für die es an einem Anlaß fehlte. „Ich hab' Sie gleich erkannt, obgleich Sie ſich jetzt ein Bärtchen ſtehen laſſen ..." Riedau fuhr durch ſeinen eigenen dichten, ſchwarzen Bart und lachte. „Machen Sie nur nicht ſo große Augen," fuhr er dann mit etwas unſicherer, aber doch geläufiger Zunge fort; „wundern Sie ſich nicht. Ich hab' halt viel getrunken. Die Feiertage; und überhaupt ... Was kann der Menſch Beſſeres tun, als trinken; wenn's ein edler Stoff iſt. Aber zuviel hab' ich darum nicht. Die Zunge iſt etwas komiſch, aber der Kopf iſt frei. Ich weiß, was ich ſage — und auch was ich will!" — Er lachte wieder auf; dann betrachtete er aber den Jüngling mit ſeinen forſchenden, unruhig wandernden Augen, während er ſein gewohnheitsmäßiges, ſtilles Lächeln annahm. „Ja, und ich werd' Ihnen das heute noch beweiſen!" ſetzte er, ein Auge eindrückend, hinzu.

Bertold beachtete dieſe Behauptung nicht; er fragte, von Riedaus Zuſtand und Benehmen nicht eben erbaut: „Sind Sie mit Ihrem Diplomaten, oder was er war, wieder auf der Reiſe?"

„Nein," entgegnete Riedau und zeigte ſeine Zähne. „Der hat eine Reiſe gemacht, die ich noch nicht mitmachen wollte. Er iſt für immer abgereiſt, verſtehn Sie. Abgeſchrammt, wie man ſagt!"

„Ah!"

„Ja, die Canaille iſt tot. Ich wollte dann bei einem Baron in Dienſt treten; aber das — zerſchlug ſich. Da hab' ich mich an einen hohen Herrn geſchmiegt, der ſich für gelehrt hielt und einen Sekretär brauchte. Wieder Paria! Das bekam ich doch endlich ſatt. Ich ſpritzte eines Tages meine Feder aus, ſagte: gute Nacht, Herrendienſt!

und wurde ein freier Mann. Freiheit über alles! Freiheit, die ich meine — —“

Er ſtellte ſich vor Bertold hin, ſo daß dieſer nicht weitergehen konnte, faßte ſeinen Rockärmel und ſchloß die Augen halb zu, wie er es vorzeiten von Waldenburg gelernt hatte. „Mit Ihnen kann man ja reden,“ fuhr er leiſer fort — ſie waren übrigens an einen menſchenleeren Platz in der Nähe des Waſſers gekommen — „und Sie verſtehn mich. Das Volk! Alles durch das Volk! Weg mit unſern Tyrannen. Befreiung der Geſellſchaft. Dafür leb' ich jetzt. Hab' ich recht, oder nicht?“

Er blickte, während er ſprach, Bertold wieder ſo ſpürend an, daß über den argloſen Jüngling doch ein unbehaglich mißtrauiſches Gefühl kam. „Und *wovon* leben Sie, wenn ich fragen darf?“ ſagte er unwillkürlich.

Riedau beantwortete dieſe Frage nicht, er lächelte ihm nur geheimnisvoll zu. „Kurz, vor Ihnen kann ich mich ausſprechen,“ entgegnete er dann. „Es muß etwas geſchehn, und es wird geſchehn ... Oder denken Sie nicht mehr ſo frei wie damals?“

„Ich denke ebenſo wie damals,“ erwiderte Bertold trocken. „Aber *Sie* — — Sie wollten ja nur ‚*oben bleiben*‘, wie Sie mir damals ſagten; ſo oder ſo!“

„Hab' ich das geſagt?“ — Riedau lachte. — „Ja, das ſieht mir gleich! Ich hatte mir das angewöhnt — es iſt eigentlich dumm — ſo allerlei verruchtes, blödes Zeug in den Tag hinein zu reden, den verfluchten Kerl zu ſpielen, wenn mir's grade Spaß machte. Die mich wirklich kennen, dacht' ich, die wiſſen ja doch, wer ich bin!“

„Und was tun Sie *jetzt*? *Spielen* Sie auch jetzt wieder nur den Freiheitsmann, den Volksmann, oder iſt der echt?“

„Ah! wie fein Sie ſind!“ antwortete Riedau, indem

er vor Bewunderung die Brauen anzog und mit seinem Schwarzkopf nickte. „Und Sie haben eigentlich recht. Man soll keinem Menschen trauen, der sich überhaupt den Spaß macht, Komödie zu spielen. Darum hab' ich diese Maskenscherze jetzt auch aufgegeben, die schaden einem nur; hab' mich auf den eigentlichen Kern in mir zurückgezogen, der verteufelt ernst ist — und lebe wirklich nur noch für meine Ideale. Hab' ich darin recht oder nicht?"

„Gewiß haben Sie recht," entgegnete Bertold, noch etwas ungewiß und mit einem schrägen Blick.

„Sie sollen mich kennen lernen, wie ich wirklich bin; das heißt, wenn Sie wollen. Mein ganzes Herz schlägt jetzt für die Enterbten, für die Unterdrückten.... Seit wann sind Sie hier? Haben Sie Afinger schon gesehn?"

„Nein, noch nicht. Ich bin erst wenige Tage hier." — — Indem Bertold dies sagte, betrachtete er den andern verwundert: so sehr hatte dessen ganze Erscheinung sich mittlerweile ernüchtert; sogar die Röte im Gesicht war schon halb verschwunden.

„Afinger ist mein Mann! Der hat sich entwickelt. Den müssen Sie wiedersehn! Ich lebe jetzt hier, weil dieser Magnet mich fesselt; und in unserm kleinen Kreise, sag' ich Ihnen, rühren sich Gedanken, Ideen. Mit der Zeit auch Taten.... Wir tagen aber nicht mehr zwischen unsern vier Wänden, sondern, wie die Irländer Curleys, im Freien, im Busch!"

„Warum tun Sie das?"

„Warum? Weil die Polizei ein altes Weib ist, das alles wissen will; weil dieses alte Weib uns nachspürt, in die Schlüssellöcher kriecht, an den Wänden horcht, in die Türen einbricht. Ja, so sind die Zeiten! — Der Stierkopf, der Metzner, hat's verlangt, daß wir auswandern

— und ich hab' ihm zugeſtimmt. Sonſt hätt' er mich wohl gar ſelber für 'nen Spitzel gehalten — —"

Riedau lachte wieder; aber mäßiger, trockener als zuvor. Er nahm Bertolds Hand. „Herr Wittekind!" ſagte er plötzlich, mit dem breiten, herzlichen Ton, den er gleichfalls in der Schule ſeines toten Meiſters gelernt hatte. „Alle, die es gut meinen, müſſen jetzt zuſammenhalten. Als ich Sie ſah, dacht' ich gleich: Bravo! Unſer Sankt Georg iſt wieder da! Denn ſo heißen Sie noch immer bei uns. Wir hoffen noch immer auf Sie. Afinger voran. Kommen Sie morgen abend, wo wir wieder tagen, zu uns hinaus in den Buſch?"

Bertold ſchwieg verwirrt; er ſah an dem andern und an ſich hinunter. Dies alles überraſchte, überrumpelte ihn; er hatte hier wie im Märchen gelebt, nicht in Sankt-Georgs-Gedanken, er war auch nicht mehr der Träumer von damals, wie ihm heute deuchte. Was zog ihn noch hin? War es mehr als Neugier? Was ſtieß ihn ab? War es wirklich die Vernunft? — Und dieſer Riedau, was war er?

„Sie antworten mir nicht," ſagte Riedau, nachdem er eine Weile gewartet hatte. „Das ſoll wohl heißen: da man euch nachſtellt, tu' ich nicht mehr mit; ich fürchte mich vor der Polizei!"

„Herr!" fuhr Bertold auf. „Wie können Sie ſich erdreiſten . . . Ich fürchte mich nie. Ich kenne keine Furcht!"

„Dann entſchuldigen Sie gütigſt; beleidigen wollt' ich Sie nicht. Ich dachte ganz naiv: er will nicht, aus Furcht. Denn wenn Sie ſagen: ‚ich denke noch ebenſo wie damals', aber Anſtand nehmen, ſich unter uns zu zeigen — nun, dann ſieht's doch ſo aus — —"

„Ich werde alſo kommen!" unterbrach Bertold ihn ſtolz und kurz. Seine Augen blitzten. Er fuhr mit der

Hand durch seinen jungen Bart. „Nur damit Sie sehen, daß es ‚nicht so aussieht‘ ... Wann sind' ich euch denn? und wo?“

„Wir ‚tagen‘, wenn es Nacht wird,“ entgegnete Riedau, der nun seinen geschmeidigen Rücken wieder freundlich krümmte. „Seien Sie nur wieder gut; ich werde einen Mann wie Sie doch nicht kränken wollen. Wo? Stromauf, an der Salzach. Kennen Sie den Weg am Fluß hinauf, der später seitwärts nach Hellbrunn führt, und auch nach Anif?“

„O ja; schon von früher; und auch dieser Tage sind wir da gewandert.“

„Desto besser, verehrter Herr! — Da, wo dieser Weg — — Ich wußte ja recht gut: an Schneid' fehlt's Ihnen nicht —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn Bertold. „Also wo?“

„Da, wo dieser Fußweg den Fluß verläßt, gehn Sie zum Wasser hin; dann am Ufer fort, unter dem höherliegenden Wald, der Sie verdeckt — bis einige Büsche kommen. Da finden Sie die ‚Gruppe‘ beisammen, wenn es Nacht ist. Bleibt das Wetter klar, so haben Sie Mondschein, können's nicht verfehlen.“

„Ich verfehl' es auch o h n e Mondschein nicht, wenn ich hinkommen will. Und, wie gesagt, ich will. Also auf Wiedersehn morgen an der Salzach!“

Bertold, noch immer erregt vor beleidigtem Stolz, winkte mit der Hand zum Abschied und ging nach links, seiner Straße zu.

Fast verblüfft durch diese rasche Trennung öffnete Riedau die dicken Lippen, ohne etwas zu sagen. Bald aber faßte er sich, und in seinen Augen funkelte eine heimliche Freude auf. „Ich danke Ihnen!“ rief er dem rasch davongehenden Jüngling nach. Indem er dann wie

Waldenburg zu ſchmunzeln ſuchte, ſetzte er hinzu: „Vogue la galère!“

Bertold kam an ſein Haus. So eilig, wie er es erreicht hatte, ſo zögernd trat er nun ein. War es nicht eine Torheit, eine Übereilung, dieſes Stelldichein anzunehmen? Was wollte dieſer Riedau von ihm? Was wollte er, Bertold Wittekind, von dieſen wilden Gewaltmenſchen? Warum zog ihn ſein Schickſal wieder ſo ſonderbar in dieſe Geſellſchaft, zu der er doch in ſeinem innerſten Herzen nicht gehörte? — Sein Schickſal? Iſt es nicht mein Stolz, dachte er, meine Eitelkeit, daß ich mir von dieſen wulſtigen Negerlippen nicht wollte ſagen laſſen: er fürchtet ſich vor der Polizei!? — — Hingehn muß ich nun. Geſcheit war's wohl nicht. — Ach was! Geſcheit! Was ſollte mir geſchehn? Und dieſer Obenaufſchwimmer ſollte etwa zu Aſinger und Metzner ſagen können: Der hat ſich gefürchtet?

Er ſammelte ſich noch eine Weile, kühlte mit Waſſer, das er im Vorzimmer in ſeine Hände goß, ſein erhitztes Geſicht, dann trat er in den Salon. Marie und die beiden Männer gingen eben ins Speiſezimmer; man aß, man plauderte lebhaft über dies und das, endlich beſchloß man, wieder eine ſchöne Stunde mit einem Dichter zu verleben, Bertold als Vorleſer. „Aber laßt uns heute nichts von Turgenjew hören!“ rief Wittekind mit einer Art von Unwillen aus; „nein, etwas Erfreuliches, Markiges, Urmännliches! Mein Junge hat ſich ganz in dieſen Ruſſen vernarrt; in allen Taſchen trägt er ihn mit herum, er lebt jetzt förmlich mit dieſen ſlawiſchen, elegiſchen, zartbeſaiteten, geiſtreich kraftloſen Menſchen. Ja, ja, ich gebe es zu, das iſt ein Poet, er kennt das menſchliche Herz, er hat die feinen beobachtenden Augen einer Frau, er verſteht zu ſchildern — manche ſagen, wie kaum ein zweiter —

ich bin ein Laie und verſtehe das nicht. Aber man fliegt nicht auf! Man kommt nicht auf den Berg! Die Luft iſt ſo dick, das Leben wird eine Laſt. Heut etwas Shakeſpeare, bitt' ich! und vom Allerbeſten!"

Saltner nickte lächelnd; Marie ſah ſtumm auf Bertold, und dieſer, dem noch etwas unſicher und beengt zu Mute war, vermied es lieber, für ſeinen Dichter zu ſtreiten. Sie gingen in die „Halle" zurück, wo im Kamin noch das heilige Feuer brannte; man ſetzte ſich in deſſen Nähe, nur Bertold ging zur Lampe an den Leſetiſch. Der Vater ſchlug ihm „König Lear" auf, den dritten Akt. Seine Augen ſtrahlten. Bertold ſah es, ermannte ſich, nahm alle ſeine jungen Kräfte zuſammen und las. Sein Gefühl, ſeine innere Flamme wuchs. Zuweilen, wenn er aufblickte, glaubte er am Kamin, in phantaſtiſcher Röte beleuchtet, den weißbärtigen Lear zu ſehn; ſo gewaltig und myſtiſch erſchien ihm der Alte, der ins Feuer ſtarrte. Mariens ernſt verklärtes, ſinnendes Geſicht konnte ihm Cordelia vorſtellen. Die ungeheuren Gewitter dieſes dritten Aufzugs, in der Natur und im Geſchöpf, rauſchten in ihrer unerreichbar erhabenen Gewalt vorüber, bis zur „ſiebenten Szene", der greulichen in Gloſters Schloß: hier klappte Bertold ſtill das Buch zu, ſtand auf und ging auch, leiſe, zum Kamin. Alle ſchwiegen eine geraume Zeit. Es kniſterte nur in dem ſchwelenden und lodernden Buchenholz — wie wenn hier die Flamme der Dichtung eingeſunken fortbrennte — und ein leiſes Sauſen wehte aus den züngelnden Gluten.

Wittekind ſtand auf, ging über den Teppich und löſchte die Lampe aus; jetzt leuchtete nur das goldrote Feuer, von unten herauf; in allen Winkeln dämmerten die Schatten. Nachdem er ſich wieder geſetzt hatte, nahm er endlich das Wort: „Vor dieſem Shakeſpeare ſteht man doch

immer aufs neue wie vor einem Rätsel. Die ‚Vererbungstheorie‘ — was heißt das? Kann denn irgend ein Mensch wirklich glauben, ein so unaussprechliches Genie wie Shakespeare sei durch Vererbung entstanden, seine braven Eltern und Großeltern hätten ihn aus ihren verschiedenen guten Eigenschaften glücklich zusammengebracht?“

„Es wird wohl auch nicht so sein,“ erwiderte der Alte bedächtig.

„Nun, aber wie wär' es dann? Vom Himmel ist er doch auch nicht gefallen.“

Saltner blickte auf und lächelte. „Vom Himmel gefallen ... Nein, so wörtlich wohl nicht. Aber doch vielleicht — in irgend einer Weise.“

„Ich verstehe Sie nicht. Wie meinen Sie das? Irgend ein besonderer Hauch der Schöpferkraft —?“

Der Alte lächelte wieder. „Ein besonderer? Daß der Meister von Zeit zu Zeit einmal in seine Schöpfung hineinbliese, um das Geniefeuer anzufachen? Das glaub' ich nun eben nicht. Aber der William Shakespeare aus Stratford am Avon muß ja nicht Anfang und Ende gewesen sein. Er konnte ja auch eine Fortsetzung sein; nicht seiner ‚braven Eltern‘, mein' ich — was er gewiß zum Teil, gewiß nicht im Ganzen war — sondern eines Unbekannten, der vor ihm gelebt hatte, Gott mag wissen, wo; der auch schon ein Großes war, nur in anderer Weise; der auch eine Fortsetzung war, und zwar von andern ungezählten Fortsetzungen — alle verschieden, alle im Raum verstreut, Gott mag wissen, wo — aber doch alle eins, wie sich etwa ergeben wird, wenn die Zeiten da sind.“

Wittekind starrte, wie die andern, den Alten an, der ruhig, sachlich und doch mit einer gewissen feierlichen Bedächtigkeit gesprochen hatte. Sein verschlossenes Ge-

ſicht hatte ſich gleichſam geöffnet, wie wenn hinter ſeiner Stirn das große Buch aufgeſchlagen wäre, das ſonſt ſieben Siegel bedeckten. „Sie ſprechen von der Seelenwanderung?“ fragte Wittekind.

Saltner zögerte eine Weile; dann antwortete er: „Ja, man nennt es ſo. — Ich rede nicht gern davon. Die einen ſpötteln darüber, die andern tändeln damit. Hab' ſchon manches Jahr zu keiner lebenden Seele ein Wort davon geſprochen. Nur weil wir hier grade ſo am Feuer ſitzen — und weil dieſer Shakeſpeare, dieſer wunderbare — — Aber nein, das allein iſt's nicht. Ich denke ſchon lange: mit Ihnen möcht' ich davon ſprechen. Und auch mit Marie ... Und dieſer Jüngling da mit den Schwärmeraugen — für den wär's wohl auch!“

Bertold errötete. In verlegener Freude ſagte er: „Ich hab' erſt dieſen Morgen etwas darüber geleſen; in der Zeitſchrift da.“ — Er deutete auf den großen, runden Tiſch, auf dem allerlei Hefte und Bücher lagen. — „Da wird in einer dramatiſchen Dichtung —“

„Ich weiß,“ fiel Saltner ein. „Ich hab's auch geleſen. Der Herr meint es gut mit der Sache, ſcheint mir; er läßt aber ſeine Leute im alten Palmyra leben, und die ſogenannte Seelenwanderung kommt nur als eine phantaſtiſche Veranſtaltung für einen beſonderen Fall vor: weiter ſoll ſie nichts. Ich mein' aber, ſie iſt wirklich, und ſie iſt für alle. Und das meint auch einer, vor dem ich ein Knabe bin, den wir alle verehren — und den doch gar wenige recht zu kennen ſcheinen: denn ich ſehe, faſt niemand weiß, daß er daran geglaubt hat.“

„Von wem reden Sie?“ fragte Wittekind.

„Von Gotthold Ephraim Leſſing. Den nennen Sie doch wohl nicht einen Phantaſten; wie? Den wirſt doch wohl niemand zu den trüben, hirndumpfen Schwärmern,

die aus den Blasen in ihrem Kopf eine zweite Welt machen? Ich denke, das war ein Mann, hell und lauter wie das Sonnenlicht; ein Kopf, in dessen durchsichtig klarem Geist man sich gesund baden kann. Und wie dachte der über dieses ‚Märchen'? Seine ‚Erziehung des Menschengeschlechts' — haben Sie die gelesen?"

„Es ist lange her," sagte Wittekind, die Achseln zuckend.

„Ich will sie Ihnen holen," erwiderte der Alte; ging in ein Nebenzimmer, wo seine Bücher in mehreren mächtigen Gestellen fast bis an die Decke standen, und kam mit einem stark zerlesenen Buch in altem Einband zurück. Darauf rückte er unmittelbar ans Feuer, schlug eine Seite auf, ohne viel zu suchen, und überflog sie bei diesem flackernden Licht mit seinen gesegneten Augen, die noch immer ohne Brille lasen, ob große oder kleine Schrift. „Sehen Sie, da kommt es," sagte er, auf die Buchseite deutend. „Am Ende dieser kleinen Abhandlung, in der so manches Gold ist, kommt das Goldenste; nachdem er von der Erziehung gesprochen, die nach seinem Dafürhalten in der Geschichte der Menschheit wahrzunehmen und sie zur Vollendung zu führen offenbar bestimmt ist. ‚Denn', sagt er eine Seite vorher" — der Alte blätterte um —: „‚die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen.' Und wenn es langsam, für unser Auge unendlich langsam geht, das beirrt ihn nicht; denn — nun kommt es, sehn Sie —: ‚Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu tun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als aus-

gemacht wäre, daß das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes ebendahin liefert? — Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben ... Warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? ... Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? — Oder, weil so zuviel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?'"

Saltner hatte ohne Kunst, aber mit einem eigen ergreifenden ruhigen Nachdruck gelesen; er schloß jetzt das Buch und ließ es auf seinen Knieen liegen. „Das steht alles im Lessing?" fragte Marie verwundert.

„O ja; Wort für Wort."

„Und ist wirklich von ihm?"

„Gewiß. — Man hat einmal versucht, ihm diese ganze Schrift abzustreiten und sie einem andern Verfasser an-

zuhängen; aber man ist damit in den Sumpf gefallen. — Übrigens, wenn das kein echter Lessing ist, dann bin ich die Kathi!"

„Und Sie glauben, so ist es? Jeder von uns war schon, und wird wieder sein? Jede Menschenseele fängt auf der untersten Stufe an und soll die höchste erreichen? Jede?"

„Ja, meine liebe Marie; das ist meine Meinung. Unser Dasein hat einen Sinn, die Welt hat einen Zweck; daran zweifl' ich nicht. Und diese verspottete Seelenwanderung — ist sie nicht das Ei des Kolumbus? Sagen Sie doch selbst! Alles Begonnene kommt so auch zum Ende; verloren geht nichts, denn jede einmal entstandene Seelenform muß sich fortentwickeln, sie m u ß, — ob auch noch so zäh und langsam und tierhaft, sie muß, denn in einem andern Kleid, in andrer Luft kommt sie immer wieder; und die Zeit ist da! man darf sie ja nur nehmen! — All unser Leiden aber, alles Elend, was tut das? Geht es nicht vorüber? Erfüllt es nicht seinen Zweck? Arbeitet es nicht an uns, damit wir weiterkommen? Und wenn es zu hart, zu grausam, gar unerträglich wird, wenn es mich in dieser meiner Gestalt etwa zu Boden drückt — komm' ich nicht in einer andern wieder auf? Und da find' ich vielleicht eine so l e i c h t e Luft, wie die andre s c h w e r war. Eines Tages aber, denk' ich, lichtet sich der Schleier, unsres Geistes Augen, in dieser langen Schule endlich klar geworden, sehen den hellen Tag, sehen den ganzen Weg zurück, den wir gekommen sind, und mit d i e s e m Rätsel der Welt — mit d i e s e m, sag' ich; denn wer weiß, wie viele dann noch kommen — mit dem sind sie fertig!"

„Mir schwindelt," sagte Marie, vor sich nieder blickend. „Ach, so lange zu leben! Wünschen Sie sich das?"

„Ich habe nicht zu wünſchen, Kind," erwiderte der Alte, mit tiefſtem Ernſt im Geſicht. „Wenn es ſo iſt, hab' ich ſo zu ſein."

„Aber wie denn ‚zu ſein'?" fragte Wittekind. „Denken Sie, der ‚Schöpfer' habe uns geſchaffen und nun ausgeſetzt wie Forellen- oder Karpfenbrut, die gezüchtet wird, die man von einem Teich in den andern bringt, bis ſie ausgereift iſt? Entwickeln wir uns ſelbſt? abgelöſt vom Schöpfer? Sagten Sie nicht neulich: wir für uns ſind nichts, Gott lebt in uns allen?"

„Freilich; wie denn anders? Sie können ſagen: wir alle ſind nur Atemzüge Gottes ... Aber er *will* doch etwas mit uns; jeder Hauch, der von ihm ausgeht, iſt ein neues Leben — das ſich ſelber fühlt, das ſich ſelber lebt. Und nur im *Werden* lebt es. Und ſo werden wir, denk' ich, in immer neuen Geſtalten; bis wir unſre Tierheit beſiegt, bis wir das grobe Erdenkleid abgeſchüttelt haben, bis wir in einem geiſtigen Äther leben können, den wir jetzt nur ahnen. Hab' *ich* das erträumt? O nein. Lange vor dem Ulrich Saltner — und lange vor dem Leſſing — haben das weiſe Männer gedacht, die vermutlich ‚im Walde' lebten: denn ſolange einem die Welt ſo recht um die Ohren lärmt, hört man wohl dieſe zarten Geiſterſtimmen nicht. Bei den Buddhiſten gibt es eine Geheimlehre — für die Denker, nicht für das Volk — die ſagt das alles, und ſo rein und lauter, Leſſing kann's nicht beſſer. Viele Ringe von Geiſterwelten, ſozuſagen, kreiſen um den Urgeiſt, um Gott; in dem fernſten Ring — immer ſozuſagen — ringen die *derben* Geiſter, ſolche wie wir Erdenmenſchen, durch unzählige Leben hindurch, in Freud' und Leid, nach der Läuterung, die ſie endlich weiter und dem Göttlichen näher führt. Was denken Sie wohl, Marie? Wer von uns kann ſagen, ob William Shakeſpeare von

Stratford nicht ſchon eine Form war, die auf dieſer Erde nicht wiederzukommen brauchte? die in einer Geiſtigkeit, einer Klarheit lebt — freilich weit, weit von Gott, aber doch weit vor uns?"

„Verzeihn Sie, lieber Vater," antwortete die junge Frau, die ihn faſt beängſtigt anſah, „— mir graut noch vor alledem. Aber — und wär's auch ſo — mit dem Shakeſpeare, mein' ich — was ſoll aus den Letzten werden? aus den Hottentotten, aus den Menſchenfreſſern?"

„Und aus den Gemeinen, den Schlechten, den Ungeheuern?" ſetzte Wittekind hinzu.

„Aus den Menſchenfreſſern?" entgegnete der Alte. „Das waren Shakeſpeares Ahnen auch, glauben Sie mir; und doch kam endlich Shakeſpeare. ‚Was habe ich zu verſäumen?' ſagt Leſſing; ‚iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?' — Was aber die ‚Schlechten', die ‚Ungeheuer' betrifft," fuhr Saltner fort, indem er ſich zu Wittekind wandte, „— ſagen Sie's doch nur gleich: Sie dachten an Waldenburg. Sehn Sie wohl, Sie nicken! — Waldenburg ... Warum ſollten wir nicht offen über ihn reden; dieſe Form iſt ja tot. Sie haben ihn gut gekannt, ich nicht; Sie ſagten dieſer Tage einmal, etwas Teufliſches ſei in ihm geweſen ... Nun ja. Was bedeutet das? Daß er verführen und verderben konnte, weil er große, glänzende Gaben hatte; und daß dieſe großen Gaben einem Willen als Knechte dienten, der noch weiter nichts wollte, als nehmen und genießen. Ein richtiger, roher, zutappender Kinderwille; alſo doch eigentlich auch nur ein ‚Menſchenfreſſer', aus dem mit der langen Zeit ein Shakeſpeare, ein Spinoza, ein Leſſing werden kann — nur müſſen ihm erſt die ‚großen Gaben' abgenommen werden, mit denen er ſo viel Unheil ſtiften konnte. Das iſt nun geſchehn; er iſt tot. Vielleicht kam in dieſen Waldenburg

— den erzeugten, vererbten, mein' ich, den, ſozuſagen, ‚bürgerlichen Menſchen' — eine wandernde Seele von ſchon leidlich entwickelter, nicht gemeiner Art, die aber in dieſem Käfig einen noch ungebändigten, tieriſchen Willen vorfand, der ihr zu mächtig war, vor dem ſie kriechen mußte, bei dem ſie ihre Zeit verlor — — Aber was für Zeit? ‚Iſt nicht die Ewigkeit mein?' Vielleicht war es auch umgekehrt: eine noch rohe, unerzogene, kraftſtrotzende Seele kam in einen trefflich begabten ‚bürgerlichen Menſchen' ... Ich phantaſiere nur ſo; ich ſag's halt ſo hin. Wo's die Geburt verfehlt, wird der Tod ſchon kommen. Verſpielt iſt da nichts, verloren geht nichts. Auf tauſend und aber tauſend Umwegen — die wir Menſchen ſo nennen — geht es doch zum Ziel. Wie ſagt Leſſing? ‚Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gradeſte iſt.' Laßt ihr Gott nur machen!"

„Verzeihen Sie noch einmal, lieber Vater," ſagte Marie mit halber Stimme, „wenn ich eine Frage tue — die vielleicht — — aber ſagen muß ich's. Sie ſprachen von ſo einer ‚Seele', die in einen erſchaffenen Menſchen kommt ... Wie kann ſie das? Ich faſſ' es nicht. Der Menſch iſt da, er hat Vater und Mutter, er hat von ihnen geerbt und von Ahnen und Urahnen — er iſt ſich ſelber genug ... Wo wäre da Platz für die fremde Seele? Durch was für eine Tür tritt ſie ein? Was iſt ſie? Wie kann ſie ihr Weſen, ihr Leben mit dieſem anderen miſchen?"

Der Alte hob den geſenkten Kopf und bewegte ſich, ſo daß ihm das Buch von den Knieen glitt; er heftete dann ſeine tiefblickenden, feſtſtehenden Seheraugen auf das junge Geſicht. „Das kann ich Ihnen nicht ſagen, meine liebe Marie," antwortete er ruhig. „Das iſt Sein Geheimnis; von unſerm Verſtand iſt das nicht zu faſſen. Ich beſcheide mich auch, ſ u ch' es nicht zu faſſen. Wir ſind hier, um zu

leben, und ein wenig zu ahnen; nicht um zu wiſſen ... Ich will euch ja nicht überreden; glaubt, was ihr wollt. Eben das tu' ich auch. Kinder, ich bin alt; und andre für meinen Glauben zu werben war ich nie geſchaffen. Ich hab' nur einmal ſagen wollen, eh' ich euch davongehe, wie der Saltner gedacht hat; und das iſt geſchehn!"

Er ſtand auf. Während dieſes Geſprächs hatte ſeine Stimme mehr und mehr ihren mundartlichen Klang, ſeine Rede ihre gemütliche Läſſigkeit verloren; er hatte mit einer Klarheit und Feinheit geſprochen, die an ihm überraſchte. Auf die Uhr blickend, die auf dem Kamin ſtand, wiegte er verwundert den Kopf; „hm!" ſagte er, „ich hatte gedacht, es müſſe ſpäter ſein. Will nun aber doch gehn; möchte nicht mehr ſprechen ... Nur noch ein Wort, liebes Kind. Sie finden ſo viele Rätſel in dieſer myſtiſchen Seelenwanderung; Sie haben auch recht — und könnten noch manche dazu finden. Aber wo finden Sie keine? Die Welt iſt ja voll davon, wie die Luft von Staub. Wie kommt ſo eine wandernde Seele, fragen Sie, in einen erſchaffenen Menſchen ... Wie kommt in Ihre Hand ein Gefühl? in Ihr Gehirn ein Gedanke? Leben in die ‚Atome'? Das alles werden Menſchen nicht wiſſen, eh' ſie nicht in eine reinere Geiſterſphäre treten. Wird das geſchehn? Ich glaub' es. Und ſeit ich es glaube, hab' ich darauf hin gelebt. Sehn Sie, mein Leben war nicht groß, hat nicht viel geſchaffen; aber ein bißchen Arbeit, denk' ich, hab' ich doch gemacht für den Saltner, der kommen wird; für ſeine neue Geſtalt, für ſeine Fortſetzung, mein' ich. Ich hab' mich bemüht, meine Fehler zu büßen, meine Schwächen zu unterdrücken, meine Kräfte zu ſtärken; kurz, die liebe Seele unverzagt und unentwegt bergan zu führen, ſo gut ich's vermochte, daß ſie dann, wenn die Stunde kommt, von einem höheren Stand, in etwas reinerer Luft

von neuem ausfliegen mag. ‚Reif ſein iſt alles,‘ ſagt derſelbe Shakeſpeare in demſelben König Lear. So möcht' ich denen, die ich liebe, nur ſagen: glaubt es oder nicht, aber denkt, es ſei möglich, und lebt ſo, als wär's gewiß! Lebt, euch reif zu machen! So daß ihr euch ſagen könnt in der letzten Stunde: meine arme Seele — was ihr geſchehen wird, ich weiß es nicht; ſoll ſie weiterleben, ſo hab' ich das meine getan, ihr den Weg zu bereiten. Ich hab' nicht verzagt, wenn mich das Leben bedrängte, ich hab' mein Gewehr nicht in den Graben geworfen, wenn es in den Kampf ging, bin nicht müde worden: meine Seele war mir wert genug, daß ich für ihr Heil, ihr Wachſen, ihre Läuterung kämpfte. Nun mag ihr geſchehn, was da will; ich hab' tapfer gelebt!“

Er hatte die Augen, während er dies ſagte, nicht auf Marie gerichtet; jetzt aber ſah er ſie an, mit einem liebevoll lächelnden Blick. Sie verſtand auch wohl, daß er vor allem für ſie geſprochen hatte. Gerührt ſchaute ſie zu ihm auf, und dann bewegt, beklommen vor ſich hin. „Gute Nacht, Marie!“ ſagte der Alte ſanft und gab ihr die Hand. Sie nahm ſie, und während ſie irgendwas daran zu betrachten ſchien, zog ſie ſie ein wenig empor, neigte ſich und küßte ſie. „Gute Nacht!“ ſagte ſie dann leiſe.

Er nickte allen zu und ging.

V

Der Tag nach dieſem Geſpräch verſtrich nachdenklich ſtill; jeder ſchien mit den Gedanken beſchäftigt, die ein ſo geheimnisreicher, beinahe unerſchöpflicher Stoff in ihm in Bewegung ſetzte, und jeder ſchien ſie am liebſten für ſich allein zu durchdenken. Der Alte ſelbſt blieb faſt den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer, mit alten Papieren beſchäftigt,

aus denen er allerlei Erinnerungen ausgraben mochte. In Bertold war ein Phantaſieren erwacht, wie er es ſeit den Knabenjahren nicht mehr gekannt hatte; ſein junger Kopf ſpielte mehr mit dem Märchenhaften, das in der Theorie der Seelenwanderung gleichſam auf Schritt und Tritt aufzukeimen ſcheint, als daß er ſich in ihre letzten Folgerungen zu vertiefen geſucht hätte. Zuletzt führten ihn dieſe Phantaſien wieder zu ſeinem gegenwärtigen Lieblingsdichter, zu Turgenjew zurück, von dem er eine ſonderbare Erzählung „Viſionen“ geleſen hatte, worin zwar die Seele — eines Mannes — nur in nächtlichen Stunden abenteuerlich „wandert“ und wieder in ihre Hülle zurückkehrt, aber ein rätſelhafter Spuk, der Geiſt eines Weibes, der ſich „Ellis“ nennt, wie eine beunruhigte, liebeſuchende, zuletzt vom grauenhaften Geſpenſt des Todes geängſtigte und verfolgte Seele jenen Mann umgaukelt, umherführt, faſt um Sinn und Vernunft bringt, endlich ſcheinbar zu Fleiſch und Bein wird und danach verſchwindet. Dem Mann aber, der über ſie grübelt, kommt es vor, als ſei ſie „ein weibliches Weſen, das er vorzeiten gekannt“; zuweilen iſt ihm, als ſollte ihm gleich, im nächſten Augenblick einfallen, wo er ſie ſchon geſehn; jetzt — und jetzt — aber es kommt nicht — und alles zerſtiebt wieder wie ein Traum. Ob auch Turgenjew, dachte Bertold, dabei die Seelenwanderung im Sinne hatte? Deutlich wird es nicht. Das Ganze verſteh' ich nicht... Endlich verlor er die Ruhe, er lief mit dem Buch hinab, und da er Frau Marie in der „Halle“ fand, fragte er ſie mit dem leichten Erröten, das ihn ſo oft in ihrer Gegenwart befiel, ob er ihr eine Geſchichte vorleſen dürfe, die ſehr wunderbar ſei und über die er gerne mit ihr ſprechen möchte.

Es war Nachmittag geworden und die ſchattigen Stunden kamen; auch Wittekind erſchien jetzt, mit Hut und

Stock, und richtete etwas befangen an Marie die Frage, ob ihr ein Spaziergang mit ihm und Bertold erwünſcht ſei. „Ich danke Ihnen," antwortete ſie ohne Zögern; „der Morgen im Garten und das Umhergehen dort iſt mir für heute genug. Ich will lieber anhören, was Ihr Sohn mir vorleſen möchte; er iſt ſehr brav, er ‚bildet' mich!" ſetzte ſie lächelnd hinzu. Wittekind erſchien dieſes Lächeln ſo leicht, ſo froh, wie er es in dieſen Tagen noch nicht an ihr geſehen hatte. Er ſuchte ſich darüber zu freuen; ſtatt deſſen kam eine Art von Trübſinn über ihn, deſſen er ſich ſchämte und den zu verſcheuchen ihm doch nicht gelingen wollte. „So geh' ich allein," ſagte er, ſich äußerlich faſſend und über die beiden hinblickend. „Meine Glieder verlangen noch nach Bewegung und Luft!" — Er hörte einen Nebenklang in ſeiner Stimme, der die innere Bewegung zu verraten drohte, und eilte, hinauszukommen. „Alſo auf Wiederſehn!" rief er nur noch zurück, machte eine winkende Gebärde mit der Hand, deren Heiterkeit in ihrer zuckenden Unruhe unterging, und ſchritt aus der Tür.

Bertold glaubte zu fühlen, daß irgend eine Verſtimmung ſeinen Vater drücke; er ahnte nicht, was es ſein möge, aber es legte ſich ihm ſelber auf die Bruſt. Nachdenkend trat er ans Fenſter, und ſah dem Davongehenden nach. Die noch ſo ſchlanke, jugendlich kraftvolle Geſtalt ging der Salzach zu, über die Karolinenbrücke, dann aber nicht zur Stadt, ſondern nach links, ſtromaufwärts, neben dem Ufer hin. Es war derſelbe Weg, den Bertold heute, wenn es dunkel ward, noch zu gehen hatte. Dieſes Stelldichein mit Riedau und ſeinen Genoſſen war ihm über all den neuen Gedanken faſt entfallen. Auf einmal kam es ihm nun in den Sinn, ſo daß er faſt erſchrak; als rührte ſich zugleich eine böſe Ahnung in ihm, ein Vorwurf gegen ſich ſelbſt — ein Mißgefühl — irgendwas. Er drückte die

Stirn an eine Fenſterſcheibe, wie um dieſes Gefühl zu verdrängen, und vergaß, ſonderbar genug, wo er ſich befand.

„Nun? Sie wollten ja vorleſen!“ ſagte Marie endlich. Bertold fuhr erſchrocken herum. Er bat um Entſchuldigung, ſetzte ſich, und begann zu leſen. Es waren eben die „Viſionen“, mit denen er gekommen war. Marie, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Augen faſt immer auf den erregten Vorleſer gerichtet, hörte aufmerkſam zu.

Die Erzählung war lang; länger, als er gedacht hatte. Er erſtaunte ſelbſt, während er ſie vortrug, wie ſehr ſie ſich dehnte, und wie wenig ihre phantaſtiſche Verworrenheit ſich entwirrte. Zuletzt las er nur noch mit Mühe und ohne Feuer, ohne Begeiſterung. Als er das Ende erreicht hatte, holte er tief Atem und wiſchte ſich über die Stirn.

Marie blieb noch eine Weile ſtill. „Ihr Vater hat recht,“ ſagte ſie dann plötzlich, ohne aufzublicken.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er betroffen.

Sie antwortete nicht ſogleich, ſondern deutete auf das Buch und ſagte in anderem Ton: „Dieſe Geſchichte gefällt mir nicht, muß ich Ihnen ſagen! Sie iſt wieder geiſtvoll, merkwürdig, — gewiß, wie alles von Turgenjew; aber was ich nicht verſtehn kann, das bringt mich in eine gewiſſe Wut — verzeihen Sie — in eine Art von Empörung, mein' ich; und dieſe ‚Viſionen‘ kann ich nicht verſtehn. Wie wunderbar verſchwommen — wie ſlawiſch. Finden Sie nicht auch?“

„Ich find' es jetzt beinahe auch,“ antwortete er verlegen.

„Wer iſt Ellis? Was will ſie?“

Er zuckte die Achſeln und erwiderte: „Ich weiß es nicht. — Ich dachte nur...“ Er ſprach nicht zu Ende. Nach einem gedrückten Schweigen ermannte er ſich, zu fragen:

„Erlauben Sie — warum ſagten Sie denn vorhin: ‚Ihr Vater hat recht‘?“

Marie lächelte. Ihre Augen leuchteten liebenswürdig mild. — „Muß ich Ihnen das ſagen? — Es wird ſich ſo ‚belehrend‘ ausnehmen, als wär’ ich Herr Saltner.“

„Bitte, ſagen Sie’s! dennoch!“

„Ach, ich wollte nur — — Lieber Herr Wittekind, warum vergraben Sie ſich ſo ſehr in dieſen ruſſiſchen Poeten? Ich bewundere ihn ja wie Sie; er iſt nicht nur ein bezaubernder Menſchenſchilderer, auch ein feiner, ein edler Menſch. Ja, man muß ihn liebhaben! Aber die Welt, die er ſchildert, iſt ſo unerfreulich; man ſehnt ſich nach friſchen, geſunden, kernigen Menſchen — nach Männern . . .“ Sie lächelte. — „Ich denke, Sie verſtehn mich nicht falſch. Übrigens, was ich da ſage, gilt nicht dem Turgenjew, nur Ihnen. Lieben Sie denn die Dichter nicht, die ſo recht gewaltige Männer ſind? Shakeſpeare? Schiller? Goethe?“

„Gewiß — natürlich — ich liebe ſie,“ ſtammelte Bertold, der ſeine heißen Wangen fühlte, ihre Röte zu ſehen meinte. „Wie ſollte ich denn nicht? — Aber eben jetzt lebe ich beſonders in —“

„Eben jetzt — verzeihen Sie — ſollten Sie das nicht tun!“ — Sie faltete die Hände und ſah ihn bittend an, ſo daß er ihr durchaus nicht widerſtehen konnte: „Verzeihen Sie!“ wiederholte ſie. „Was tu’ ich da? Ich halte Ihnen auch eine ‚Vorleſung‘ — ich Ihnen. Aber es will nun einmal heraus. Eben jetzt ſollten Sie das nicht tun! In Ihren Jahren — — Alles, was kräftig, was groß, mannhaft, meinetwegen auch toll iſt, das ſollte Ihnen jetzt vor allem — — Ich tu’ Ihnen aber nicht gut. Sie ſind furchtbar ernſt geworden. Sie denken wohl: was will dieſes Frauenzimmer? — — Grollen Sie mir nicht. Es

kam nur ſo, weil ich Ihren Vater — — weil Sie — — weil ich Ihnen herzlich gut bin. Seien Sie ſo großmütig, ſo ‚männlich‘, daß Sie mir verzeihn!“

Im nächſten Augenblick erſchrak ſie ſehr, denn Bertold, von einer jugendlichen Verrücktheit fortgeriſſen, warf ſich vor ihr auf ein Knie und griff nach ihrer Hand, um ſie an die Lippen zu drücken. „Ich Ihnen verzeihn!“ ſtammelte er. „Wie könnte ich Ihnen zürnen! — Nein, ich danke Ihnen. Eine Frau — für die ich nur Verehrung —“

Er hatte eine Hand auf ſein Herz gelegt, wie um auszudrücken, daß da kein Groll zu finden, daß nur andre, ganz andre Gefühle da anzutreffen ſeien. Das Wort für dieſe Gefühle, ſchien es, ſchwebte ihm auf den Lippen. Sie legte ihm aber ihre Hand, die ſie ihm entzogen hatte, auf den Mund und ſtand auf. „Schon gut, ſchon gut!“ ſagte ſie raſch. „Alſo Sie grollen mir nicht ... Aber ſtehn Sie auf. Ich glaub' Ihnen auch ſo, daß Sie mir nicht grollen. Schwur oder Kniefall braucht es dazu nicht!“

Sie war errötet, ſie ſuchte aber zu lächeln. Bertold erhob ſich langſam; unklar, ob er in unwürdiger Weiſe lächerlich geworden, oder ob er im Recht geweſen ſei, vor ſo einer Frau zu knieen. Eh' er noch ein Wort der Erwiderung fand, ſchlug hinter ihm auf dem Kamin die Uhr. Er ſah auch, daß die Nacht hereinbrach. Ich muß fort! dachte er beſtürzt. Riedau hat mein Wort!

„Sind Sie böſe?“ fragte er.

„O nein!“ antwortete ſie harmlos offenherzig; mit einer ihr entſchlüpfenden Heiterkeit, die zu ſagen ſchien: mich freut wenigſtens, daß du doch auch ſo toll ſein kannſt! — „Nur bei einem zweiten Mal,“ fuhr ſie fort, „würd' ich böſe werden; und dann ſo, daß es aus wäre. Aber ein zweites Mal werden Sie's ja nicht tun. — Warum nehmen Sie Ihren Hut?“

„Ich muß noch fort," entgegnete er, in die Luft blickend. „Ich hab' jemand verſprochen — — Zum Nachtmahl komm' ich wohl etwas ſpät zurück."

„Sie wiſſen ja, in dieſem Haus herrſcht Freiheit," erwiderte ſie.

„Ja freilich . . ." Er ſah auf ſeine Füße; dann wandte er ſich, um zu gehn; es zog ihn aber noch einmal herum, und mit einem treuherzigen, reinen Feuer ſahen ſeine hellen Augen ſie an. „Verzeihen Sie nur noch ein Wort," ſagte er mit einer Anſtrengung, die ihm das Blut in die Wangen trieb. „‚Alles, was groß und mannhaft iſt'," ſagten Sie . . . Ich fühle ſehr gut, was Sie meinen. Sie haben mir einen Meſſerſtich in die Bruſt gegeben . . . Aber darauf kommt es nicht an; von Ihrer Hand — — Das iſt es auch nicht, was ich ſagen will. Ich wollte Ihnen nur verſichern — — —"

Stolz oder Scham machte ihn wieder ſtumm. Marie, die eine Hand auf die andre gelegt hatte, wartete eine Weile.

„Sprechen Sie doch," ſagte ſie dann herzlich.

„Ja — das will ich auch tun. ‚Mannhaft' . . . Ich glaube gern — das heißt, nicht gern — es fehlt mir noch manches zu einem rechten Mann; glauben Sie mir, ich fühle das ſelbſt. Ich fühlte es auch geſtern abend, als dieſer herrliche Mann — den ich nach meinem Vater am meiſten verehre — der Herr Saltner — als er von der großen Aufgabe unſres Lebens ſprach: ‚unverzagt' — ‚unentwegt' — daß man kämpfen ſoll und nicht müde werden — und ‚ich habe tapfer gelebt!' — O, ich fühl' es oft, ich lebe noch nicht, wie ich ſoll; man muß mich verachten . . . Schütteln Sie nicht den Kopf. Man muß mich verachten. Streiten Sie mir das nicht ab. Aber nur für jetzt; — ich werde doch noch ein Mann! Und wenn die Stunde kommt, werd' ich es beweiſen; werde unverzagt — —

„Aber nur nicht prahlen!“ unterbrach er ſich plötzlich und zerdrückte ſeinen weichen Hut. „Ich meinte nur — — Alſo d a s wollte ich nur ſagen. Und ſo leben Sie wohl!“

Er kam mit gutem Glück aus der Tür, obwohl ihm ſeine Glieder kaum gehorchen wollten, und blickte nicht mehr zurück. Draußen ſog er begierig die friſche Luft in ſich ein, und begann ſogleich mit großen Schritten zu gehn. Es belebte ihn das Gefühl, daß er ſich ausgeſprochen, die Worte gefunden hatte; daß er ſich nicht unwürdig benommen, daß nun die ſchöne Frau doch wohl denken mußte: ja, er wird noch ein Mann! — Die abendliche Kühle, die von der Salzach und von den Bergen kam, erfriſchte ihn bis ins Herz; ihm ſchienen Schwingen zu wachſen, am Körper und an der Seele; ein Tatendurſt überfiel ihn, ein anſchwellendes Verlangen nach etwas Unerhörtem, das noch kein Menſch erlebt hatte, das nur Bertold Wittekind erleben konnte. Etwas Gewaltiges, bei dem Weiberſeelen ſchaudern; aber ein Jüngling, den die Ehre treibt — den niemand mehr belächeln oder verachten ſoll — der tritt dieſem ungeheuren Schickſal, oder was es ſein mag, unverzagt, unentwegt entgegen und bietet ihm die nackte Bruſt. Ja, Marie, Marie! dachte er, du ſollſt mich noch achten, meinen Mut bewundern! Vater, du ſollſt noch ſagen, er iſt doch ein Mann! Und dieſer weißbärtige Moſes ſoll mir noch freundlich zunicken: du haſt tapfer gelebt!

Über ſolchen Gedanken vergaß er ganz, was ihn auf dieſen nächtlichen Spaziergang hinausgetrieben hatte; er ging immer weiter, wie von ſeinen Flügeln getragen, in die völlige Nacht hinein. Der noch wachſende, faſt gefüllte Mond ſtand hoch, hier und da ſchimmerten große Sterne, die kleinen erſchienen nicht; zuweilen, wenn der Wald ſich öffnete, in dem er dahinging, ſtiegen rechts in den nacht-

blauen Himmel bleiche Silberwellen auf, die fernen Schneegebirge, die das waldige, schwärzliche Bergland überragten. Bertold hatte sie schon mehr als einmal gedankenlos angestaunt und seine Wanderung fortgesetzt; als er endlich wie aus einem Rausch erwachte, blieb er betroffen stehn. Wo bin ich denn? dachte er. Ich will ja an die Salzach ... Der Fluß hatte ihn verlassen, oder er den Fluß; der Pfad war durch den Wald mehr landein gegangen, die Stelle, wo Bertold ihn verlassen und am Ufer fort stromauf gehn sollte, lag offenbar schon hinter ihm. Wie weit, ahnte er nicht. Er wußte nur, zur Linken strömte der Fluß; und gar entfernt konnte er nicht sein. Wenn ich quer durch den Wald zur Salzach gehe, dachte er, so ist wohl nicht viel versäumt; ich gehe dann von da stromab, statt stromauf, und komme so von rückwärts an den bestimmten Platz. Vielleicht hab' ich ihn bald!

Er verließ den Weg, den der Mond erhellte, und trat in den dunkleren Wald. Hier mußte er langsam gehn; denn der weiche, mit Nadeln und Moos bedeckte Boden war uneben, und die eingestreuten Lichter des Mondes, mit den schwärzlichen Schattenflecken wechselnd, verwirrten das Auge mehr, als sie es leiteten. Vorsichtig, beinahe geräuschlos wand er sich zwischen den Bäumen durch, die bald enger, bald weiter standen und zwischen denen allerlei Gebüsch emporwucherte. Auf einmal sah er den Fluß, auf dessen bleichgrauem, ölig fließendem Wasser hier und da ein blaßgoldenes Mondflämmchen huschte. Er war ganz nahe am Ufer, das ihm bisher das Unterholz verdeckt hatte. Nun wend' ich mich links, dachte er, und gehe mit dem Strom! — Da hörte er eine leise Stimme, so nahe, daß er erschrak. Hinter dem nächsten Busch, über der tiefer fließenden Salzach, schien sie zu sprechen; nicht flüsternd, aber tonlos, in tiefem Baß.

Jetzt erkannte er ſie auch ſchon: es war Metzners Stimme.

„Länger wart' ich nicht!“ brummte dieſer harte ‚Wachtmeiſterbaß‘, bei aller Gedämpftheit vernehmlich. „Kommen wir zur Sache!“

„Riedau kommt noch,“ flüſterte eine andere Stimme. Es mußte die des Afingers ſein.

„Geh mir mit dem Mohrengeſicht!“ brummte Metzner wieder. „Dem trau' ich nicht! Dem trau' ich nicht! Ich ſag' dir's zum letztenmal! Laß mir den aus dem Spiel!“

Was iſt das? dachte Bertold überraſcht, verblüfft, und der Fuß, den er ſchon bewegen wollte, blieb ſtehn. Die ſagen das, was ich ſelber dachte? — Was ſagt denn Afinger? — Er ſtand und horchte, ohne ſich zu regen.

„Du biſt verrückt,“ flüſterte Afingers etwas erregte Stimme.

„Ich bin durchaus nicht verrückt,“ entgegnete der andre. „Frag Grabowski: dem hat einer erzählt, daß Riedau neulich Abends ſpät vom Polizeidirektor herausgekommen iſt. Was hat er da zu tun? — Wovon lebt er jetzt? Von ſeinen ‚Erſparniſſen‘? Unſinn! Die ſind längſt verraucht und vertrunken. Was ſollen wir mit dieſem Mulatten und ſeinen Schakalsaugen? Wozu haſt du uns den gebracht? Weil er dir immer nach dem Munde ſpricht; weil er ſein wulſtiges Maul nicht auftut, ohne dich zu bewundern. Hab' ich recht, Grabowski?“

„Haſt recht,“ ſagte eine dritte Stimme, etwas lauter. „Er iſt ein V—V—Verräter!“

„Ein Verräter,“ flüſterte Afinger, dem Stotterer nachäffend. „Ihr gönnt ihm ſeine guten Kleider und mir ſeine gute Meinung nicht. Darum gehört er zur Polizei!“

„Zum Teufel, ſo ſtreitet doch nicht!“ murmelte eine

vierte Stimme, die Bertold nicht kannte. „So kommen wir nicht vom Fleck. Darum bin ich nicht nach Salzburg gezogen, um zu hören, wie ihr euch ſelber verkeilt, ſtatt den andern zu Kleid zu gehn. Wollen wir die allerhöchſte Herrſchaft nun anfaſſen oder nicht?“

Bertold rauſchte es auf einmal in den Ohren. Was heißt das? dachte er. Er konnte ſich nicht rühren.

„Nu, das ſag' ich ja!“ rief Metzner aus; er fuhr aber, auf ein leiſes Ziſchen der andern, wieder tonlos fort. „Gehn wir doch nicht länger um den Brei herum; mir ekelt ſchon vor uns ſelbſt. Die Bomben ſind lange da, alles iſt beſprochen, alles iſt abgemacht; — wer zögert denn noch immer? Dieſer Afinger! — Warum? Weil's ein ‚braver Herr‘ iſt? Das geht doch uns nichts an. Die gekrönten Häupter müſſen alle herunter, ſonſt kann uns in dieſer Welt nicht geholfen werden. Mit dem fangen wir an, weil er der nächſte iſt. Hab' ich recht, Grabowski?“

„Die B—Bomben ſind dazu da,“ murmelte Grabowski.

„Gut,“ ſagte Afinger. „Gut. Alſo loſen wir, wer ſie werfen ſoll; — ſonſt behauptet ihr am Ende noch, ich halt' es auch mit den Bütteln. Wird der Betreffende gefaßt, ſo ſuchen die andern ihm durch Alibizeugen zu helfen; hat er Familie, ſo wird für die geſorgt. Sind wir einig?“

„Ja,“ murmelten die andern Stimmen.

„Machen wir die Loſe; — hernach wird geſchworen. — Was iſt da für ein Geräuſch?“

„Wo?“ flüſterte Metzner.

„Da oben. Habt ihr nichts gehört? — Es knackt was. Ein Zweig. — Iſt das Riedau? — Riedau, machen Sie keine Späße; die paſſen uns hier nicht. Kommen Sie herunter! — — Nein, das iſt nicht Riedau. Steht auf!“

Die jungen Männer erhoben ſich, faſt alle bleich im

Geſicht, und ſahen in das Buſchwerk und den Wald hinein. Sie erblickten Bertold; er war in einer Art von Betäubung gegen einen Baum geſunken, ſeine Augen irrten, und ein leichtes Beben ging über ſeine Lippen. Zu ſprechen verſuchte er nicht.

„Das iſt ja dieſer Wittekind," ſtieß Afinger hervor, überaus betroffen. „Wie kommt der hierher? Was heißt das?"

Bertold kam zu ſich, er fühlte ſich an den Armen und an der Bruſt ergriffen; ſeine Augen erkannten nun alles, das milchige Geſicht Grabowskis mit dem blonden Bärtchen, Metzners breiten Kopf und wulſtige Stirn, die mageren, harten, vergeiſtigten Züge Afingers, die der Mond umſpielte. Der vierte hatte ihn an den Baum gedrückt und faßte ſeine Schulter. Sie umſtanden ihn alle; Metzner öffnete ein Meſſer, das nun feſt im Griff ſtand. Flußabwärts tauchte noch ein fünfter auf, eine kurze, ſchwarzhaarige Geſtalt, die nicht ganz herantrat; eine kleine, metallene Pfeife blinkte in deſſen Hand.

„Sprechen Sie leiſe," murmelte Afinger, hart vor Bertolds Geſicht. „Und ſagen Sie die Wahrheit. Sonſt liegen Sie gleich auf der Erde, ſo und ſo viel Zoll Eiſen in der Bruſt. Wie kommen Sie hierher?"

„Durch Riedau," antwortete er langſam; noch mit dem Grauen kämpfend, das all dieſe Reden in ihm hervorgerufen, das dieſe blaſſen, verwilderten Geſichter noch vermehrten. „Er — er hat mich — —"

„Hierher geſchickt? Riedau?"

Bertold nickte.

Metzner ſchien lachen zu wollen, ſeine Zähne blinkten. „Da haſt du's!" ſagte er, zu Afinger gewandt. „Der Spitzel ſchickt den hierher, er ſoll uns —"

„Still!" unterbrach ihn Afinger kurz. „Laß mich! —

— Warum hat Riedau Sie hierher geſchickt? Was ſollen Sie hier?“

„Ich weiß es nicht,“ murmelte Bertold.

„Was? Sie wiſſen es nicht?“

„Nein. Was er will, das — das weiß ich nicht. Die Herren ‚tagen‘ hier, hat er mir geſagt; ſie beraten hier ... Hätt' ich gewußt, w a s ſie hier beraten — lieber wär' ich geſtorben, als hierher gekommen!“

„Sie ſind auch noch nicht lebendig wieder fort,“ erwiderte Metzner grimmig. „Denken Sie nicht, daß wir lange fackeln, wenn ſich da jemand in den Schatten ſtellt und zuhört. Wir tragen unſere Haut zu Markt; da iſt die der andern d o p p e l t wohlfeil — das ſehen Sie wohl ein. Was hat Ihnen Riedau geſagt?“

„Was ich Ihnen ſagte —“

„Hund, du lügſt!“

Afinger legte ſeine Hand auf Metzners Arm, der das Meſſer ſo hob, daß es im Mondlicht blinkte. „Sei ſtill!“ ſagte er ungeduldig. „Laß m i c h nur machen; ich kenne dieſen Herrn. Der lügt nicht, das weiß ich. Das ſeh' ich ihm auch an. So einer läßt ſich nicht aufs Horchen ſchicken; und dann — horchen — was heißt das? Riedau weiß ja ohne den, was los iſt. Ihr phantaſiert in den Tag hinein. Dieſer junge Menſch iſt hergekommen, weil er ſich's anders gedacht hat; weil er — was wir vorhaben — —“

Hier ſtockte Afinger ſelbſt. Seine Lippen blieben offen, ſeine Augen ſchärften ſich und warfen einen gefährlichen Blick ſeitwärts auf den Jüngling. Bertold erfaßte dieſen Blick, der zu ſagen ſchien: Nun weißt du aber zuviel; dir iſt nicht zu helfen!

„Machen wir ein Ende!“ ſagte der vierte rauh, der, den Bertold nicht kannte. „Was ſoll mit dem Menſchen geſchehn?“

Metzner ſtieß die Luft zwiſchen den Zähnen durch. „Den hat uns dieſer Höllenſohn, der Riedau, in die Suppe gebrockt; nun müſſen wir ihn mit aufeſſen. Er kann ja nicht wieder fort. Sonſt ſind wir verloren!“

Bertold ſah auf das Dolchmeſſer und in Metzners ſchwarzbärtiges Geſicht; plötzlich war ihm, als ringe ſich ein ſchon lange eingeſperrter Schrei aus ſeiner Kehle herauf und wolle in die Luft, als müſſe er ſonſt erſticken. Hilfe! Hilfe! rufen, dachte er... Aber ruf' ich um Hilfe, ſo hab' ich ja ſofort das Meſſer in der Bruſt... Er ſtarrte wieder auf alle dieſe Geſichter, wie auf Wahnbilder eines beginnenden Traums, wenn man eben einſchläft. Kann das wirklich ſein? fuhr ihm durch den Kopf. Ja, ja, ja, es iſt. Da iſt es ja ſchon, dieſes Furchtbare, dieſes „Gewaltige“ — von dem er vor einer halben Stunde phantaſiert, in dem er ſich berauſcht hatte. Eine Stimme ohne Ton ſchien zu ſagen: Sterben... Bertold Wittekind ſoll ſterben... Er fühlte etwas Naſſes, Kaltes auf ſeiner Stirn; mechaniſch wollte er die Hand heben, um es wegzuwiſchen, aber ſeine beiden Arme waren feſtgehalten. Jemand ſchüttelte ihn; vielleicht war es auch das Grauen; er wußte, er begriff es nicht.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte Afinger, ſcheinbar kalt und ruhig.

„Wozu?“ fragte Bertold zurück.

„Daß Sie zuviel gehört haben und nun — nicht wieder fort können. Was ſagen denn Sie dazu?“

„Ich? Nichts,“ antwortete Bertold; mit einer Ruhe, die ihn ſelber in Erſtaunen ſetzte.

„Da will ich Ihnen noch etwas ſagen,“ fing Afinger wieder an; „und ihr, redet mir nicht hinein; ihr kennt ihn alle nicht ſo, wie ich. Was wir uns vorgenommen haben, das gefällt Ihnen nicht —“

Bertold ſchüttelte heftig den Kopf; das Schütteln ergriff ſeinen ganzen Körper und rieſelte an ihm bis zu den Ferſen hinab.

„Nu ja — ich ſeh's Ihnen an! — Aber Sie haben Ehre im Leibe, daran zweifl' ich nicht. Schwören Sie uns — bei allem, was Ihnen heilig iſt — daß Sie ſchweigen wollen; nie ein Wort, verſtehn Sie, über das, was Sie hier gehört haben — und was kommen wird. Schwören Sie das genau und ausführlich. Dann laſſ' ich Sie gehn."

Metzner knurrte unwillig; Afinger blickte ihn aber ſcharf und überlegen an. Zugleich zog er ein Dolchmeſſer hervor, dem des andern ähnlich, und öffnete es. Grabowski tat dasſelbe.

„Ich ſoll ſchweigen," fragte Bertold, „was Sie dann auch tun? Und Sie werden es tun?"

„Fragen Sie nicht lange; machen Sie geſchwind, wir haben keine Zeit, zu warten."

„Sie wollen es tun, und ich ſoll ſtill ſein, als wüßte ich von nichts? Ich ſoll es geſchehen laſſen, ohne mich zu rühren? — Dann tu' ich's ja mit. Dann bin ich ja —"

Ein Ungeheuer wie ihr, wollte er ſagen; er hielt es aber zurück. Seine Lippen bebten. Vater! Vater! dachte er plötzlich. Es iſt um mich geſchehn!

„Mach ein Ende!" murmelte Metzner, indem er Afingers Arm faßte. „Sonſt beim Teufel tu' i ch's!"

„Ich werd's ſchon machen, ſei ruhig," antwortete Afinger und riß ſeinen Arm los. Er wandte ſich dann wieder zu Bertold; das Blut ſtieg ihm in die Augen und in das fahle Geſicht. „Nun iſt's aus," ſagte er. „Nun hören Sie mein letztes Wort. Es geht um unſer Leben; danach handeln wir alſo; danach richten Sie ſich. Wollen Sie ſo ſchwören, Wort für Wort, wie ich es verlange, oder wollen Sie's nicht?"

Ich kann mich alſo retten, dachte Bertold. Ich kann's! — Die Angſt der Kreatur lief ihm durch die Glieder. Schnell wie der Wetterſchlag erhob ſich aber in ihm ein anderes, wunderbares Gefühl; ein wildes Schwellen ſeiner Lebenskraft, ein aufbäumender Stolz, eine flammenheiße Empfindung von ſich ſelbſt: der bin ich — und der bleib' ich! „Und wenn die Stunde kommt," hörte er ſich ſagen, „werd' ich es beweiſen" ... „Nein!" rief er aus, und wiederholte es lauter. „Das ſchwör' ich euch nicht!"

„Dann fahr ab, du Hund!" ſagte Metzner mit verhaltener Stimme und hob ſeinen Dolch. Afinger aber, der Geſicht gegen Geſicht vor Bertold ſtand, kam ihm zuvor; ohne zu ſprechen, ſtieß er dem Jüngling ſein Meſſer tief in die Bruſt. Bertold fühlte den ſtechenden Schmerz; er ſah nun auch Metzners Klinge in der Luft, von der Seite her gegen ſein Geſicht gerichtet; unwillkürlich warf er den Kopf zurück. Der Dolch traf ihn nur ſeitwärts von der Schläfe. Er empfand noch die Wärme des hervorquellenden und hinabfließenden Bluts; dann taumelte er, ſeine Augen ſchloſſen ſich, und er fiel zur Erde.

„Hat er genug?" hörte er noch ſagen. Irgend jemand ſchien es durch einen Laut zu bejahen. Einen Augenblick danach ertönte ein ſchwacher Pfiff; er ſchien von der Warnungspfeife jenes fünften da unten am Fluß zu kommen. Sogleich entfernten ſich haſtige, leiſe, zuweilen knackende Schritte; nach allen Seiten, wie es Bertold deuchte. Nicht lange, ſo war alles ſtill.

„Hat er genug?" wiederholte er ſinnlos flüſternd vor ſich hin. Sein halb erloſchenes Bewußtſein flackerte heller auf; er dachte an ſeinen Vater, an Marie — und auch an die ſich ſchärfenden Schmerzen oben und in der Bruſt. Könnt' ich zu Hauſe ſterben, dachte er, und richtete ſich auf. Zu ſeinem Erſtaunen regten ſich die gleichſam

träumenden Kräfte; der Schmerz ſchien ſie zu ſtacheln, ſtatt ſie wegzuzehren. Nach einer Weile ſtand er, ſah den Mond, die Sterne, ſah wie ein Lebender aufrecht in die nächtliche, ſchlafende Welt hinein. Die andern waren alle wie ein Spuk verſchwunden. Dort hinunter lag Salzburg: er wußt' es, er kannte ſeinen Weg. Langſam, zuweilen leiſe erſchwankend ging er am Ufer hin, ſo wie er hatte kommen wollen: es ſtand alles klar vor ſeinem Hirn, das zu brennen ſchien.

Nur ward es kühler darin, je weiter ihn ſeine taumelnden Schritte führten; zuletzt verbreitete ſich vom Scheitel her ein frierendes Gefühl, in dem auch ſein Wiſſen von ſich und der Welt ohne Schmerz verging. Er hatte den gebahnten Fußweg, den der Mond beglänzte, noch nicht ganz erreicht, als er, alles vergeſſend, nur noch einmal den Vaternamen ſeufzend, neben einem der letzten Bäume ins Moos ſank.

VI

Wittekind war an dieſem Abend in unfrohen Gedanken bis Anif gegangen, und darüber hinaus; nicht auf der Fahrſtraße, die über Hellbrunn führt, ſondern auf dem Fußweg, der in der Nähe der Salzach bleibt. Er ging raſch, ſah nicht viel um ſich her, und ging ebenſo raſch zurück; erſt als ihn die Nacht ganz umfangen hatte, begann ſich gleichſam das Rad in ſeiner Seele ſchwerer, zögernder zu wälzen und verlangſamte auch ſeinen Schritt. Gewohnt, nach Klarheit zu ringen und jede Halbheit zu fliehn, kämpfte er mit dem Entſchluß, das gaſtliche Haus am Kapuzinerberg ſchon jetzt zu verlaſſen; denn wohin ſollte es führen, wenn er länger blieb? Marie zu gewinnen mußte er verzweifeln; er konnte nur an dieſe Frau ſo viel

von ſich verlieren, daß ihm zu wenig zum Leben blieb. Ihr Herz wollte ihn nicht, bedurfte ſeiner nicht. Neigte es ſich noch irgend einem anderen Herzen zu, oder konnte ſeine Erſtarrung noch einmal in Neigung ſchmelzen, ſo würde das dem Sohn, nicht dem Vater gelten ... Er fühlte das, und ſuchte es ohne Neid zu fühlen; wie konnte er ſeinem Kind, ſeinem geliebten Einzigen, irgendwas mißgönnen? Aber bleiben? Wozu? In nutzloſer Qual mit anſchauen, wie die Erwiderung, die ſeinem Gefühl verſagt ward, etwa einem andern zufiel, der noch ſo ganz werdende Blüte war, der an ein ernſtes Band fürs Leben nicht denken konnte? Es war für alle gut, wenn dies endete ... Und doch war „Scheiden und Meiden" ſo ſchwer. Die Augen zu Boden geſenkt, die Brauen hinabgezogen, ging er deſto unluſtiger, gedämpfter, je näher er Salzburg kam, je mehr er den Magnet dieſes Orts und den Schmerz der Entſcheidung fühlte.

Gedankenlos wich er endlich vom Wege ab und trat nach rechts auf die Bäume zu, da ein unklarer Eindruck ihn beſchäftigte. Er ſah bewußter auf und betrachtete die am Boden liegende Geſtalt, die ſeine Augen auf ſich gezogen hatte. Der Mond drang zwiſchen den Zweigen eines Baumes durch, der weiter rückwärts hoch aufragte, und zeigte ihm nun ein Geſpenſt, an deſſen Leibhaftigkeit ſelbſt ſein männlicher Geiſt zu glauben für unmöglich hielt: es lag da jemand wie ſein Sohn, regungslos, leichenfahl, die Haare klebend von Blut, das Geſicht rot überfloſſen, aus der Bruſt ſickerten die Tropfen auf die Erde hin. Bertold, ſein Sohn, den er vor ein paar Stunden in jenem Hauſe verlaſſen, der ihm in ſeiner blühenden Schönheit nachgelächelt hatte; der hier am Wald in der Nacht, allein, ſterbend oder tot ... Er ſtand zuerſt, ſtarrte und rührte ſich nicht. Ein Mann, der von ſeiner Inſel

aufs Meer hinausgefahren iſt und zurückkommt und ſie verſunken und verſchwunden findet, könnte nicht verſteinerter hinſchauen und das Unbegreifliche vergeblicher zu faſſen ſuchen. Und hätte ein Blitz vom reinen Himmel herab vor ſeinen Augen Bertold niedergeſchlagen, es hätte ihn nicht furchtbarer betroffen. „Allmächtiger!“ rief er endlich, mit ſo veränderter Stimme, daß er ſelber ſie nicht erkannt hätte. „Iſt das wirklich mein Kind!“

Das ſickernde Blut gab ihm die Beſinnung wieder. Bertold — er rief ihn bei ſeinem Namen an — rührte ſich nicht; Wittekind kniete aber neben ihm ins Moos, und während er noch das Entſetzen wie eine kalte Fauſt in ſeinem Nacken fühlte, ſuchte er die Wunden, betaſtete ſie, riß die Tücher aus ſeiner und aus Bertolds Taſche, zerriß ſein geöffnetes Hemd und eilte an Kopf und Bruſt die Wunden zu verbinden, ſo gut, wie es eben ging. Eine Wonne war ihm, das leiſe Seufzen des Beunruhigten, ſeinen matten Atem zu hören, der ſein Leben kundgab; den Herzſchlag zu fühlen, der mit ſeiner geſtauten Kraft doch immer noch Tropfen aus dem blutenden Spalt hervortrieb. „Bertold!“ rief er wieder, als hoffte er dann die Augen ſich öffnen zu ſehen und ein neues Leben in der armen, erſchöpften Geſtalt zu wecken. Die blaſſen Lider hoben ſich aber nur zur Hälfte, wie die Blätter einer Knoſpe, die von der ſinkenden Sonne geſtreift werden, und fielen wieder zu. Wittekind nahm ſein Herz und ſeine Kraft zuſammen, hob den Jüngling mit beiden Armen, lehnte ihn gegen ſeine linke Schulter und trug ihn auf dem Wege fort.

Wie ſegnete er ſeine Stärke, die er ſo gern geübt, geſtählt hatte, und die in dieſer nie gekannten Not zu wachſen ſchien; es kam eine Art von Raſerei über ihn, er ſchritt ſo gewaltig aus, daß er zuweilen in ein Taumeln

geriet, er warf die immer ſchwerere Laſt höher über die Schulter, um länger auszuhalten, und murmelte ermutigende Worte vor ſich hin, die ihn, als kämen ſie von außen, in ſeinem Innerſten aufzuſtacheln ſchienen. Endlich ſtöhnte er doch vor Grimm und Schmerz: die Muskeln, die ſchon lange bebten, widerſtanden nicht mehr. Die Arme erlahmten und die Kniee wankten. Er ſah in der Ferne wohl die erſten Häuſer, ſie zu erreichen hoffte er nicht mehr. Nirgends ein Menſch oder eine Stimme. Noch einmal verſuchte er, verborgene Kräfte aufzurütteln, und wankte noch eine Strecke weiter; dann ſah er ein, er müſſe zuſammenbrechen. Erſchrocken ließ er ihn, der noch immer ohne Bewußtſein war, langſam niedergleiten, warf ſich neben ihm hin, und fühlte, während er zu den kalten Sternen aufſah, das Zittern ſeiner Glieder, das wütende Hämmern ſeines überreizten Herzens und die bittere Not in ſeinen ruhelos fliegenden Gedanken.

Als ihm ein wenig Ruhe und Stärke wiederkam, ſtand er auf und begann zu rufen. Seine Stimme war geſchwächt und rauh, als hätte er ſie durch Mißbrauch erſchöpft. Hätt' ich jetzt Saltners „Trompetenſtimme", dachte er; könnt' ich wie der Donner losbrechen, daß alle Fenſter in Salzburg zitterten und bebten! — Er rief allmählich kräftiger, durchdringender; aber lange umſonſt. Endlich kam ein Menſch gelaufen, ein halberwachſener Burſch, der, an der Salzach umherlungernd, die heiſere Stimme gehört hatte. Wittekind ſchickte ihn mit großer Belohnung und größerer Verſprechung nach der Stadt zurück: mit dem erſten Wagen, den er finde, ſolle er hierher eilen. Der Burſche lief, und war bald verſchwunden. Endloſe Zeit verging; unterdeſſen kniete Wittekind im Gras, Bertold auf ſeinem Schoß, den Kopf an ſeiner Bruſt; küßte die blutigen Wangen und die reinen

Lippen, und horchte immer wieder auf das leiſe Leben, das in dem unbewußten Körper atmete und pochte. Die Nacht war kühl, und ſo unbeſchützt, in ſeinem leichten Rock, lag der Jüngling da. Wittekind zog den eigenen aus und deckte ihn damit zu. Ihn ſchauerte und fror; ach! dachte er, könnt' ich ihn nur durch irgend ein Opfer retten! — Und immer ſtarrte er wieder dieſes Rätſel an, fragte vor ſich hin: „Wer hat das getan? Was iſt ihm geſchehn?“

Ein Wagen rollte endlich durch die Stille heran; der Burſch ſprang heraus, ſie hoben Bertold hinein und fuhren zu Saltners Haus. Die Tür ſtand noch offen; der Alte und Marie, irgend eines Unglücks gewärtig, da Vater und Sohn nicht heimkamen, eilten ihnen entgegen. Sie ſahen nun, daß ihre Ahnung nicht gelogen hatte. Marie ward blaß wie der Tod; Saltner ſtand erſchüttert, faßte ſich aber mit erſtaunlicher Kraft. Die beiden Männer trugen Bertold in ſein Zimmer hinauf und legten ihn aufs Bett. Er ſeufzte und ſtöhnte zuweilen, ſtärker als zuvor; dann verſank er wieder in die ſtarre Ruhe. Sie öffneten ſeine Kleider; nun erſchien aber auch ſchon Marie, noch blaß, doch ſtill und geſammelt, mit allem, was ihre Hausapotheke hergab. Es fehlte nichts, das von nöten war; ſie breitete alles aus, mit zuweilen zitternden Händen, aber überlegt, ohne Haſt, wie eine barmherzige Schweſter, die ihren Dienſt verrichtet. Bald hatte ſie den erſten Notverband gelöſt und legte einen andern, kunſtgerechten an; nachdem ſie die Wunden gewaſchen, gereinigt und dieſes edle, marmorbleiche Geſicht von aller Entſtellung befreit hatte.

Wittekind wollte ihr wehren und es ſelber tun; ſie ſah ihn aber groß an: „Haben Sie vergeſſen,“ ſagte ſie mit einem leiſe bebenden Lächeln, „daß ich der ‚Leibarzt‘ war? — Laſſen Sie mich nur. Die Männer können ſo vieles,

um das ich ſie beneide; das da können wir beſſer!“ — Wittekind ſchwieg, dankte ihr durch einen Blick, und ſah nun in dumpfer Erſtarrung zu. Nach einer Weile kam Kathi, mit Eisſtücken in einer Schale; Marie hatte ſie ausgeſchickt. Kathis Tränen floſſen. Sie blieb aber ganz ſtill; die „barmherzige Schweſter“ hatte ihr's befohlen. Endlich erſchien auch der Arzt, dem man den Wagen geſchickt hatte; ein ſchon ergrauter, rüſtiger Mann, mit Saltner befreundet und vom Winter her mit Marie und ihren ärztlichen Einſichten bekannt, wie er ſie denn auch ſofort mit ſeiner vertraulich trockenen Herzlichkeit begrüßte. Jetzt erwachte wieder Wittekinds tiefe Seelenangſt. Er trat an das von der Wand abgerückte Bett, dem Doktor gegenüber, ließ die Augen nicht von ihm und ſuchte von jeder ſeiner Mienen das Urteil abzuleſen: Leben oder Tod!

„Was haben Sie mir zu ſagen?“ fragte er, ſich faſſend, als der Arzt ſeine lange Prüfung beendet hatte. „Schonen Sie mich nicht; ich will alles wiſſen!“

„Wir müſſen's abwarten,“ erwiderte der Doktor bedächtig. „Da unten, das iſt nicht ſo ſchlimm; er hat Glück gehabt, die edlen Teile ſind nicht betroffen, kann ich Ihnen ſagen. Viel Blut iſt verloren — das erſetzt ſich wieder. Auch die Hirnſchale iſt gut davongekommen; aber der Riß iſt lang, und daß ſich die Hirnhaut entzündet, das kann uns leicht geſchehen. Was ſich dagegen tun läßt, daran wird's ja nicht fehlen. Auf dieſe junge Frau können Sie ſich verlaſſen; ſie hat mir auch ſchon zugeflüſtert, ich ſoll keine Pflegerin ſchicken, ſie will alles ſelbſt tun. Das beſte iſt, wir tun ihr einſtweilen den Willen; das weitere findet ſich. — Sie verſteht's. Alſo guten Mut!“

Wittekind nickte ſtumm. Der Arzt wandte ſich zu Marie und ordnete mit gedämpfter Stimme an, was zunächſt zu tun ſei; dann grüßte er und ging. Marie

ging ihm nach. Saltner blieb noch eine Weile; Kathi war ſchon fort. Endlich bat Wittekind den Alten, deſſen langes, ernſtes Geſicht weich auf den Jüngling hinunterſah, er möge nun ſchlafen gehen und ihm die Nachtwache bei ſeinem Sohn überlaſſen. Saltner ſträubte ſich; Wittekind drängte ihn fort. An der Tür wandte ſich der Alte und umarmte ihn ſo heftig, daß er faſt einen Schmerzenslaut ausgeſtoßen hätte; dann ſchritt er aus der Tür.

Der Vater war wieder allein; plötzlich verließ ihn die Faſſung, er warf ſich neben dem Bett auf die Kniee hin. „Bertold! mein Sohn! mein Sohn!“ ſchluchzte er. „Darfſt mich nicht verlaſſen! Alles auf Erden — du nicht! Was haben ſie dir getan — welches Ungeheuer — — dieſe holde Blüte, dieſes ſchuldloſe Herz! — Bringt ſie mir her, ich will ſie zerreißen, ich will ſie vernichten. Ich will ihr Blut vergießen, wie ſie deins vergoſſen. Mit dieſen Händen will ich ſie — — Bertold! Mein letztes Kind! Stirbſt du, ſo geh' ich mit. Laßt mir meinen Bertold! Laßt ihn mir nicht ſterben! Laßt ihn mir nicht ſterben!“

Er fühlte eine leichte Hand auf ſeinem Haar und wandte langſam den Kopf. Marie war auf ihren leiſen Füßen wieder eingetreten; ſie hatte ein bequemeres Gewand angelegt und Kiſſen gebracht, auf denen ſie Bertolds Kopf beſſer betten wollte. Ihre weiche, beruhigende Stimme ſagte gedämpft, doch mit Feſtigkeit: „Er wird Ihnen nicht ſterben. Seien Sie getroſt. Armer — und doch noch glücklicher Vater. Ihr Sohn lebt; und liebt Sie; und er *wird* auch leben. O verzagen Sie nicht!“

Wie Muſik, dachte er, ihrer Stimme lauſchend. Er hatte ihre Hand gefaßt, hielt ſie feſt, legte ſie auf ſeine glühende Stirn und auf ſeine Wangen. Noch einmal mußte er aufſchluchzen; dann atmete er wieder, wenn auch ſchwer, doch ſtill. Marie bewegte ſich nicht, ſie neigte ſich

nur ein wenig, um ihm die Hand zu laſſen. So blieben ſie eine geraume Zeit, ſie ſtehend, er auf den Knieen, an das Bett gelehnt.

Erſt Bertolds unerwartete Stimme trennte ſie; er begann zu ſprechen. Es erwachten in ihm offenbar Fieberphantaſien; ſeine Arme bewegten ſich, ſein bisher ſo ſtarres Geſicht geriet in ausdrucksvolle Erregung. Das Eis, das auf ſeinem Kopf lag, konnte die Glut in dem träumenden Gehirn nicht löſchen; die Bilder darin jagten einander, wie ſich in einer ſeichten Brandung die Wellen überſtürzen. Von Zeit zu Zeit hörten ihn Wittekind und Marie ihre Namen nennen; dann flog ſeine Phantaſie wieder in unverſtändlichem Murmeln davon, oder ſtieß mit Heftigkeit und Leidenſchaft Namen aus, die ſie beide nicht kannten. Auch das Geſpräch von geſtern tauchte in ſeinen Gedanken auf: er fühlte ſich als wandernde Seele, die durchs Weltall irrte, die auf dem Mond erſchien, die ſich dann in irgend eine verhaßte Geſtalt verſetzt ſah, von der ſie ſich mit Meſſer und Dolch zu befreien ſuchte. Zuweilen ward er ruhiger, ward ſtill; dann atmete der Vater auf und tauſchte mit der „barmherzigen Schweſter“ einen Blick der Erleichterung. Bald begannen aber wieder die gehetzten Träume, die gemurmelten Phantaſien. So verging die Nacht.

Umſonſt verſuchte Wittekind, Marie zu bewegen, daß ſie ſchlafen gehe; mit ihrem ernſten Lächeln ſchüttelte ſie den Kopf. „Wozu reden Sie,“ ſagte ſie; „der Doktor, wiſſen Sie ja, hat mich angeſtellt. Sie aber ſollten ſchlafen. Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht.“

„Ich? Ich bin der Vater,“ antwortete er. „Aber Sie — — Ihre zarte Geſundheit —“

„Ich bin viel zu geſund,“ antwortete ſie leiſe. „Und in all dieſem Jammer macht es mich ſo glücklich, daß ich etwas zu tun habe, daß ich helfen kann.“

„Helfen — aber nicht die Nächte verwachen —“

Sie fiel ihm ins Wort, auf Bertold blickend: „Ist er nicht Ihr Sohn?“

VII

Es kam, was der Arzt wohl gefürchtet hatte: während die Bruſtwunde ohne Mühe heilte, breitete ſich auf der heftig angegriffenen Hirnhaut eine Entzündung aus, die, mit unabläſſiger Aufmerkſamkeit Tag und Nacht bekämpft, endlich verging, aber eine neue Sorge zurückließ, wie bei jeder dieſer Entzündungen zu geſchehen pflegt. Nach der unmittelbaren Gefahr des Lebens, die geſchwinder abzog, als man hatte hoffen dürfen, kam nun die äußerſte Prüfung der Geduld, da das Gehirn des Kranken vor jeglicher Anſtrengung oder Reizung zu behüten war, damit der Geneſungsprozeß ſich vollziehen könne. Bis in den Sommer hinein blieb Bertold verurteilt, ſtill das Bett zu hüten, nichts als ſeine Tapete zu ſehn, kein Buch in die Hand zu nehmen, und ſich nur an den regenkalten Lüften zu erquicken, die der in dieſem feuchten Land doppelt feuchte Juni in die offenen Fenſter hereinwehte. Sein koſtbarſter Troſt war, außer des Vaters geliebtem Angeſicht, die wohltuende, klangvoll ſtreichelnde Stimme der Frau Marie, die ihn zu pflegen fortfuhr und ihm nun „Gutes mit Böſem“ vergalt, wie ſie ſcherzend ſagte, da ſie ſich zu ſeiner Vorleſerin ernennen ließ: einfach, ohne Kunſt — aber nicht ohne Natur — gab ſie ihm täglich „einige Löffel Medizin“ aus den Büchern ein, die er nicht leſen durfte. Zuweilen hörte er ſie auch, wenn ſie unten ſang und eine wärmere Luft durch alle Fenſter ſtrich. Ihre Muſik, ihre liebevolle Sorge, ihre ſchwebende Geſtalt erfüllte das ganze Haus. Sie ſchien nur für Bertold zu leben und lebte doch für alle. Es war eine Veränderung mit ihr

vorgegangen, die keinem entgehen konnte: ihre Gesundheit und Schönheit war bei diesen unendlichen Mühen erstaunlicherweise gediehen, statt sich aufzureiben, und über ihr Gemüt war eine herzhafte Freudigkeit gekommen, wie sie selbst Saltner kaum an ihr gekannt hatte. Auch an den schlimmsten Tagen war ihr das Vertrauen niemals ganz entfallen; sie sah es nun belohnt, eine verklärende Dankbarkeit lag oft stundenlang auf ihrem Gesicht. Sie blickte wohl auch Bertold so zufrieden und glücklich an, als sei er *ihr* geschenkt; und stieg etwa in den andern noch eine Sorge auf, ob man auf dieses Geschenk schon bauen dürfe, so fing sie an, sanft zu schelten, oder richtete einen großen, stumm vorwerfenden Blick auf den Zweifelnden; oder sie ging auch ans Klavier, um mit ihrem tiefen Alt ein kernhaftes Volkslied von Hoffnung und Gottvertrauen zu singen.

Man konnte denn auch nicht froher über sie sein, als es der Alte war; er ereiferte sich sogar gegen Wittekind, als dieser nur einmal den Kopf schüttelte, daß sie ihren Samaritereifer übertreibe: „Das *soll* sie auch!“ rief er aus, „dazu ist sie da! und darum ist sie mir nun vollends an das Herz gewachsen! — Sehen Sie denn nicht, zum Teufel, wie sie glücklich ist? Sie haben mir einmal die blutige Beleidigung angetan — nicht lange nachdem Sie mir den Jungen aus dem Wald gebracht hatten; wissen Sie noch — mich, Ihren Freund, zu beklagen, daß mir so ein Unglück ins Haus geregnet sei; da sagte ich Ihnen schon: und wär's nur um die Marie, um die allein müßt' ich Gott für dies ‚Unglück' danken! — Sie hatte wieder einen Beruf. Und das braucht der Mensch. Darum ist sie nun glücklich. Lassen Sie sie gehn, reden Sie nicht hinein!“

Wittekind lächelte und schwieg. Er schwieg jetzt zu

allem. In jener ersten Nacht an Bertolds Bett hatte er sich gelobt, nichts mehr zu wollen, als daß sein Kind genese, nie zu verraten, daß er für Marie noch fühlte. Sie ist nun glücklich, dachte er. Ja, durch Bertold; für ihn ... Aber er lächelte, ohne Bitterkeit.

„Bei dieser Gelegenheit", fuhr der Alte fort, „kann ich Ihnen sagen: es ist dabei geblieben, von diesen Kerlen ist nur einer erwischt, der, den Ihr Bertold nicht kennt; von den andern ist bis heute jede Spur verloren — wunderbar genug. Ich hab' den Polizeidirektor heute wieder gesprochen; er war zugeknöpft wie ein großer Mann; das gab er aber doch von sich, daß dieser Riedau, den sie auch verhaftet hatten, wieder entlassen sei: sie hätten nichts gegen ihn beweisen können. Wissen Sie, was ich glaube? Von Anfang an ist mir aufgefallen, daß die Polizei von der Sache schon zu wissen schien, eh' Bertold ein Wort darüber reden konnte. Wie war das möglich, wenn kein Angeber da war? Alles dazugenommen, was Ihr Sohn uns erzählt hat — dieser Riedau, sag' ich Ihnen, arbeitet für die Polizei! Er schickte den Bertold nur hin, um einen Zeugen zu haben, das ist meine Meinung. Dann mischte sich der Zufall hinein, wie das seine Art ist, Bertold hörte alles, eh' sie ihn bemerkten — sie fielen über ihn her, um ihn los zu werden —"

„O diese Mörder! diese Kannibalen!" rief Wittekind aufflammend aus. „Wo ich sie antreffe, erwürg' ich sie!"

„Oho!" rief der Alte.

Wittekind sah ihn an. „Mißfällt Ihnen das?" fragte er. „Sind Sie andrer Meinung?"

„Das sollten Sie wohl vom Saltner nicht denken," erwiderte der Alte. „Alle Teufel, Sie haben ja recht. Ich dachte nur in dem Augenblick: überlaß das mir; das ist meine Sache! Meine alte, angeborene Kampf-

wut zuckte mir in den Fingern. Darum ſagt' ich: Oho!"

Wittekind drückte ihm die Hand und wendete ſich ab.

„Nun, Sie haben wenigſtens Ihren Bertold noch," fing der Alte wieder an, „und werden ihn auch behalten. Der Doktor zweifelt nicht mehr: alles wird aufgeſogen; die gute Natur Ihres Jungen — ſo zart er auch ausſieht — hat ſich mächtig bewährt! — Über den Riedau aber wollt' ich Ihnen noch ſagen: Baron Tilburg war in Salzburg, mit ſeiner chroniſch leidenden Frau; ich hab' ihn heute geſehn. Der Baron zweifelt nicht, daß damals bei Waldenburgs Tod dieſer ſelbe Riedau ein ſchändliches Spiel geſpielt und dem Grafen Lana Papiere zugeſchoben hat, die durchaus nicht für ihn beſtimmt waren; ein junger Burſch von Kellner, der dabei als Pudel gedient hat, und den der Tilburg ausfragte, iſt mit allerlei Verdächtigem herausgekommen."

„Und ſo ein Kerl," ſagte Wittekind mit Ekel, „geht frei und fröhlich herum? — Iſt das Ihre zweckmäßige und gerechte Welt?"

„Erlauben Sie! Von einer ‚gerechten' Welt hab' ich nie geſprochen; und was die Zweckmäßigkeit betrifft — nun, ſo iſt vielleicht eine wunderbare Ökonomie darin, daß ſolche Schufte wie Riedau von der Weltordnung benützt werden, um der Geſellſchaft, dem Staat allerlei gute Dienſte zu leiſten, zu denen Sie oder ich nicht zu brauchen wären. Ich glaube und ſage auch da: verloren geht nichts! — Wer weiß, wozu dieſer Lumpenhund einſtweilen noch aufgeſpart wird.... Die Tiſchglocke läutet. Gehen wir zum Eſſen! — —"

Der ganze Juni war über Bertolds langſamer Beſſerung verſtrichen; am Nachmittag des erſten Juli lag er auf ſeinem Soſa, mit dem er das Bett nun endlich hatte ver-

tauſchen dürfen, horchte auf den Regen, der zuweilen laut an die Fenſter klatſchte, und freute ſich auf den Augenblick, wo die Tür aufgehn und die getreueſte Pflegerin hereintreten würde. Er hatte den Arm aufgeſtützt und den Kopf an die Hand gelehnt; auf ſeinen Wangen bildete ſich ſchon der leichte Schimmer einer erſten Röte, die Lider beſchwerte noch eine ſchmachtende Mattigkeit. Das Bärtchen über ſeinen ſchönen Lippen war während der Krankheit wie unverſchämtes Unkraut fortgewachſen; er nahm einen Taſchenſpiegel von dem Tiſchchen, das neben dem Sofa ſtand, und weidete ſich mit ernſthaftem Geſicht an dieſem gedeihlichen Fortſchritt. Warum ſollte ich dann nicht lieben dürfen? dachte er. Ernſthaft lieben — bis zum Wahnſinn — oder bis zum Heiraten? Shakeſpeare war achtzehn Jahre alt — zwei Jahre jünger als ich — da nahm er ein Weib, acht Jahre älter als er. Man ſagt zwar: es war ein törichter Streich ... Ich weiß es nicht. Wie ſollt' ich wieder leben ohne dieſe holde, himmliſche Marie? Ich zittre vor Freude, wenn ich an ſie denke. Wenn ich ihre Stimme höre, wird mir ſo wohl, ſo gut; und dann läuft es auf einmal ſo ſchaurig ſüß über mich hin ... Ach, und ihre Augen, ihre Sternenaugen. Bin ich wieder geſund, was wird dann aus mir? Dann iſt meine Seligkeit aus; dann fort — und mein Leben, meine Seele laſſ' ich hier. Ja, ja, Marie! Meine ganze Seele!

Eine ſeiner Phantaſien aus der Fieberzeit fiel ihm bei dieſem Gedanken ein; die einzige, die er nicht vergeſſen, die er ſpäter im träumeriſchen Wachen fortgeſponnen hatte. Ihm war in ſeinem wilden, märchenſchaffenden Hirn — in den erſten Tagen — als ſei die Frau, die er zuweilen an ſeinem Bette ſtehen oder ſitzen ſah, jene „Ellis" aus Turgenjews Viſionen; aber nicht ein unbeſtimmtes Geſpenſt ohne Zweck und Sinn, ſondern ein

werdendes Leben, vom Schöpfer dazu bestimmt, ihm seine vom Leben scheidende Seele langsam auszusaugen, ihn dann fortzusetzen: so spukte in seinem glühenden Kopf Saltners Theorie. Marie und Ellis wuchsen ihm zusammen; er sagte zuweilen Ellis, wenn er die andere rufen wollte; aus beiden ward ihm ein drittes, unheimliches Wesen, das zuerst nur ein Hauch, nur ein Schatten war, aber an sein Lager immer wiederkehrend von seinem Leben sich nährte, bis sie ein Körper ward, Fleisch und Blut gewann, sich rundete, sich füllte: endlich wird er sterben, und dann hat sie sein ganzes Leben, dann schreitet sie aus der Tür, als die neue Gestalt seiner wandernden Seele, als sein neues Ich! — So vollendete das allmählich erwachende Bewußtsein den ersten, verworrenen Traum. Sein Geist hielt ihn fest, es ward ein rundes Märchen daraus, deutlicher und sinnvoller als jene Ellis-Visionen; und immer blieb darin eine geheime, schmerzlich süße Beziehung auf die Frau, die so oft an seinem Lager saß, in die er verliebt war, an die er, wie er meinte, seine Seele verloren hatte ...

Er hielt es endlich nicht mehr aus, diese Phantasien nur so im Kopf zu wälzen und zu kneten; die natürliche Sehnsucht kam ihm, ihnen eine Form zu geben, an die er sie dann los ward. Auf seinem Tischchen lag unter allerlei andern Dingen ein Taschenbuch mit einer Photographie seines Vaters. Er nahm den Bleistift und ein Blatt daraus, um — zum erstenmal dem Verbot ungehorsam — sein Märchen niederzuschreiben. Mit einer kühnen Erfindung schrieb er „Mariellis" als Titel hin. Dann begann er mit einer mondscheinfahlen Nacht, in welcher der Held dieser „Visionen" im Bette liegt, erwacht, und ein bleiches, nebelstreifiges, formlos menschenähnliches Gebilde neben sich sitzen sieht — —

Die Tür ging auf, und die schöne Frau, auf die er sich gefreut hatte, stand wie ein Schreckbild vor ihm. „Was tun Sie da?“ fragte sie, mit ihrem holden, strengen Gesicht.

Er machte keinen Versuch, seine Untat zu verbergen; seine Ehrlichkeit hielt die schon zuckenden Finger fest. „O, Sie sind ein Sünder!“ sagte sie; „das hätte ich nicht gedacht! Wie können Sie das tun?“ — Sie war herangetreten, nahm ihm das Blatt fort, und gab ihm einen leichten Schlag auf die Hand.

Bertold errötete vor geheimer Freude; diese vertraulich strafende Berührung lief warm über ihn hin. Er konnte sich nicht enthalten, seine Hand zu küssen und die junge Frau dankbar anzulächeln.

„Wenn Sie solche Torheiten machen,“ sagte sie, „komme ich nicht wieder. Was schreiben Sie denn da? ‚Mariellis‘? Was heißt das?“

„Das ist ein Märchen, das ich im Fieber ausgegoren habe; als leidlich vernünftiger Mensch hab’ ich’s dann fertig gebraut. Und nun wollt’ ich es endlich —“

„Niederschreiben?“

„Ja.“

„Das sollen Sie aber noch nicht. Artige Kinder tun nichts Verbotenes. — Ist es wirklich ‚vernünftig‘?“

Er glaubte zu verstehn, wie sie das meinte, und nickte. „Es ist so vernünftig, wie ein Märchen sein kann. Zu lesen für jedermann!“

„Und Sie wollen es aus dem Kopfe los werden?“

„Ja; es rumort da schon so lange. Ich lechze —“

„Dann diktieren Sie es mir,“ sagte sie kurz und setzte sich an den Tisch. „Grübeln Sie aber nicht, um es schön zu machen, sondern sprechen Sie frisch drauf los!“

„Beste Frau Marie! Auch d a s wollen Sie für mich tun? — Sie sind ein Engel des —“

„Himmels," ergänzte ſie ruhig. „Glauben Sie nicht, daß das noch niemand vor Ihnen geſagt hat; es kommt ſchon im Dante vor. Sagen Sie jetzt nichts, als was zur Sache gehört; fangen Sie ruhig an!"

Sie las ihm noch die erſten Sätze vor, die er ſelber geſchrieben hatte; dann fuhr ſie darunter fort, mit geſchwinden Fingern. Er nahm ſeinen Verſtand zuſammen und diktierte ohne Zögern, um ſie nicht warten zu laſſen; und doch wußte er kaum, wie er ſich faſſen ſollte. Da lag er als „Poet" — er, Bertold Wittekind, der Student, der Juriſt — und eine Frau mit dem ſchönſten Haar und den tiefſten Augen ſchrieb nieder, was er ihr vorſagte. Ich liebe ſie unausſprechlich! dachte er; ich liebe ſie grenzenlos! — Dann diktierte er weiter. Das Märchen von der lebenausſaugenden Mariellis, noch etwas unklar geformt, wie ihr Mondſcheinnebel, noch etwas überſchwenglich im Ausdruck, flog auf das Papier, geſchwinder als er dachte. Zuweilen blickte Marie, durch die Erfindung oder einen Gedanken betroffen, von ihrem Papier flüchtig auf und zu dem Phantaſten hinüber; nahm dann aber ſtill ein neues Blättchen, wenn eines zu Ende war, und kritzelte mit dem ſtumpf werdenden Stift geduldig fort.

Wittekind öffnete die Tür zu ſeinem angrenzenden Zimmer und wollte herein; als er aber ſah, was hier vor ſich ging, zeigte er nur noch ein verwundertes Geſicht, machte eine Bewegung mit der Hand und zog ſich leiſe zurück. Die junge Frau ſchrieb weiter, bis das Märchen aus war. Sie legte die Blätter zuſammen. „Was für ein ſonderbarer Menſch Sie ſind," ſagte ſie, auf ſeine Stirn blickend, auf die ſich im Eifer des „Schaffens" eine blonde Strähne gelegt hatte. „Was in Ihrem Kopf alles vorgeht! Sie laſſen ſich beinahe totſchlagen und phantaſieren dann Märchen im Anderſenſchen Stil. Aber es iſt zu-

gleich etwas Schauerliches darin; — wirklich ſchauerlich.“ ... Es ſchien ſie nachträglich zu überlaufen; auch leuchtete etwas wie Reſpekt und Bewunderung in ihren Augen auf.

Sie trat dann an Wittekinds Tür und klopfte. Wittekind ſelber kam. „Sie haben jetzt Ihren Sohn allein,“ ſagte ſie und lächelte; „da können Sie auch leſen, was ſich ‚ſein Krankenlager erzählt‘. Der Verfaſſer iſt dann brav und geht zu Bett! Der Doktor will es ſo. Es wird Abend. Ich komme noch und ſage gute Nacht!“

Die hohe Geſtalt ging in ihrem leichten, faſt geräuſchloſ ſchwebenden Schritt hinaus. Wittekind ſah ihr nach, den Rücken gegen Bertold gewendet; ſo gefaßt und ſtill, wie er in dieſem Zimmer ſich all die Tage, all die Wochen gezeigt hatte. Vor ſich niederblickend kam er endlich an den Tiſch, auf dem jene Blätter lagen; ſah zu Bertold auf, lächelte ihn liebevoll an, und nahm das Märchen in die Hand. „Darf ich?“ fragte er.

„Aber, Vater!“ erwiderte Bertold. „Es iſt ja kein Geheimnis. S i e kennt es ja auch.“

Wittekind blickte wieder auf, er ſchwieg aber. Er begann zu leſen. Bei der Überſchrift „Mariellis“ ſchien er ſchon zu ſtutzen. Langſam las er weiter. Bertold, dem plötzlich der Atem eng ward, ließ die Augen nicht von ſeines Vaters Geſicht; ſein junges Autorenherz begann ſtark zu ſchlagen. Was er wohl zu dieſer Phantaſterei ſagen wird? dachte er. Ob's ein Unſinn iſt?

Wittekind ſagte nichts. Als er am Ende des erſten Blattes war, hielt er inne; er ſchien in tiefes Nachdenken zu verſinken und ſtarrte ſchräg in die Ecke. Bertold verwunderte ſich beklommen: warum lieſt er nicht? Er glaubte auf des Vaters erblaſſendem Geſicht ein kummervolles Herabſinken der Züge, einen traurigen Ernſt zu ſehn, den er in dieſen ſchweren Wochen nie wahrgenommen

hatte. Immer hatte er im ſtillen die Selbſtbeherrſchung, die freundliche Ruhe bewundert, die auf dieſem edlen Geſicht wie ein feſtes Gepräge lag. Was geſchah ihm denn jetzt? Was las er denn da heraus? — Bertold lag, den Kopf in der Hand, und rührte ſich nicht. Nach einer langen Stille — oder erſchien ſie nur dem Verfaſſer ſo lang — trat Wittekind an das Fenſter, das zweite Blatt in der Hand, ſtrich ſich über die Augen und blickte dann zurück.

„Es wird dunkel," ſagte er ſanft, „und die Schrift iſt nicht ſehr deutlich; mit dem Bleiſtift haſtig hingeſchrieben. Auch ſind meine Augen müde; du weißt, mit dem Nachſchlafen bin ich noch nicht fertig. Und mir wird keine Stunde davon geſchenkt; darin iſt meine Natur unverſchämt genau — beſteht auf ihrem ‚Schein', wie Shylock. Vorhin bin ich bei hellem Tage im Lehnſtuhl eingeſchlafen. Laß mich die Blätter mitnehmen und in meinem Zimmer nachher bei der Lampe leſen. Ich komme dann wieder und ſag' dir, wie dein Märchen mir gefällt. Jetzt ſollteſt du aber nicht mehr phantaſieren, ſondern zu Bette gehn, dem ‚Geſetz' gehorſam!"

„Das will ich auch," ſagte Bertold. „Lies es, wann du willſt!"

„Nein, noch heute, noch in dieſer Stunde," erwiderte Wittekind lächelnd. „Die Schriftſteller, hab' ich immer geleſen, ſind ungeduldige Leute! Und haben neugierige Väter — natürlich — —"

Er raffte die Blätter zuſammen, nickte ihm zu und ging in ſein Zimmer. Die Tür ward geſchloſſen. Bertold horchte eine Weile; er hörte den Vater langſam auf und ab gehn. Darauf ward es ſtill. Zögernd ſtand er vom Sofa auf, entkleidete ſich und legte ſich in das friſche, angenehm kühle Bett. Irgendwas drückt ihn! dachte er, wieder nach Wittekinds Tür horchend. Wie gern nähm'

ich es ihm ab, wenn ich könnte; — aber zu was bin ich gut! Ich liege nur so da, vegetiere wie eine Pflanze, die man an einen Stock gebunden hat, weil sie sich beinahe zu Tode gekrochen hatte; man muß schon zufrieden sein, wenn sie wieder aufwächst. Ah was! Es wird auch besser werden; meine Zeit wird kommen!

Tiefe Dunkelheit brach herein, Marie erschien wieder, lüftete noch, zündete sein Nachtlicht an, plauderte eine Weile; auf sein herzliches Bitten sang sie ihm noch leise ein Lied, das er besonders liebgewonnen hatte, das ihm immer ein wunderbares Gefühl von Freudigkeit und Lebenslust zurückließ. Dann schloß sie die Fenster, gab ihm ihre volle, warme Hand zur guten Nacht — dieselbe, die ihn vorhin so beglückend gestraft hatte — und verließ das im Helldunkel träumende Gemach. Er war glücklich, verliebt; auch jugendlich hoffnungsvoll, er wußte nicht warum. Flüsternd, summend wiederholte er sich die Melodie, die Worte. Nach und nach entschlummerten seine Gedanken; er ward selig müde; nur ein Gefühl hielt ihn noch wach: Vater Wittekind war noch immer nicht gekommen. Warum kam er nicht? Wie war das möglich? Jeden Abend saß er an diesem Bett, seit der Krankheit; hielt noch Bertolds Hand, küßte seine Wangen. Und die Tür zwischen ihren Zimmern blieb offen. Jetzt war sie geschlossen. Was ist mit dem Vater? dachte er und hob seinen Kopf. Hat er es gelesen oder nicht? Ist er eingeschlafen?

Die Müdigkeit, die Ruhe verließ ihn, er stand endlich leise auf, um dieses Rätsel zu lösen, und öffnete, fast unhörbar, die Tür. Wittekind war noch nicht zu Bett gegangen; die Lampe brannte auf seinem Arbeitstisch, er selber saß im Lehnstuhl davor, den Kopf auf die Brust gesunken; seine schweren, aber gleichmäßigen Atemzüge

waren zu vernehmen. Er ſchläft! dachte Bertold. Leiſe trat er näher, um ſein abgewandtes Geſicht zu ſehn. Er irrte nicht: die müden, etwas geröteten Lider waren feſt geſchloſſen; der Atem ging auch durch die Lippen, die ein wenig geöffnet waren, ſo wenig, daß es für das Auge kaum zu erkennen war. Auf dem Tiſch lagen die Blätter des „Märchens“ auseinandergeſtreut, offenbar geleſen; auf eines war ein Tropfen Tinte gefallen, aber ſchon getrocknet.

Was ſteht denn da geſchrieben? dachte Bertold. Verſe? — Neben den kleineren Blättern lag ein größeres, es ſtanden einige Zeilen darauf, von Wittekinds Hand. Bertold ſtarrte betroffen hin; er las:

„So hat ſie mir das Leben ausgeſogen;
Ich ſcheine rüſtig, wandle wie die Schatten.
Ach, haſt ſo feſt uns beide angezogen,
Daß wir verloren alles, was wir hatten.
Nimm's! — Gib nur ihm dein Herz! nur ihm! Ich will“

— — Hier brach es ab, mit dem Ende des Verſes. Die letzten Worte „Ich will“ waren mit Mühe zu erkennen, denn irgend eine Feuchtigkeit war auf ſie gefallen, die die Buchſtaben aufgelöſt oder in die Länge gezogen hatte. In der nächſten Zeile war die Feder noch angeſetzt worden, aber beim erſten Zug ins Papier geſtoßen und zerſprungen, ſo daß eine Menge kleiner Tröpfchen ſich über das Blatt verſpritzt hatte. Der Federſtiel lag daneben.

„Mein Gott! was iſt das!“ flüſterte Bertold, dem ſich die Worte bis an die Lippen drängten. „Vater! Du! — Marie!“

Er ſtarrte noch einmal auf die Verſe, er kam nicht über den erſten hinweg:

„So hat ſie mir das Leben ausgeſogen . . .“

Das Herz ſtand ihm ſtill. Wie kann das ſein! dachte er, im Gehirn betäubt. Er — ſo ruhig — ſo froh — ſo glücklich. Mein Gott, mein Gott, wie hat er uns betrogen. Ich dachte nur an mich.... Mein verliebtes Herz.... Vater! Vater!

Er ſah wieder hin, er las:

„Ach, haſt ſo feſt uns beide angezogen — —"

Seine Hand ging nach ſeiner Bruſt, nun fühlte er endlich drinnen den Schmerz, und ein wildes Pochen. Er begriff nun alles. „Ja, ja, ja," flüſterte er. „So iſt es.... Vater und Sohn.... Und um meinetwillen, um meinetwillen hat er es in ſich begraben; — da ſteht es:

‚Nimm's! — Gib nur ihm dein Herz — —'

„Nein, nein!" ſagte er auffahrend, mit faſt vernehmbarer Stimme. Gleich darauf erſchrak er, denn es war, als hätte Wittekind ihn gehört. Dieſer begann ſich zu regen; ſein Geſicht verzog ſich, ſein Atem ward unruhig, geſtört. Die Finger bewegten ſich. — Wenn er jetzt erwachte!

Bertold ging rückwärts zur Tür, auf den nackten Füßen. Er ſelber hörte ſich kaum, ſo geräuſchlos ging er. Noch lag der Vater wie im Schlaf; nur zu träumen ſchien er; ein langer Seufzer ward aus ſeinem Atmen. Bertold kam in ſein dunkleres Zimmer; er lehnte die Tür nur an, um nicht laut zu werden. Dann ſchlich er in ſein Bett. Ihn fröſtelte. Er hüllte ſich eng in ſeine Decke, ſchloß die Augen und horchte.

Wittekind lag, er war nicht erwacht; der tiefe Schlaf, der ihn übermannt hatte, ruhte noch auf ihm. Aber Traumbilder hatten begonnen, ſich in ihm zu regen; ſinnloſe, verrückte Träume, die in ſeinem überreizten Gehirn wie Funken hin und her fuhren und die Seufzer in ſeiner Kehle weckten. Er ſah ſich mit Marie auf der Garten-

terraſſe, wie bei jenem Wiederſehn; er ſprach mit ihr von Waldenburg und von Katilina ... Auf einmal ward ſie jene Aurelia Oreſtilla — jetzt im Traum fiel ihm der Name ein, deſſen er ſich damals nicht erinnert hatte — und ſie ſagte mit höhniſchem Lächeln: „Einen ſo großen Sohn, wie du haſt, will ich nicht im Haus; der iſt mir im Wege; darum werde ich nie dein Weib!“ — Was für ein böſes Lächeln, dachte Wittekind; jedoch im nächſten Augenblick war er Katilina, nahm einen Dolch in die Hand, der auf einer Bibel lag, und ging durch einen langen, endloſen Saal in das nächſte Zimmer: denn dort ſchlief ja ſein Sohn. Du mußt alſo ſterben! dachte er, als er vor ihm ſtand, und hob ſeinen Dolch. Der Jüngling lag mit einem goldenen Schein um den Kopf unter der weißen Decke; er ſah dem Eugen Dorſay, aber auch dem Bertold gleich. Dem Katilina-Wittekind ſträubten ſich die Haare; er ſeufzte; er fühlte, daß ſeine Haare naß an der Stirne klebten; aber er ſtieß zu. Und der Sohn ſchrie auf....

Wittekind fuhr empor. Er war aufgewacht. Er rang nach Atem und ſtarrte um ſich her. Die Haare klebten wirklich naß an ſeiner Stirn, die der Schweiß bedeckte. Jetzt ſtand ihm der Traum, der ganze, entſetzliche, vor den Augen, und ſeine Haare ſtiegen von der ſchaudernden Haut empor, wie er es nie gefühlt hatte. Die Hände auf den Armpolſtern ſeines Stuhls, erhob er ſich, lehnte ſich an den Tiſch. Da lagen die Blätter, die Verſe. Ihm graute. Heiliger, gerechter Gott! dachte er, wer ſpielt ſo mit uns? So gräßliche Träume können ſich in unſer Hirn ſchleichen — wir erleben ſie — wir, wir ſelbſt — wir werden Scheuſale im Schlaf, und vollbringen Greuel, die wir nicht *denken* könnten? — Gott, wer ſind wir denn? — — Ein Grauen ſchüttelte ihn, das in ſeufzendem Schmerz verging. Er ſah auf die Tür, die zu Bertold

führte. Dort lag dieſer Sohn; — ſein Sohn. War ihm etwas geſchehn? Hatte dieſer hölliſche Traum in fratzenhafter Geſtalt ihm verkündigen ſollen — —

Ich bin noch von Sinnen! dachte er und ſchüttelte den Kopf. Aber eine aufwallende, bitterſüße Sehnſucht zog ihn in das andere Zimmer hin. Er mußte ihn ſehn, ſeinen Bertold; ihm in die lieben Augen blicken, ihm ſagen ... Die Kirchenuhren in Salzburg ſchlugen; er horchte. Es war ſchon ſpät. Bertold ſchlief gewiß. So wollte er ihn doch ſehn, ſich ſeines Schlafes freuen, den letzten Schatten dieſer greulichen Phantome von ſich abſchütteln. Er nahm die Lampe, ging leiſe zur Tür, die ſich öffnete, als er ſie berührte. Dann ſchlich er an das Bett; nicht als Katilina, ach, mit einem Herzen voll unerſchöpflicher, opferbringender Liebe, mit Tränen in den Augen, Lächeln auf den Lippen; er konnte ſich nicht enthalten, zu flüſtern: „mein geliebter Bertold!“

Der Jüngling lag mit geſchloſſenen Augen, regungslos ausgeſtreckt, und ſchien feſt zu ſchlafen. Wittekind bedeckte die Lampe mit der Hand, damit ihr Schein ihn nicht ſtöre, und trat an das Kopfende des Bettes, hinter ſeinen Sohn. Er neigte ſich vor, das beſchattete Geſicht zu ſehn; ahnungslos, wie es in der zugedeckten Bruſt da unten klopfte, wie fern ihr der Schlummer war. Es zog ihn ſehr, wenigſtens ſeine Stirn zu küſſen; doch er wagte es nicht, Bertold konnte davon erwachen. Ihm blieb nur der Anblick, und daß er mit lautloſer Bewegung der Lippen flüſtern konnte: „Ich begehre ja nichts, mein Kind! Nichts, nichts, als dein Glück!“

Plötzlich bewegte ſich Bertolds Kopf, und ſeine Lider zuckten. Eine Träne aus Wittekinds Auge war auf ihn gefallen; die Überraſchung machte ihn unruhig, ohne daß er's wollte. Jetzt hielt er ſich nicht länger, ſchlug die

Augen auf und wandte ſich ſo, daß er das Geſicht des Vaters ſehen konnte.

„Oh!“ ſagte dieſer; „hab' ich dich geweckt?“

„Lieber Vater!“ ſagte Bertold ſtammelnd. „Das iſt gut — daß du mich geweckt haſt. Nun können wir einander doch noch gute Nacht ſagen . . .“

Er ſprach nicht weiter, er lächelte nur.

„Ja, ja — es iſt mir ſonderbar ergangen,“ entgegnete Wittekind. „So im Lehnſtuhl ſitzend war ich eingeſchlafen.“

„Das bedeutet, daß du zu wenig ſchläfſt. Geh nur gleich; ſag mir nur gute Nacht!“

„Ja, ja,“ murmelte Wittekind.

Bertolds junges Herz vermochte ſich nicht länger zu halten. „Fehlt dir etwas, Vater?“ fragte er, doch mit äußerer Ruhe, nur die Stirn bewegend. „Biſt du nicht —?“

„Was ſollte mir fehlen, Kind?“

„Du haſt Tränen in den Augen. — Biſt du nicht glücklich, Vater?“

„Das iſt allerdings nicht erlaubt,“ erwiderte Wittekind lächelnd: „Männer dürfen keine Tränen in den Augen haben. Beſonders deutſche Männer — nicht wahr? — O ja, ich bin glücklich. Das ſind ein paar Freudentränen: weil ich nun nicht mehr zweifle, du bleibſt mir. Ich bin ganz glücklich, Kind!“

„Vater!“ ſtieß Bertold hervor; er hatte deſſen Hand ergriffen und küßte ſie.

„Aber was iſt denn mit dir?“ fragte Wittekind verwundert. Indem er die Lampe hob, ſah er, daß es feucht in den jungen Augen ſchimmerte. „Was haſt du da? du?“

„Hier?“ ſagte Bertold ruhig und legte ſich eine Hand auf ein Lid. „Laß das nur. Das tut nichts; — weniger als bei dir. Ich, ich bin glücklich. Und ich weiß, was ich muß, was ich will. Und ich werd' es tun!“

„Was willſt du tun?“ fragte Wittekind.

„Ich ſag' dir's ein andermal,“ antwortete Bertold, dem ein rätſelhafter Ausdruck überſchwenglicher Freude, dann ein geheimnisvolles Lächeln über Lippen und Augen ging. „Jetzt, Vater, gute Nacht! Du mußt ſchlafen; ich auch!“

Schlafen? dachte Wittekind.

Ich werde gewiß nicht ſchlafen, dachte Bertold. Aber es wird gut!

„Ich liebe dich, Vater!“ rief er plötzlich aus.

„Bertold!“ rief Wittekind, ſetzte die Lampe fort, und trat zu ihm. Sie hielten ſich umſchlungen, jeder in ſeinen Gedanken.

Der Regen ſchlug wieder laut an die Fenſter; ein Windſtoß warf ihn, nachdem er lange unhörbar herabgefallen war, gegen die klingenden Scheiben. „Was für eine Nacht!“ ſagte Wittekind endlich, um etwas anderes als ſeine Gedanken zu ſagen. „Mach, daß du zu Schlaf kommſt!“

„Meine ſchönſte Nacht!“ hauchte Bertold vor ſich hin.

„Was ſagſt du, Kind?“

„Nichts, Vater. — Es regnet; ja. — Morgen ſcheint die Sonne!“

„Weißt du das gewiß?“

„Ich — ich ſage nur ſo. — — Es gibt keinen ſolchen Vater mehr, wie du ... Ich will aber dein Sohn werden, endlich; ſollſt noch Freude an mir — — ſollſt mich doch noch achten!“

„Kind, ich glaube, du träumſt!“

„Ja — ich träume, Vater. Einen ſchönen Traum. Einen —“

Er konnte nicht mehr; eine ſchluchzende Bewegung nahm ihm jetzt die Stimme. Er wandte ſich ab, gegen die

Wand; dann ſagte er mit einer letzten Anſtrengung: „Alſo gute Nacht!“

Wittekind nahm die Lampe. „Ja, ja, gute Nacht!“ erwiderte er, vor ſich niederblickend, und ging in ſein Zimmer.

VIII

Am andern Morgen klopfte Marie an Bertolds Tür — Wittekind war ſchon ausgegangen — und trat mit ihrem herzlich grüßenden Lächeln ein. Es ſchien wirklich die Sonne; nach einer windigen Regennacht war ſie durchgebrochen und ſog an dem Gewölk, das von den Bergen kam und von der Erde dampfte. Bertold ſaß aufrecht im Bett; er ſchien zu ſinnen, es ſpielte etwas um ſeine Lippen, ſeine Augen glänzten. Marie gab ihm die Hand, dann trat ſie wieder zurück und ſah ihn verwundert an.

„Was iſt mit Ihnen geſchehn?“ fragte ſie. „Sie haben doch nicht wieder —?“

„Was?“

„Das Gebot übertreten? geſchrieben?“

„O nein,“ erwiderte er.

„Was haben Sie denn? Sie ſehen ſo aus wie ein Bild vom Apoſtel Johannes, das ich einmal ſah: wie er ſich anſchickt, ſein Evangelium zu ſchreiben. Leider muß ich hinzuſetzen,“ fuhr ſie lächelnd fort, „das Bild war nicht gut.“

Er blickte nur auf, und ſchwieg.

Marie ſchüttelte den Kopf. „Jetzt bemerk' ich aber,“ ſagte ſie, „Ihre Augen ſind heiß — und die Ränder ſo rot. Was heißt das? Haben Sie nicht geſchlafen?“

„Geſchlafen?“ erwiderte er.

„Ja, geſchlafen. Ihre erſte Pflicht. Und dann — — Sündigen Sie ſchon wieder? Phantaſieren Sie?“

„Phantaſieren?“

„Ja. Was machen Sie? Sie antworten ja ſo wie die Böſewichter in den Trauerſpielen. ‚Geſchlafen?‘ ‚Phantaſieren?‘ — Wollen Sie wohl artig ſein? Woran denken Sie?“

„Beſte Frau Marie!“ ſagte er zögernd, indem er die leuchtenden, ernſten, verklärten Augen auf ſie heftete.

„Nun, was?“

„Wollen Sie mir noch einmal — —“

Er ſtockte.

„Iſt es ſo ſchlimm,“ fragte ſie, „daß Sie's nicht ſagen können?“

„Nein; es iſt nicht ſchlimm. Wollen Sie mir noch einmal die Liebe tun — wie geſtern — und auf die kleinen Blätter in dem Buch da ſchreiben, was ich Ihnen vorſage?“

„Wieder ein Märchen?“

„Ja. — Aber kurz; ſehr kurz!“

„Sie machen mich böſe, Bertold,“ ſagte Marie, indem ſie mit ihren Fingern wiederholt auf das Tiſchchen ſchlug. „Schreiben will ich gern; aber Sie ſollen Ihr Gehirn nicht aufregen, Sie ſollen ihm Ruhe laſſen, ſollen ſich langweilen, dumm ſein — ſtatt deſſen ‚dichten‘ Sie. Geſtern ſchrieb ich es auf, damit Sie es nur los würden; Sie haben aber Blut geleckt, wie ich ſehe. Was fällt Ihnen nur ein? Sie haben ſo lange leben können, ohne Märchen zu dichten; wie kommen Sie auf einmal zu dem böſen Laſter, ohne daß irgend jemand Sie drum gebeten hat?“

„Es iſt das letzte Mal,“ erwiderte er lächelnd; von ihren herzlichen Vorwürfen entzückt, während ihre Heiterkeit ihn im ſtillen ſchmerzte. „Wenn ich Ihnen mein Wort gebe, daß es das letzte Mal iſt — und ich kann es geben — wollen Sie dann noch einmal gut ſein und die Feder nehmen, damit ich es ‚los werde‘?“

Sie zuckte die Achseln; dann nahm sie Tintenfaß und Stahlfeder von seinem Schreibpult, das am Fenster stand, und setzte sich zu ihm an das Tischchen. „Der Bleistift ist ein Krüppel," sagte sie. „Die Blätter da reichen noch, wenn Sie's gnädig machen. Also fangen Sie an!"

Bertold dankte ihr durch einen warmen, verschleierten Blick; seine Brust hob sich zu mehreren langen, leicht erzitternden Atemzügen, und er begann:

„Prinzessin Sternauge."

„Ist das die Überschrift?" fragte sie.

Er nickte. — Sie schrieb es hin.

„In einem Lande, das ihr nicht kennt," fuhr Bertold mit allmählich wachsender, festerer Stimme fort, „galt der Sohn des Königs für den glücklichsten Menschen, glücklicher als der König selbst, weil er Prinzessin Sternauge zur Frau hatte; so ward die junge Prinzessin genannt, weil das Schönste an ihr die großen, himmlisch leuchtenden Augen waren, die die Dichter mit nichts zu vergleichen wußten als mit den himmlischen Sternen. Wie die Menschen sind, litt es ihn aber doch nicht lange bei seinem Glück; er zog auf eine Meerfahrt aus in die fernsten Länder, wo er den größten Ruhm und damit das größte Glück zu finden hoffte. Jahr und Tag verging, und er kam nicht wieder. Als der alte König merkte, daß sein Sohn spurlos verschollen sei, da beschloß er, Sternauge sollte die Seinige werden, und wenn nicht aus freiem Willen, dann mit Gewalt; denn sie gefiel ihm mehr, als recht war. Die Prinzessin aber, vor der Sünde fliehend, entkam bei Nacht und Nebel aus dem Königsschloß, und floh in den Wald, und immer weiter, bis sie aus dem Lande war; sie hatte ihre fürstlichen Kleider abgelegt, ihre zarte Haut gefärbt, und nur den Sternenglanz ihrer Augen konnte sie nicht ablegen. So kam sie endlich zu einer einsamen Burg,

in der ein edler, trefflicher Ritter wohnte; deſſen junger Sohn war kampfeswund und lag ſchwer danieder. Da half Sternauge ihn pflegen —"

Frau Marie hielt inne.

„Warum ſchreiben Sie nicht weiter?" fragte Bertold, ſo gleichmütig wie er konnte.

Sie zog ihre Stirn zuſammen. „Wenn das Märchen etwa — töricht wird," ſagte ſie nach einem kurzen Zögern, „ſo mißbrauchen Sie meine Freundlichkeit."

Der arme Jüngling erblaßte. „Töricht wird es nicht," erwiderte er, auf ſeine Decke blickend. „Glauben Sie mir das. Wie ſchlecht wär' ich dann!"

„So verzeihen Sie," ſagte ſie ſtockend. Sie hob die Feder, wie um den Gekränkten wieder gut zu machen. „Ich dachte nur... Alſo wie ſagten Sie? ‚Da half —'"

„Da half Sternauge ihn pflegen," diktierte Bertold weiter; „und niemand in der Burg ahnte, daß ſie eines Prinzen Frau, oder vielmehr ſeine Witwe ſei: denn eines Tages erfuhr ſie hier, Prinz Schönhaar, ihr Gatte, ſei im Meerkrieg gefallen. Sie trauerte ſtill; es ſtand aber in den Sternen geſchrieben, daß überall Vater und Sohn ihr Herz an ſie hängen ſollten, und ſo geſchah es auch hier mit dem Ritter und ſeinem Sohn —"

Sie hielt wieder inne. Eine lebhafte Röte ſtieg in ihr Geſicht. Sie blickte forſchend zu Bertold auf. Der bezwang ſich aber, und ruhig mit der Hand über ſeine Decke ſtreichend erwiderte er ihren Blick, als ſänne er nur weiter. Sie fuhr fort, zu ſchreiben.

„Und Sternauge merkte wohl, daß der Sohn ſie liebhatte, denn ſein junges Herz, das leicht zu entzünden war und auch leicht zu heilen, flog wie ein tändelnder Schmetterling um ſie her; aber der Vater verbarg ſeine heiße Liebe

tief in seiner Brust, und sie merkte nichts. Eines Tages aber entdeckte der Sohn —"

Bertold stockte selbst. Die Brust zog sich ihm mehr und mehr zusammen. Eine Art von Angst hatte ihn befallen.

„Nun?" fragte Marie, nachdem sie geschrieben hatte. „Eines Tages aber entdeckte der Sohn —"

Bin ich denn feig? dachte er, und drückte einen Daumen gegen seine Brust. Mit einem leisen Beben fuhr er fort: „Entdeckte der Sohn, daß auch der Vater sie liebte; und als sie wieder an seinem Lager saß, da faßte er sich ein Herz, und überwand seine Liebe, und sah sie bittend an und sagte: ‚Vergib mir, wenn ich offen zu dir rede! Siehe, ich weiß, mein Vater hängt an dir —'"

Mariens Hand lag auf dem Blatt, mit der Feder, ohne sich zu regen. Bertold sah aber nicht mehr hin, ob sie schrieb oder nicht. Er tat, als hörte er nicht, daß die Feder schwieg; die Augen auf seinen Arm geheftet sprach er immer weiter: „‚Und er, der beste Mann, verdient auch die beste Frau! Aber er sagt es dir nicht, daß sein Herz dich liebt, um seines Sohnes willen; und er wird nichts sagen, und du wirst wieder weiterziehn, und er wird in Kummer vergehn. Darum muß i ch es dir sagen — der ich mein Glück und mein Leben lasse für meinen Vater...'"

Indem ihm die Stimme zu versagen anfing, sah er auch, daß Marie aufgestanden war, und verstummte plötzlich. Sie war bis in die Lippen blaß geworden, ihre Brust hob sich heftig, der Kopf bewegte sich mit. „Bertold!" stieß sie hervor, einen Arm gegen ihn wendend, als wolle sie ihn damit zum Schweigen bringen. Als sie nun sein stummes Gesicht und sein erschütterndes Lächeln sah, ging sie langsam zurück, schloß die Augen, blieb stehn und hielt eine Hand mit der andern.

„Frau Marie!“ ſtammelte er. „Hab' ich Ihnen wehgetan? Hab' ich Sie gekränkt?“

„Ach, was läge daran,“ murmelte ſie. Ihre Augen blieben geſchloſſen. „Aber es iſt ja nicht wahr. Der Vater, von dem Sie reden —“

Sie brach ab, und ſchüttelte nur den Kopf.

„Sie meinen, der liebt Sie nicht?“ erwiderte Bertold, dem ihre elende Bläſſe Mut machte. „Weil er's nicht ſagt? Weil er's Ihnen nicht zeigt?“

„Sie ſind ein Kind,“ murmelte ſie. „Weil — weil es längſt vorbei iſt. So, nun wiſſen Sie's.“

„W a s iſt längſt vorbei? — Ich verſtehe Sie nicht. Wenn mein Vater ſchon früher — — ſo iſt nichts vorbei. Er zeigt's Ihnen nur nicht. Ich muß Ihnen alles ſagen, ſonſt vergeh' ich ... Geſtern abend hatte er ‚Mariellis‘ geleſen, er war eingeſchlafen, auf ſeinem Tiſch fand ich Verſe, die er geſchrieben hatte; — ich werde ſie Ihnen ſagen ...“

Er wußte ſie genau; wie oft hatte er ſie ſich in dieſer Nacht wiederholt. Marie hörte die Verſe; ihre geöffneten Augen ſtarrten Bertold ungläubig an. „Das hat e r —?“ fragte ſie.

„O Frau Marie!“ erwiderte er, der mit dem Kopfe nickte; „ich hab's nicht gewußt! Und da lag ich nun die ganze Nacht ... Wie fang' ich's an, dacht' ich; es iſt meine Pflicht! — Denn Sie kennen ihn nicht: er würde ja ſterben, eh' er etwas ſagte. Warum? Weil er mir nicht wehtun will; weil er denkt, daß i ch — — Aber das iſt nicht mehr. Glauben Sie mir. Das war überhaupt nur ſo — — Und vor allem, wer bin ich denn? Eben wagten Sie ſelber mir noch zu ſagen: ‚Sie ſind ein Kind‘ ... Während er, mein Vater, der beſte, weiſeſte Menſch iſt — ſo ſchlicht und ſo edel — ein Charakter — ein herrlicher

— — Aber Sie denken wohl, ich, ſein Sohn, ich darf ihn nicht rühmen. Wozu auch? Entweder ſind Sie ihm gut, oder Sie ſind es nicht. Nur wie es in ihm ausſieht, mußt' ich Ihnen ſagen, das war meine Pflicht; und in der ſchlafloſen Nacht iſt mir endlich der Gedanke gekommen, Ihnen durch dieſes Märchen — — Und nun wiſſen Sie's! Tun Sie nun, was Sie wollen — oder was Sie müſſen!"

Er ſah ſie erwartend an; die Bangigkeit, was ſie ſagen werde, miſchte ſich auf ſeinem glühenden Geſicht mit der Seligkeit, das Seine getan, ſich von der Laſt dieſer Nacht erlöſt zu haben. Ob ich ſie wohl noch liebe? fuhr ihm durch den Kopf. Er ſah aber nur eine blaſſe, ſtille Frau, deren Not ihn rührte. Ein paar lange Tränen liefen ihr über die Wangen; er hätte gern ſein Tuch genommen und ſie ihr abgewiſcht. Dann freute ihn wieder, daß ſie ſo weinen konnte. Sie ſtand wohl minutenlang, ohne ſich zu rühren.

„Ja," ſagte ſie endlich und blickte ihn an, „— Sie haben mir's bewieſen."

„W a s hab' ich bewieſen?"

„Was Sie mir damals ſagten: ich werde doch noch ein Mann! — Gleich an jenem ſelben Abend haben Sie's gezeigt — da koſtete es Sie beinahe das Leben — — und nun heute wieder. — Ich danke Ihnen, Bertold. Ich achte Sie ſehr hoch. Geben Sie mir die Hand!"

Er ward rot und blaß vor Glück; hätte ſie ihm ihre L i e b e erklärt, wer weiß, ob es ihn ganz ſo glücklich gemacht hätte. Er fühlte den Druck ihrer Hand; „ich achte Sie ſehr hoch!" wiederholte er ſich in Gedanken und lächelte, ohne es zu wiſſen. Einen Augenblick durchfuhr es ihn, ihre Hand zu küſſen; aber er verachtete dieſen kindiſchen Gedanken, er drückte ſie nur, wie ſie die ſeine gedrückt hatte. Dann ſtrahlten ſeine großen, ſeelenvollen Augen ſie mit männlicher Faſſung an.

„Ich danke Ihnen auch," ſagte er leiſe. „Das vergeſſ' ich nie. — — Und — das andre?"

„Laſſen Sie mich jetzt gehn," flüſterte ſie. „Das andre — wird wohl kommen. Sagen Sie nichts mehr. Zu niemand. Warten Sie. Ich — kann nicht mehr. Liegen Sie ſtill; haben Sie Geduld!"

IX

Bertold wartete mit viel Geduld, wie er glaubte; es „kam" aber nichts, dieſen ganzen Tag. Auch der folgende verging bis zum Abend, ohne daß irgend etwas ſich ereignet hätte; der dritte Juli, der Jahrestag ſeiner erſten Begegnung mit Marie und Saltner, der Tag, an dem die verhängnisvolle Bekanntſchaft mit Aſinger begonnen, die ihn auf dieſes Krankenlager geführt hatte. Seine Phantaſie beſchäftigte ſich viel mit dieſen Erinnerungen; aber ſeine Geduld ſchwand je mehr, je näher der Abend kam. Er hörte nur, der Namenstag des Alten ſolle wieder gefeiert werden; Kathi erſchien einmal bei ihm, ſehr geheimnisvoll, und verſchwand ebenſo. Frau Marie war wie ſonſt, als wäre nichts geſchehn; gegen Abend verließ ſie ihn, ohne zu ſagen, wann ſie wiederkomme. Sie teilte ihm nur mit, er müſſe ſich heute recht philoſophiſch faſſen, da die „Feier" im Garten vor ſich gehen werde, den man von ſeinem Zimmer nicht ſah, und da ihm der Arzt noch nicht erlaubt habe, in ein andres Zimmer zu gehn; wenigſtens nicht zu ſo ſpäter Stunde. Er lächelte; ihm lag auf der Zunge, zu ſagen: ich verzichte gern, und auf noch viel mehr, wenn nur etwas anderes „käme"! Aber er ſchwieg wie ein Mann, und ſie ging.

Saltner und Wittekind wurden durch den kleinen Diener in den Garten gerufen; es dunkelte, am Fuß der erſten

Terraſſe waren aber lange Reihen von bunten Papierlaternen aufgehängt und die Lichter in ihnen angezündet, ein leichter Wind ſchaukelte ſie. Näher dem Hauſe zu war eine große offene Laube mit Gewinden von Fichtenzweigen und Blumen und mit Fähnchen in allerlei Farben geſchmückt; in dieſe wurden die Männer durch den kleinen Führer geleitet und eingeladen, auf bequemen Gartenſtühlen Platz zu nehmen. Marie fehlte noch; die alte Haushälterin hüſtelte, an die Laube gelehnt. Auf Saltners Aufforderung ſetzte ſie ſich auch, beſcheiden in zweiter Reihe. Auf der Terraſſe vor ihnen war eine andere Laube ganz mit Brettern verſchlagen und rechts und links durch einen Anbau vergrößert, an dem lange Tücher herunterhingen. Neben ihr hantierte ein dunkelbärtiger Mann geheimnisvoll mit allerlei Gerät, das in dem ungewiſſen Licht nicht zu erkennen war; er ging hin und her, ſtellte noch dies und das auf dem Raſen auf, und ſchien zuweilen durch einen Blick um Entſchuldigung zu bitten, daß es noch nicht anfange.

Der Alte ſah ihm lächelnd zu; endlich ſagte er leiſe zu Wittekind: „Dieſen braven Mann kennen Sie ja wohl noch nicht. Das iſt ein kleiner Bürger aus Salzburg, der nämliche, der es durchaus mit unſrer Kathi wagen will; und ich kann Ihnen nun ſagen: heute ſind ſie einig geworden. In einigen Wochen iſt Hochzeit. 's iſt ein guter Mann! Kathi iſt ſo nach und nach an ihn angewachſen, und ich denke, nun rankt ſie da fröhlich weiter. Er hat ſie verteufelt gern. Aus Freude und Dankbarkeit hilft er ihr heute den ganzen Tag bei der Namensfeier; alles, was Sie da ſehn, hat er aufgebaut!“

„Da fällt mir ein,“ ſagte Wittekind, „ich hab' neulich zufällig im Kalender geſehn, daß der Heilige des dritten Juli der Eulogius iſt; und Sie heißen doch Ulrich!“

„Ich heiße Ulrich und Eulogius,“ entgegnete Saltner.

„Hier zu Lande feiert man aber den Vorabend; so war's auch auf der ‚Gemſe'."

Der Mann mit dem dunklen Bart, der Bräutigam, kam von der Terraſſe herunter; Wittekind ſah nun ſein angenehmes, noch jugendliches Geſicht. Da er zu verſtehen gab, daß er mit dem alten Herrn zu ſprechen wünſche, ſtand dieſer auf und ging mit ihm gegen das Haus zu. Es währte nicht lange, ſa kamen ſie zurück. Während der andre wieder zur Terraſſe aufſtieg, neigte Saltner ſein erregtes Geſicht zu Wittekind und ſagte leiſe: „Wiſſen Sie, was der Mann mir eben ſagt? Er hat's von einem Almbauern, der vom Untersberg und von Glanegg kommt. Die Mordkerle, die damals unſern Bertold — — na, kurz, die drei, die entwiſcht und in der ganzen Welt nicht zu finden waren, die man hier, in der Schweiz, in Amerika geſucht hat, die ſollen die ganze Zeit oben auf dem Untersberg geſteckt haben; auf der bayriſchen Seite: denn Sie wiſſen wohl, die Grenze geht quer über den Berg. Auf der Zehnkaſeralp, beim Feuerbühel, da hätten ſie als Holzknechte — oder Gott weiß, wie — Unterſchlupf gefunden; das heißt, zwei auf der Alp, einer weiter unten. Da hat ſie niemand geſucht. Jetzt ſei man ihnen endlich auf die Spur gekommen — durch einen Jäger, heißt es — und da ſie das gewittert und ſich fortgemacht haben, ſollen ſie umſtellt werden, wie Hochwild, von hüben und von drüben. Denn vom Untersberg, meint man, ſind ſie noch nicht fort!"

„Der Untersberg iſt groß," verſetzte Wittekind, der in ſtarker Bewegung gehorcht hatte.

„Nun, das will ich meinen! Aber wenn die ‚Grenzer' von beiden Seiten, und —"

Der Alte ward durch ein ſtarkes Ziſchen unterbrochen, dem ein Feuerſchein folgte: die erſte Rakete ſtieg über ihnen von der Terraſſe auf, Kathis Verlobter hatte ſie

abgefeuert, zum Zeichen, daß das Feſt ſeinen Anfang nehme. Sie rauſchte hoch in die reine, bläulich-dunkle Luft und löſte ſich knatternd in einzelne Funken auf, die im Fall erloſchen. Zwei andere Raketen ſauſten hinterdrein; darauf ging der Feuerwerker ein paar Schritte weiter und entzündete ein bengaliſches Licht, das in mächtiger roter Flamme brannte. „Aber wo bleibt Frau Marie?“ fragte Wittekind erſtaunt. „Sie iſt ja noch nicht hier?“

„Das verſteh' ich ſo wenig, wie Sie,“ ſagte der Alte und ſah nach dem Haus zurück. „Sie war auf ihr Zimmer gegangen —“

Jetzt ließ ſich eine Trompete hören, die mit einem gefährlichen Mißton einſetzte, aber dann eine Fanfare tapfer zu Ende blies; gleich darauf öffnete ſich der Vorhang, der den Anbau an der Laube auf der Terraſſe bedeckte, und von dem roten Licht beſchienen kam ein närriſcher Zug hervor, lauter Zwergengeſtalten, mit großen Masken, an denen graue Bärte hingen. Sie gingen einer hinter dem andern über die Terraſſe, mit den Köpfen wackelnd und nickend; jeder trug eine Fackel, der vorderſte und größte hatte ein Krönlein auf dem Kopfe. In langſamem Schritt kamen ſie dann herab und an den Zuſchauern vorbei, vor denen ſie mit feierlichem Ernſt die Fackeln neigten. Einige der kleinen Kapuzen lüfteten ſich aber ein wenig, und man konnte für einen Augenblick blondhaarige Kinderköpfchen ſehn, deren luſtige Augen durch die Maskenlöcher blinzelten. Der Zug ging vorüber, jetzt von einem g r ü n e n Licht geiſterhaft beleuchtet, das der Feuerwerker angezündet hatte. So wanderten ſie mehrmals um die Laube herum; endlich blieben ſie vor ihr ſtehn, die beiden größeren Zwerge, die vorangingen, traten vor und machten vor Saltner eine tiefe Verbeugung.

Die Trompete blies wieder; die Bretterwand vor der Laube auf der Terraſſe ging wie eine Doppeltür auseinander, und man ſah einen Greis in einem langen, roten Gewand, eine Krone auf dem Kopf, an einem Tiſche ſitzen. Sein langer grauer Bart war — ſo nahm es ſich aus — durch den Tiſch gewachſen. Er hatte die Augen geſchloſſen. Langes graues Haar hing um ſein Geſicht, das noch ſonderbar jung und fein war; Wittekind ſtutzte und glaubte es zu erkennen. Jetzt fing aber der gekrönte Zwerg, indem er ſeine Fackel hob, zu ſprechen an, und Wittekind horchte auf. Es war eine verſtellte, hinuntergedrückte, und doch leicht zu erratende Stimme. „Das iſt ja die K a t h i!“ ſagte Saltner lachend.

Der Zwerg blieb ernſt und trug ſeine Verſe vor; denn es war ein Gedicht, mit zum Teil gewagten Reimen, aber ſonſt nicht übel geformt. Etwas weniger pathetiſch und ungeſchickt als vor einem Jahr erzählte die Sprecherin, ſie alle ſeien „Männlein“ aus dem Untersberg, die ihr Leben in der Geſellſchaft des alten Kaiſers zubrächten, der im „Wunderberg“ weiterträume; und eher könne der alte Herr nicht zur Ruhe kommen, als bis das Reich, das ihm aus der Hand gefallen und nach und nach elend abgeſtorben ſei, wieder zu neuem Leben erwache. Die Männlein hätten gern ihrem guten Freund, dem „Alten vom Berge“ — der zierliche Zwerg deutete auf Saltner — zu ſeinem Namensfeſt die frohe Kunde gebracht, daß es im Reich wieder gut ſtehe; noch ſehe er jedoch den Kaiſer da drinnen an ſeinem Tiſche träumen — —

Man ſah ihn aber nicht mehr. Der „Berg“ hatte ſich wieder geſchloſſen, während das Männlein ſprach; eine emporſauſende Rakete fiel ihm jetzt in die Rede, ein weißes Licht glühte auf, und die Bretterwand teilte ſich von neuem. Der Kaiſer war verſchwunden, ſein Tiſch des-

gleichen; wo er geſeſſen hatte, ſtand eine hohe, blondhaarige Frau, über ein langes rotes Gewand einen kurzen Panzer geworfen. Wittekind fuhr zuſammen. Es war Marie. Er hatte nicht gedacht, daß ſie ſo ſchön ſein könne. Das Dunkel, vor dem ſie ſtand, das phantaſtiſche Licht, das ſie überglühte, die Höhe, aus der ſie herabſah, das aufgelöſt wallende Haar, auch wohl die Überraſchung des Augenblicks, alles gab der Erſcheinung etwas Überirdiſches, Berückendes. Das Licht machte ſie bleich, aber die Wangen glühten. Eine Weile ſtand ſie ſo da; dann bewegte ſie etwas ungeſchickt den rechten Arm und begann zu ſprechen. Die erſten Töne kamen ungelenk hervor, die Stimme ſchien ſogar zu zittern; nach und nach ward ſie frei, und dieſer Alt, deſſen edler Wohllaut den ahnungsloſen Wittekind in Grödig noch vor ihrem Anblick entzückt hatte, ſchwebte in ſeiner beſeelten Schönheit in die Nacht hinaus.

„Das iſt natürlich die Germania!“ flüſterte der Alte.

Er hatte recht. Die hohe Frau verkündete den Männlein in Verſen, daß der verzauberte Wunderberg nun zur Ruhe komme, daß der alte Kaiſer ſeinen Frieden habe: denn ſie, die wiedererſtandene Germania, von einem neuen Kaiſer beſchirmt, glorreich unter den Völkern, habe ihm die Augen ſegnend zugedrückt. „Nun habt ihr keinen Toten mehr zu hüten,“ fuhr die Rede, doch in Reimen, fort: „nun könnt ihr euer ganzes Herz an den ‚Alten vom Berge‘ hängen, euren liebſten Freund, der euch treu war wie keiner, der euren Berg ſo oft umkreiſte, gleich des Kaiſers Raben; und dem die Stärke, die Heldenkraft nie vergehen möge, die ihn auf eure Gipfel und in eure Schluchten führt. Mög’ er von da noch oft in die Lande ſchauen, die den Berg umgrenzen; einen Fuß auf öſterreichiſchem, den andern auf deutſchem Grund, wie ein Bild des Bundes, den die Reiche, die Völker geſchloſſen haben, um Frieden

und Freiheit zu wahren und die werdenden Gedanken des Menſchengeiſtes zu ſchirmen!“

So ungefähr war die vom Vers getragene Anrede, die den Männlein und dem Alten galt; die „Germania“ trat dann aus dem „Berg“ hervor und ſtieg von der Terraſſe herab. Ehe ſie Saltner noch erreichte, kam er ihr entgegen, einige der Männlein ſanft beiſeite ſchiebend, und ſchloß ſie in ſeine Arme, worüber die Zwerge zum Teil in ein luſtiges Jauchzen ausbrachen. „Kind!“ ſagte er gerührt, doch heiter. „Sie ſelbſt feiern mit! Sie ſind alſo auch die richtige Evastochter, die uns zum beſten haben, uns Komödie vorſpielen kann. Sie als die Königin, die Göttin unter dieſen Männlein!“

Marie warf einen Blick auf Wittekind, der daneben ſtand. Sie ſchien zu erwarten, was er ſagen werde. „Ich war auch der alte K a i ſ e r,“ erwiderte ſie lächelnd, errötete aber, weil er ſchwieg.

„Und ſie hat die Verſe gemacht,“ ſagte Kathi, die ihre Maske abnahm und ihr liebes Geſicht aus der gekrönten Kapuze vorſtreckte. Auch ihre Nachbarin enthüllte ſich. „Der Tauſend!“ rief Saltner aus. „Das iſt die Wabi vom Mehlweg!“

„Zu dienen!“ antwortete das Mädchen und nickte ihm verlegen herzlich zu. Alle Masken flogen herunter, es erſchien ein Haufe von Kinderköpfen, von denen Saltner die meiſten kannte. Es waren Kinder aus der Vorſtadt, die er zu beſchenken pflegte, oder deren ſich Marie in ihrer ſtillen Weiſe angenommen hatte. Einige zupften mutwillig die Bärte von den Masken und klebten ſie ſich ans Kinn, ſo gut ſie noch halten wollten; es war lauter Baumbart, den ſie im Wald von Tannen- und Fichtenäſten gerupft hatten. Auf einen Wink der Kathi ſtellten ſie ſich aber im Kreiſe vor dem Alten auf, und während die un-

ſichtbare Trompete wieder einfiel, brachten ſie dem Gefeierten ein hellſtimmiges, zweimal wiederholtes Hoch aus.

Saltner hielt ſich ſcherzhaft die Ohren zu, als könne er die Gewalt dieſer Stimmen nicht ertragen; dann trat er unter die Kinder und reichte jedem die Hand. Wittekind folgte ihm eine Weile mechaniſch mit den Augen. Er vermied es, die Germania anzuſehn, ohne deutlich zu fühlen, warum. Plötzlich litt es ihn hier nicht länger; die ſo lange bewahrte Ruhe verließ ihn, die Bruſt war ihm wie eingeſchnürt, er erſchrak vor ſich ſelbſt. Es legte ſich ihm trüb vor die Augen; alle Faſſung war hin; er wußte ſich keine Rettung, als allein zu ſein. Aus dieſer Helle ging er auf das Dunkel zu; ſtieg dann im Garten aufwärts, bis der Schein der Fackeln ihn nicht mehr verfolgte, und blieb erſt unter dem hochgewölbten Sonnenſchirm ſtehn, unter dem er Marie zuerſt wiedergeſehen hatte.

Er wußte nicht, was er hier wollte; er ſetzte ſich auf den Platz, auf dem er ſie damals hatte träumen ſehn. Salzburg lag jetzt dunkel in der bläulichen Nacht, der Strom war wie tot. So bleiern und grau wie das Waſſer ruhte auch alles in ihm. Er hörte die Kinderſtimmen von unten, glaubte auch Marie zu hören; ſein Herz zog ſich zuſammen, er ſuchte ſich aufzurichten, hoffte auf den Tag, wo Bertold geneſen ſein und dieſer Aufenthalt ein Ende nehmen werde. Es endet ja a l l e s einmal! dachte er. Gut und Schlimm vergeht!

„Ich will zu Bertold," murmelte er endlich. Als er aufſtehn wollte, hielt ein leiſer Schreck ihn feſt: eine warme und weiche Hand legte ſich auf die ſeine, zog ſich aber nach flüchtiger Berührung wieder zurück. Marie ſtand neben ihm. Sie war ohne Geräuſch gekommen, oder in ſeiner tiefen Verſonnenheit hatte er nichts gehört. Da er ſich überraſcht erhob, ſetzte ſie ſich nieder. „War es Ihnen

nicht recht," fragte ſie, indem ſie nicht auf ihn, ſondern auf ſeinen Stuhl blickte, „daß ich mitgeſpielt habe? Gingen Sie vorhin darum fort?"

„O nein," entgegnete er. Mit Widerſtreben und Zögern entſchloß er ſich, ſeinen Platz wieder einzunehmen. „Warum ſollte es mir nicht recht ſein?"

„Weil dieſes — Trauerjahr noch nicht zu Ende iſt. Es fehlt noch eine Woche, und mehr. Ich habe auch nicht gewollt! Dann aber dachte ich — geſtern — meinem Vater Saltner zuliebe ſollt' ich es doch wohl tun; und ich wollte ihm und — und Ihnen zeigen, daß ich mich gebeſſert habe, daß ich nicht mehr ſo weltſcheu bin — daß ich wieder lebe!"

„Tun Sie das?" antwortete er gepreßt. „Das — freut mich."

„Haben Sie es nicht gemerkt?" fragte ſie und ſah ihn wie verwundert an.

„Nicht gemerkt? — O doch. Gewiß. Sie ſind ſeit einiger Zeit lebhafter, geſprächiger, heiterer geworden; Sie ſcherzen — Ihr Geiſt — — Kurz, es hat uns oft in Erſtaunen geſetzt, wie Sie wieder aufblühn. Es — freut uns alle ſehr. Ich wünſche Ihnen Glück dazu, und von ganzem Herzen!"

Er ſtreifte ſie mit einem Blick und ward ſich nun erſt bewußt, daß ſie als G e r m a n i a neben ihm ſaß, in dem roten Gewand und dem Panzerkleid. Die Nacht war nicht ſo dunkel, daß er dieſen nachgemachten Metallglanz und das lang herunterwallende, gelblichblonde Haar nicht geſehen hätte. Das ernſte Geſicht ſchien zu lächeln, als er es ſo befremdet anſtarrte. Unten vom Hauſe her glühten die Fackeln herauf; bei ihrem Schein ſah er eine lange Tafel, die im Garten gedeckt ward, offenbar für das junge Volk. Die grauen und braunen Kleider der Männlein

huſchten hin und her. Alles, was Wittekind ſah, machte ihm ein ſonderbares Schmerzgefühl; er drückte die Zähne aufeinander und dachte: wär' ich nur fort!

„Ich muß Ihnen ſagen, wie es gekommen iſt," fing Marie nach einer kurzen Stille wieder an. „Mit dem merkwürdigen Abend begann es, an dem uns Saltner die ‚Seelenwanderung' auseinanderſetzte; — ſeinen Glauben konnt' ich nicht teilen, und kann es auch heut noch nicht, aber was er zum Schluß von der Aufgabe, von der Pflicht unſres Lebens ſagte, das ging mir ſo tief zu Herzen. ... Da beſchloß ich ſchon — — In der andern Nacht aber kamen Sie heim mit Ihrem Sohn. Da fühlt' ich auf einmal: ich muß! Es iſt an mich gekommen! Und ich fing wieder an zu leben, denn ich wußte, wozu. Was ich tue, dacht' ich, kann hier kein anderer tun, ſo wie ich es tue; und ich will nicht raſten, nie will ich mich ſchonen, nie will ich an mich denken: ſo kann ich vielleicht etwas ſühnen von — nun, von meiner Schuld. — Ich glaube," fuhr ſie leiſer fort, „ich hab' auch geſühnt! Und ich ſitze nun anders neben Ihnen, als damals; ich habe ſo ein ſonderbares, närriſches Gefühl, als könnt' ich Ihnen nun freier in die Augen ſehn, als hätt' ich mir etwas zurückgenommen, das ich verloren hatte — das Bewußtſein nämlich — — etwas Selbſtgefühl. Ich hab' Ihren Sohn Ihnen retten helfen; — hab' ich das nicht? Ach ja, es iſt ſo, ich kann's ruhig ſagen. Ich überhebe mich nicht. Und das macht mich — ſo himmliſch froh. Und ich kann wieder leben!"

„Ja, ja," murmelte er und ſtand auf.

„Wo gehn Sie hin?" fragte ſie betroffen, da er über die Terraſſe ging.

„Verzeihen Sie," ſagte er. Mit einem Ruck blieb er ſtehn und kam langſam, die innere Unruhe bezähmend,

zurück. „Mir war nur so, als müsse ich einmal auf und nieder gehn. — Es ist alles so gut und schön — was Sie mir da sagen. — Warum sagen Sie es mir?“

„Warum ich es Ihnen sage?“ — Sie blickte in die Tiefe. Das lange, wellige Haar legte sich ihr auf die Wangen. — „Weil ich bei allem, was mir geschieht, an Sie denke. Weil ich auch das alles heute abend getan habe, um Ihnen zu zeigen — —“

Sie schwieg.

Zögernd antwortete er: „Ich verstehe nicht. Was Sie heute abend getan haben, war doch um Saltners willen — für den Namenstag —“

„Nein,“ sagte sie und schüttelte den Kopf. — Sie füllte ihre Brust so mit Atem, daß der künstliche Panzer knisterte; dann fuhr sie fort: „Ich hab' es getan, weil Sie mir nachsagen — —“

„Was?“

„Herr Wittekind! Ist es wahr, daß ich Ihnen ‚das Leben aussauge‘? Daß Sie um meinetwillen ‚wandeln wie die Schatten‘? Haben Sie das geschrieben?“

„Ich?“ fragte er, dem auf einmal eine heiße Welle über das Gesicht ging. „Wo haben Sie das gesehn?“

„Bertold hat's gesehn. Er hat mir's gesagt — weil Sie es nicht sagen. Seien Sie nicht böse auf ihn. Ich bin ihm nicht böse. Er ist himmlisch gut. Er — liebt Sie viel, viel mehr als mich, glauben Sie mir das; und er will, daß Sie glücklich werden; — und Sie sollen ja auch, mein Gott — wenn es so ist, wenn Sie's wollen. Sagen Sie doch ein Wort. Ach, lassen Sie mich nicht mehr reden; ich weiß nicht, was ich sage. — — Wie können so viel Menschen sich so mißverstehn! Gott, wie war das möglich!“

Sie stand auf; sie schwankte. Aber sie fühlte sich schon

von Armen umſchlungen, die ſie aufrecht hielten. Ich begreife nicht, wollte Wittekind ſtammeln — und hatte doch alles begriffen. Seine Lippen lagen auf den ihren, ehe er es wußte. „Marie!“ flüſterte er, „Marie!“ und küßte ſie von neuem. Sie ließ es geſchehen, mit geſchloſſenen Augen, mit verwundert ſelig lächelndem Geſicht. „Marie!“ ſtammelte er. „Ja, das Leben — gib es mir wieder — haſt es mir genommen. ...“ Seine Küſſe unterbrachen immer ſeine Worte. „Du biſt's wirklich! — Dein Kuß! — Ich ſtarb ja ohne dich! — Wie du lächelſt! — Marie!“

Sie hatte ihn feſt umſchlungen, ihm alle ſeine Küſſe ſtumm zurückgegeben; ihr Kopf lag nun, wie in ſeliger Mattigkeit des Glücks, zufrieden an ſeiner Bruſt. „Und du haſt mich wirklich lieb? mich?“ fragte er, ſie und den blonden Mantel ihrer Haare an ſich drückend.

„Können Sie noch fragen?“ gab ſie ihm mit ſüßem Lächeln zurück; einen Strahl des Glücks in den Augen, der zu ihm hinaufflog. „Nein — kannſt du noch fragen? — Ich will dir's ſagen, ein für allemal: ich bin dir ſchon lange gut; aber nie, nie hätt' ich dir's geſagt — ich achtete dich zu hoch, konnte mich nicht achten — — Nun kann ich's wieder. Belüg' ich mich nicht? Sag mir: kann ich's wieder? — Wie gut nickſt du mir zu ... Ach, und doch dacht' ich dieſe ganze Zeit: er ſieht's nicht, er fühlt es nicht, er iſt kalt und ſtill geworden, er hat mich vergeſſen. Bis dein Bertold kam — um deſſen willen du — — O du törichter Mann! O wie ſeid ihr blind — ja, auch ihr — ihr klugen, ihr großen, ihr alles ergrübelnden Männer!“

„Sag: ihr *verliebten* Männer!“ antwortete Wittekind und verſchloß ihr den Mund.

Nach einer Weile nahm er ihren umwallten Kopf zwiſchen ſeine Hände: „Und du willſt nun wirklich“, fragte er, als faſſe er es nicht, „meine Hausfrau ſein? willſt auf

dem Land mit mir leben? eine Gutsherrnfrau? mit Sommer und Winter, Sonnenſchein und Regen?“

„Ja, das alles will ich,“ ſagte ſie, ſeine Hände faſſend; „und ich will noch mehr: will auch auf der See mit dir leben, auf deiner ‚Möwe‘ ſegeln, von der du uns erzählt haſt, deine Waſſerfrau ſein. Und ich will deines Sohnes beſte Freundin werden ...“

Sie las auf ſeinem Geſicht, das mit einer raſchen Wendung in die Ferne ſah; dann ſetzte ſie mit einem klugen und guten, ernſten Lächeln hinzu: „Ich ſeh', was du denkſt; und ich denk' es auch. Du willſt zu Bertold. Der iſt noch allein. Willſt ihm danken; ihm ſagen ... Komm; wir gehn zuſammen. Du führſt mich. Mein Liebſter führt mich. — In ein neues Leben ... Wittekind! Karl! Ich kann's nicht begreifen!“

„Denkſt du, i ch kann es?“ ſagte er, ſie an ſich drückend, als begriff' er's dann beſſer. Sie ſtiegen die Terraſſen hinab. Die zum Teil noch brennenden Fackeln beleuchteten von unten ihren Weg. Wittekind kam wie im Traum bis zur letzten Laube; hier ließ Marie ihn los. „Ich werd' es meinem lieben Vater Saltner ſagen,“ flüſterte ſie. Er nickte, und ging ins Haus.

Erſt als er in Bertolds Zimmer ſtand, löſte ſich der Traum. Bertold ſaß aufrecht im Bett, eine ſamtene Joppe über die Schultern gehängt, den Kopf vorgebeugt, wie in banger oder ungeduldiger Erwartung. Es waren allerlei Worte durch Wittekinds Kopf gerauſcht, die er ſeinem Sohn hatte ſagen wollen; da er ihn aber nun vor Augen hatte, kam kein einziges über ſeine Lippen. Er ging zu ihm, legte die Arme um Bertolds Nacken und drückte ihn an die Bruſt.

„Ihr ſeid einig?“ flüſterte Bertold, dem die Arme doch zitterten.

Wittekind nickte ſtumm, und küßte ihn.

„Um mich hab nur keine Sorge," ſagte Bertold lauter, nachdem er dem Vater den Kuß zurückgegeben hatte. „Mir tut dies alles ſehr gut! Erſtens bin ich ſchon viel geſünder, ſeit ich geſtern — das los geworden bin, was mir auf dem Herzen lag; und wie ſchnell, Vater, o wie ſchnell werd' ich nun geneſen! Dann aber, was die Gefühle betrifft — die laß nur; die gehn von ſelbſt. Sind ſchon faſt vergangen. Ich bin ja auch nicht der Knabe mehr, wie vor einem Jahr noch; bin härter geworden. Und bin ich nicht dein Sohn? Hab' ich nicht von dir gelernt? Lieb' ich dich nicht über alles auf der Welt? — Sag mir nur, du biſt mit mir zufrieden ... Oder biſt du's nicht?"

Wittekind ſtreichelte ihm das Haar, die Stirn, die Wangen, vor Bewegung ſtumm; bis er Bertold erröten ſah. „Verzeih," ſagte er nun; „mir war wie in alten Zeiten, wo ich dich, mein Kind, mein Glück, ſo liebkoſte ... Jetzt biſt du ja ein Jüngling, ein Mann. — Ob ich zufrieden bin? Ich danke Gott und bin glücklich, dich zum Sohn zu haben; nicht weil du mein Blut biſt, ſondern weil du der Menſch biſt, als den ich dich nun kenne!"

Bertold ſchloß die Augen vor Freude. „Dieſes Wort", flüſterte er, „ſoll mich nie verlaſſen ... Ich muß dir noch etwas ſagen: ſeit geſtern bin ich auch darin mit mir einig — und ich weiß, dir iſt's recht — daß ich zur Marine gehe! Zum Juriſten tauge ich nicht; dem Vaterland will ich aber dienen; und noch iſt es ja nicht zu ſpät, ſie nehmen mich noch an. Es war nur eine feige Schwäche damals, daß ich mich nicht entſchloß: die ſtrenge, ſoldatiſche Zucht, die gefiel mir nicht; und ich hatte ſo ſchöne, knabenhafte Träume, die Welt zu beglücken ... Dafür hab' ich ein blutiges Lehrgeld gezahlt; das hat mir gut getan. Und die ſtrenge Zucht — die kann ich noch brauchen. O könnt'

ich dir nur einſt Ehre machen, Vater! dir und dem Vaterland! Daß dieſes Wort wahr wird, das du mir eben geſagt haſt; daß du's wiederholen mußt — du und ſie," fuhr er leiſer fort — „die ich verehre, Vater — die dein Glück ſein wird — und ſo auch das meine!"

„Kind! Kind!" ſagte Wittekind mit verſagender Stimme, und wie einem Jüngling, der vor Überfülle des Glücks ſich nicht faſſen kann, floſſen ihm die Tränen.

X

Saltner ſah erfüllt, was er heimlich gewünſcht, aber kaum mehr gehofft hatte; ſeine Freude war umſo tiefer, es lag dieſen ganzen Abend ein ſtrahlender, feierlicher, geheimnisvoller Glanz in ſeinen Augen, der ſelbſt Wittekind und Marie, die mit ihrem eigenen Glück ſo ganz beſchäftigt waren, ergriff. Erſt gegen Mitternacht zog er ſich zurück; als dann Marie noch einmal an ſein Zimmer kam, weil ſie ihn für den kommenden Tag etwas zu fragen hatte, fand ſie die Tür offen gelaſſen und ſah zu ihrer Überraſchung den Alten, den ſie nie hatte beten ſehn, am Fenſter auf den Knieen, den rechten Arm auf das Geſims gelegt, die Hände darauf gefaltet; ſo ſah er in die Nacht hinaus. Sie wäre gern ſtill zurückgegangen, fürchtete ihn aber durch irgend ein Geräuſch zu ſtören und blieb eine Weile ſtehn. Auf einmal erhob ſich ſeine tiefe Stimme, und mit einem erſchütternd heiligen Ernſt fing er an, zu ſprechen.

„Ja, laß mich dir danken!" ſagte er, die Augen hinausgerichtet. „Du ewige Macht — laß mich ſagen: ewige V o r ſ e h u n g, denn alles, was wird, ſchwebt als ſeiend vor deinem Geiſt — hab Dank, daß du dieſen Fluch von mir genommen haſt, eh' ich weitergehe; daß mir das Schickſal Mariens nicht mehr auf der Seele liegt, daß ich mir

ſagen kann: ſie wird glücklich ſein! Ihr zerſtörtes Leben fühlt' ich als meine Schuld, als ein Verhängnis, von ihrem Vater vererbt; und es beugte mich tief ... Nun läſſeſt du mich noch in Frieden fahren. Laß ſie glücklich werden! So, wie es in deinem Sinn Glück iſt, nicht nach der Menſchen Sinn. Meinen Abend haſt du übers Maß geſegnet. Nimm mich nun, wann du willſt!"

Er lag noch eine Weile ſo, dann erhob er ſich; und nun ſah er Marie. Sie war auf der Schwelle ſtehn geblieben, mit auch gefalteten Händen. „Vergeben Sie mir," ſagte ſie mit ihrer weichſten Stimme. „Ich hab' alles gehört — weil ich fürchtete, Sie zu unterbrechen. Aber glauben Sie mir, lieber Vater, ich hab' Ihre Andacht nicht entweiht. Ich war in der Kirche."

„Ich auch," antwortete er. Langſam ging er dann auf ſie zu, die vom Leben zerpflückten Brauen niedergezogen, aber mit freundlichem Blick; in ſeinem erzbraunen Geſicht war eine leichte Röte aufgeſtiegen. Er legte ſeine beiden Hände gegen ihre Schultern; „Kind," ſagte er ſchlicht, „machen Sie ihn glücklich. Verlangen Sie nicht zu viel, vom Leben oder von ihm; ſtören Sie nie ſeinen Seelenfrieden: es iſt auch der Ihre. Glauben Sie mir, es gibt nicht viel ſolche Männer; ſo ohne Falſch, ohne Eitelkeit, ohne Ehrbegierde, aber ganz von Ehre erfüllt; ſo auf das Rechte gerichtet. Sie werden noch ‚entſchädigt', Marie; das geſchieht nicht jedem. Und nun gehen Sie zu Bett; wenn Sie auch nicht ſchlafen. Das ſind die ſchönſten Nächte, wo man nicht ſchläft vor Glück! — —"

Am nächſten Morgen litt es den Alten nicht zu Hauſe; er bat die Freunde, ihn an dieſem Tag ſich ſelber zu überlaſſen, wie er ſie ihrem Glück überlaſſe, und wanderte, ſeiner alten Liebe treu, dem Untersberg zu. Es lockte ihn, einen ähnlichen Weg zu gehn, wie vor einem Jahr; er

durchſchritt das „Moos“, aus dem er ſeinen See hatte ſtechen wollen, und kam nach Glanegg; von da ging er auf dem Weg, den er damals mit Wittekind durchmeſſen hatte, bis zum Veitlſteinbruch, und ſtieg hier an den Abhängen des Untersbergs empor. Der Tag war ſonnig und warm, doch nicht heiß zu nennen; nur ſtieg der Alte etwas haſtig, weil er die heimliche Sorge hatte, es könnte ihm diesmal langſamer von ſtatten gehn, da er wieder ein Jahr älter geworden ſei, und nach der Art rüſtiger Greiſe gebärdete er ſich wie die Jugend, der die Ungeduld keine Ruhe läßt. So kam er noch ſchneller hinauf, als vor einem Jahr; ermüdet war er nicht, aber der Schweiß rann ihm von den Schläfen. Tauſend Erinnerungen aus dem langen Leben hatten ihn unterwegs durchflogen, und das neue Glück ging immer neben ihm her. Oben auf der Klingeralp raſtete er lange, ſtärkte ſich an einem gewaltigen „Jagerſchmarren“, aus Milch und Mehl, dem „Mark der Männer“, gebacken. Als die Sonne dann ernſtlich gegen Weſten ſank, brach er wieder auf und ſtieg auf einem andern ſteilen Pfade abwärts, um entweder in Glanegg zu übernachten, oder noch ſpät nach Salzburg zurückzugehn.

Zwiſchen Fels und Wald war er ſchon ein gutes Stück hinabgekommen und dem Weg auf einer ſtarken Biegung nach rechts gefolgt, als ihn ein Anblick überraſchte, der ihn aus weit entlegener Vergangenheit in die jüngſte rief und durch eine plötzliche Ahnung ſeine Wangen färbte. Er ſah ſeitwärts aus einer Art von Höhle drei junge Geſellen hervortreten; ſie waren in abgetragene, grobe Lodenjoppen gekleidet und hatten derbe Nägelſchuhe an den Füßen. Dennoch fuhr ihm ſofort der Gedanke durch den Kopf: das ſind keine Leute vom Berg, das ſind die drei, die man ſucht, die von der Zehnkaſeralp! — Sie kamen etwas müde oder auch ſcheu daher; nach Bertolds Schilderungen

glaubte er die Geſtalten und, als er ihnen näher kam, die Geſichter zu erkennen. Er ging ruhig auf ſie zu, wie von einer magnetiſchen Kraft gezogen; was er von ihnen wollte, war ihm noch unbewußt; ein dunkles Gefühl murmelte ihm zu, ſein Schickſalstag ſei da. Doch dieſe ſeltſame, abergläubiſche Empfindung beirrte ihn nicht. Er verlor nicht die Gelaſſenheit, die feierliche Ruhe, die über ſeine Seele ausgebreitet lag. Erſt als er die jungen Männer faſt erreicht hatte und nun das bartlos knochige Geſicht dieſes Aſinger, Metzners unterſetzte, athletiſche Geſtalt, die glotzenden Augen Grabowskis vor ſich ſah — er konnte nicht mehr zweifeln — da überkam ihn das erſte leidenſchaftliche Gefühl. Er hätte dieſe Menſchen, die er haßte, weil er den Bertold liebte, gern über den nächſten Fels hinabgeſtürzt. Um ſich wieder zu faſſen, blieb er ſtehn; er wußte nun, was er wollte. Er war ein alter Mann und hatte dem Geſetz zu dienen. Entkommen aber ſollten ſie nicht. Mit ſeiner furchtloſen, rollenden Stimme rief er ſie an.

„Sind Sie der Aſinger?“ fragte er den erſten. — „Bleibt ſtehn!“

„Was für ein Aſinger?“ erwiderte der Angeredete mit einem trotzigen Lächeln. „Wer ſind denn Sie, alter Herr?“

„Ihr kommt aus Bayern herüber,“ ſagte Saltner, um es kurz zu machen. „Ihr wollt verſuchen, ob ihr hier noch ins Freie kommt. Ihr habt den Bertold Wittekind erſtechen wollen, bei einem Haar wär' er hin geweſen; ihr wollt die Kaiſer und Fürſten ermorden, ihr Bluthunde. Hier kommt ihr nicht mehr vorbei. Legt eure Meſſer auf die Erde und geht mit mir zur Kugelmühle hinunter!“

„Mit Ihnen allein?“ fragte Metzner und lachte auf.

„Ja, mit mir allein.“

„Sie ſind wohl toll, alter Herr! ſo toll, wie Sie lang ſind. Mit Ihrem Bergſtock da wollen Sie drei Leute wie wir —? Gehn Sie aus dem Weg. Wer wir ſind und was wir wollen, das iſt unſre Sache. Laſſen Sie uns gehn, oder es wird nicht gut!“

„Junger Menſch,“ erwiderte der Alte, „reden Sie nicht zuviel. Sie kennen mich nicht. Einem Mörder wie du geh' ich nicht aus dem Weg. Grins mir nicht ins Geſicht! Wollt ihr tun, was ich ſagte, oder ſoll ich rufen?“

„Rufen Sie nur,“ ſagte Afinger; Grabowski rührte ſich nicht. „Hier hört Sie kein Menſch. Und eh' einer kommt, der Sie etwa doch gehört hat, ſind Sie lange hin; denn wir ſtoßen zu! Reizen Sie uns nicht!“

„Wir haben dieſes Hundeleben ſatt,“ ſtieß Metzner zwiſchen den Zähnen hervor. „Gehetzt wie die Hirſche. Gehn Sie, alter Herr; uns ſind Sie nicht ſtark genug. Mit dieſem Arm da ſchlag' ich Sie zu Boden, ſo lang wie Sie ſind. Gehn Sie ſtill hinunter!“

In Saltner ſtieg der Grimm; ſeine grauen Augen füllten ſich mit Blut. Dieſer Bube, dieſer Fleiſcherknecht wagte ihm zu drohen ... Das Zornfeuer, die alte, aufflammende Kampfbegier zog ihm die Fauſt zuſammen. „Werft eure Meſſer fort,“ wiederholte er; „ſonſt ‚wird es nicht gut‘, wie der Burſch da ſagte. Euch drei fürcht' ich nicht. Ich hätt' mein Leben gern für etwas Großes gegeben; aber ſolche Mordgeſellen wie ihr aus der Welt zu ſchaffen, auch dafür iſt mir das biſſel Reſt nicht zu gut. Werft eure Meſſer fort!“

„Faßt an!“ rief Metzner aus, ohne etwas zu erwidern, und riß ſein Dolchmeſſer aus der Taſche. Sie ſtanden auf einem Abhang, der ſich langſam ſenkte; hier und da ragte eine Fichte oder Kiefer auf, herabgebröckeltes Felsgeröll lag auf dem Boden verſtreut. Afinger, einen wilden

Fluch ausstoßend, griff nach einem Stein, den er sich zunächst sah, und schleuderte ihn gegen die mächtige Gestalt, die mit dem Messer anzugreifen er sich scheuen mochte. Der Stein ging nicht fehl, er traf Saltner an der rechten Hüfte, so daß der jähe Schmerz sein Gesicht verzog. Als der bleiche Grabowski das sah, gab er den ersten Laut von sich, einen Freudenruf.

„F—f—faßt an!“ rief er dann wie Metzner.

Der Alte sah, daß es ernst ward; er fühlte die Kraft in seinen Armen schwellen, er hob ein kantiges Felsstück auf, das ein gewöhnlicher Mannesarm nicht in die Höhe gebracht hätte, und schwang es, auf Afinger zielend. Vor diesem Anblick zusammenfahrend bückte sich Afinger, um noch zu entgehn; aber der Stein schmetterte auf sein Haupt herab. Es krachte unter seinem Hut; er lag auf dem Gras und rührte sich bald nicht mehr.

Im nämlichen Augenblick rannte Metzner wie ein Rasender gegen Saltner heran, das Dolchmesser in der Faust. Der Alte hielt ihm den linken Arm zur Abwehr entgegen; das Messer fuhr hinein, doch es fleischte nur. Saltners Bergstock, nun unnütz, fiel neben ihm zur Erde; er umschlang den Feind, und die beiden starken Männer rangen miteinander.

Der Junge war kleiner, aber seine Muskeln wie Stein; er stand auf dem Boden fest, wie angewachsen. Der Alte spannte seine Kräfte bis zum Übermaß; ein plötzliches Grauen durchfuhr ihn, als sei er der Saltner nicht mehr, als habe die Riesenkraft der Jugend ihn nun doch verlassen. Dazu sah er das weiße, blöde, höllische Gesicht des dritten, der ihn mit dem blinkenden Messer anzufallen, zu umgehen suchte, gegen den er im Ringen sich wenden, ihm den umklammernden, angewurzelten Metzner entgegendrängen mußte. Er hörte dessen Zähne knirschen;

dann fühlte er einen Schmerz in der Bruſt: Metzner biß hinein. Hund, das wird dein Tod! dachte er auf einmal. Der Schmerz ward in ihm zur Kraft, ſchien ihm in die Arme, in die Finger zu ſteigen; mit einer letzten Anſtrengung hob er den andern empor, preßte ihn nieder, ſtöhnend brach er zuſammen. Saltner ſank über ihm auf die Kniee, riß ihm den Dolch aus der erſchlafften Hand und ſtieß ihn ihm in die Bruſt.

Auch ſein edles Leben ſollte verloren ſein: hinter ihm ſtand Grabowski, deſſen tückiſches Meſſer ihm in den Rücken fuhr. Er fühlte es, und fühlte auch den mächtigen Willen, der ihn noch einmal emporriß: des ſterbenden Metzner Waffe rächte ihn, Grabowski ſank, in den Hals getroffen, Saltner ſchleuderte ihn von ſich und den Abhang hinab. Dann brach er ſelber ohne Laut zuſammen.

Ja, das iſt der Tod, dachte er ... Mein Tag iſt gekommen ... Vor ſeinem Geiſt ſtand wie ein Blitz die Frage, die er ſich ſo oft in ſeinen geſunden Tagen geſtellt: ob er auch im Angeſicht des Todes glauben werde, was er im Leben glaubte; Lebenszuverſicht? Wiedererwachen der Seele? Oder für immer vergehn? — Er fühlte, wie ſein Blut dahinfloß, und erſtaunte, lächelte faſt. Ich bin ſo ruhig, dacht' er. Werde nicht vergehn ... Gott, du weißt meinen Weg!

Von den andern regte ſich keiner. Seine Augen wurden ſchwer, aber ſein Geiſt ward leicht; das iſt der Tod, dachte er nur wieder. Im Bett mag er hart ſein, wenn man lange ſtirbt; ſo iſt er nicht hart ... Ich hab' den Bertold gerächt! den Kaiſer und das Land von ein paar Mördern befreit ... Ach, es iſt nicht viel ... Aber doch genug ... Lebt wohl!

Er dachte „Lebt wohl" und wußte nicht mehr, für wen. Die Geſtalten ſchwanden. Mit dem ſtrömenden Blut, das ihn verließ, zerfloſſen die Gedanken.

XI

Man fand den Alten und die mit ihm Gefallenen erſt am andern Morgen; Metzner und Afinger ganz in ſeiner Nähe, Grabowski weiter unten. Afinger war greulich anzuſchaun, die Hirnſchale zertrümmert, der Hut in ſie hineingetrieben; Metzner war ins Herz getroffen, ein ſonderbar finſterer Ausdruck ruhte noch auf ſeinem Geſicht. Grabowski hatte, wie es ſchien, noch eine Weile gelebt; ſeine Hände hielten ausgeriſſenes Gras und Moos umklammert. Ein ernſter, aber nicht unholder Anblick war der Alte, der wie ein Sieger auf dem Schlachtfeld dalag; ſeine Züge hatten tiefen Frieden; auch das in ſeinen weißen Bart geſpritzte Blut ſah mehr einem Schmuck als einer Entſtellung gleich. Man trug ihn nach Salzburg hinab — am Untersberg kannten ihn alle — und in ſein Haus. Die Erſchütterung und den Schmerz der Seinen fühlt ihnen jeder ohne Worte nach. Sie erlebten wieder, was uns ſo oft zu teil wird: daß einem großen Geſchenk des Glücks ſogleich ein Keulenſchlag des Schickſals folgt.

Saltner hatte, wie ſich ergab, ſein Haus und einen Teil ſeines übrigen Vermögens ſeinem „Pflegekind“ Marie, den Reſt, außer kleineren Legaten, zu wohltätigen Zwecken vermacht. Die „Ausſteuer“ Kathis hatte er ſchon früher, mit Wittekind gemeinſam, vollendet. Das tiefbetrübte, warmherzige Geſchöpf heiratete nach einigen Monaten, aber in tiefer Stille. Vorher, noch im Juli, hatten Wittekind und Marie ihren Bund geſchloſſen, den ſie von ihrem Toten ſo heiß gewünſcht und geſegnet wußten. Sie gingen allein zum Altar, nur von Bertold, dem von Tag zu Tag ſchneller Geneſenen, und dem Arzt begleitet. Als ſie die Ringe tauſchten, dachten ſie beide an Saltner, ſahen ihn im Geiſt daneben ſtehn und zufrieden

nicken. Von ſeinem Grab fuhren ſie dann zur Bahn und Wittekinds Heimat zu. Dort begannen ſie ihr Leben ſtill, in ſolcher Trauer, wie ſie einzig dem Sinn des Alten entſprach: ſeiner gedenkend wie eines Freundes, der fern verreiſt und einſtweilen verſchollen iſt, dem tätigen Leben freudig zugekehrt und in gleicher Liebe verbunden.

Nur auf einer Fahrt konnte man ſie ſehn, die ſie im Gedanken an Saltner, den Propheten der deutſchen Flotte, und an Bertold, den zukünftigen Seehelden, als ihre „Hochzeitsreiſe“ unternahmen: auf der Meerfahrt des deutſchen Poſtdampfers „König Chriſtian“ von ihrer Hafenſtadt aus, dem von den nordiſchen Reichen heimkehrenden jungen Kaiſer entgegen. Zum erſtenmal, ſeit es Deutſche gab, zog ein deutſcher Kaiſer mit ſeiner Kriegsflotte heim; nicht als Sieger in Schlachten, aber als Friedensfürſt, den ſeine Macht über das Meer begleitet, von deſſen Maſt die Größe und Ehre des neuen Reichs die fremden Lande gegrüßt hatte. Ihn zuerſt willkommen zu heißen, waren von Stadt und Land Hunderte an Bord dieſes ſchnellen, ſchöngebauten Dampfers ausgefahren; man ſah auch das neuvermählte Paar, ſie fielen durch ihre Schönheit auf, und weil ſie ſich ſo oft, und ohne es zu wiſſen, in die Augen blickten, oder halbverſtohlen bei den Händen hielten. Auch war unter den vielen Damen an Bord die ſchwarzgekleidete junge Frau eine der wenigen, die völlig ſeefeſt blieben: denn eine ſteife Briſe wehte aus Weſtſüdweſt und die See ging hohl. Es gab viele Kranke und ebenſoviele ſtumm gewordene, tiefernſte Geſichter; Wittekind, wetterfeſt wie ein alter Seebär, ſah mit ſtillem Entzücken, daß auch Marie wohl und heiter blieb und, von mancher Spritzwelle durchnäßt, die Schönheit des bald beſonnten, bald wolkengeſchwärzten Meeres mit friſcher Wonne beſtaunte. „Du haſt nicht zu viel verſprochen,“ ſagte er ihr leiſe;

„du biſt meine richtige ‚Waſſerfrau‘ ... Nun iſt alles gut!“

Man ſah aber ſchon die däniſche Küſte in der Ferne und noch keine Flotte; dem Kapitän und ſeinen Gäſten kam die Sorge, ſie möchte ſchon auf ihrer Fahrt von Kopenhagen her vorübergedampft ſein. Um darüber gewiß zu werden, ſteuerten ſie dem däniſchen Feuerſchiff von Gjedſer zu, das, im Meer vor Anker liegend, leuchtend rot bemalt, wild geſchaukelt und doch auf einen Fleck gebannt, wie ein Geiſterſchiff auf den Wellen tanzte. Sie zogen Signale auf und fragten im langſamen Vorüberfahren an, ob Kriegsſchiffe vorbeigekommen ſeien. Die Leute auf dem Feuerſchiff verneinten es, durch Zeichen und mit der Stimme; und den Seefahrern auf dem Dampfer, auch den leidenden, wuchs ein neuer Mut. Noch eine Weile mußten ſie erwarten, dann ſtiegen im Norden nebeneinander dunkle Rauchwölkchen auf; ſie breiteten ſich aus, die hohen Maſten erſchienen, die ſchwarzen Rümpfe wuchſen aus der Waſſerwüſte, die Sonne ſtrahlte ſie an, das Herz ſchlug ihnen entgegen. Und wie von ſicheren, unſichtbaren Händen auf feſten Linien dahingeführt zogen ſie heran, im Geſchwader, die herrlichen Koloſſe, die Wunderwerke verwegener Menſchenhand, den Willen des Geſchöpfes rund um die Schöpfung, ſeine Erde, tragend, mit den Wellen ſpielend, gefüllt mit der ſtrotzenden Kraft der Männerjugend, die einem Willen gehorcht, wie am Faden gelenkt, deren Ehre iſt, für aller Ehre zu ſterben. Die deutſche Flotte, die erſte, mit dem deutſchen Kaiſer! Er auf ſeiner ſchlanken Jacht, der „Hohenzollern“, voran, die Panzerſchiffe folgend, die Rieſenleiber mit den vierfach zuſammengedrängten Rauchfängen, dann die Fregatten mit den gewaltigen, abgetoppten Maſten; die Aviſo zur Seite, ihre Schnelligkeit mäßigend,

um wie Soldaten auf der Parade mit den Geſchwaderſchiffen Schritt zu halten. Die „Hohenzollern“ war da, „König Chriſtian“ fuhr vorbei; die Paradeflaggen flogen in die Höhe, die Muſik ſpielte die Kaiſerhymne, alle Tücher wehten, alle Kehlen ſchrieen, ihre Jubelrufe in den ſauſenden Wind hineindonnernd. Wittekind hielt Marie mit der linken Hand, ſein Tuch flatterte hoch, Tränen der Freude ſtürzten ihm aus den Augen. Er ſah den Traum ſeiner Jugend leiblich, herrlich vor Augen; er hörte die ahnungsvollen Worte des Alten von der „blutgetauften deutſchen Flotte“; er glaubte ſeinen Sohn, ſeinen Bertold ſchon unter den andern zu ſehn, die da drüben auf den Koloſſen ſtanden und die Mützen ſchwenkten. Ja, bald wird er dort ſtehn ... Es ſchwellte ſein Vaterherz. Er dachte gerührt an den ehrenfeſten Jungen, der ſich ſo kräftig ermannt, dem es, ſobald er geheilt war, keine Ruhe mehr gelaſſen hatte: er ſaß ſchon in Kiel, ſich für ſeinen Beruf zu rüſten, ſeine Luft zu atmen. Er hat dieſen Freudentag nicht mit uns erlebt, dachte Wittekind; er wird, wenn Gott es will, andere, größere erleben!

Sie fuhren am Geſchwader entlang, jedes Schiff begrüßend; dann ſchwenkten ſie und dampften hinter ihnen drein. Auf der Flotte hatten ſie Volldampf aufgemacht, „König Chriſtian“ tat desgleichen und blieb in ihrem Kielwaſſer; noch eine Stunde lang fuhr er, von den Wogen gepeitſcht, als freiwilliger Aviſo mit. Dann ſteuerte er, ſie mit einem letzten Flaggengruß verlaſſend, dem heimiſchen Ufer zu. Wittekind ſah die Türme ſeiner Vaterſtadt über dem Waſſer ſchweben, noch ohne Land; allmählich erhob ſich auch die flache Küſte. Dahinter lag ſein Gut, ſein Haus; das er vor zehn Wochen ſo gerne verlaſſen hatte, in dem ihm nun ſo wohl war. Er hielt wieder Mariens Hand. Doch konnt' er an dieſem Tag nicht an ſein Einzel-

glück denken; das Vaterland ſah über ſein Dach, ſah ſeiner Frau über die Schulter, alles Teure, Gute und Große bewegte ſich in ſeinem Herzen.

Auch der Alte mit dem Moſesbart ſtand wieder mitten drin, der teuerſte Freund, den ſie verloren hatten. Marie ſah ihn an, ſie las auf ſeinem Geſicht; ſie hatte ſchon gelernt, ſeine Gedanken davon abzuleſen. „Saltner!“ ſagte ſie leiſe.

Er nickte.

„Saltner!“ wiederholte er nach einer Weile. „Ob er recht hat mit ſeinem Glauben? — Wer weiß es? — Ich weiß nur, daß es gut iſt, ſo zu leben, *als hätte er recht*: uns ſo ‚reif‘ zu machen, wie wir irgend können, ſo menſchlich, ſo gut zu werden, als in uns gelegt iſt.“

Sie drückte ſeine Hand. Das Ufer, die Hafendämme wuchſen heran; der Dampfer rauſchte nun langſamer in die Einfahrt, ins ſtille Waſſer. „In einer Stunde“, ſagte ſie, „ſind wir wieder *zu Haus*!“

Er beugte ſich zu ihr nieder, als wollte er leiſe etwas erwidern. Aber er küßte ſie nur auf die vom Wind gerötete Wange, in einem ſo hellen Gefühl des Glücks, daß er lächeln mußte.

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband.
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort.
Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka.
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—
—,— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—,— Barfüßele. Erzählung. 38. u. 39. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Das Landhaus am Rhein. Roman. 4. Aufl.
Taschen-Ausgabe in 3 Bänden — Geh. M. 7.50, in 1 Lnbd. M. 8.50
—,— Drei einzige Töchter. Novellen. Miniatur-Ausgabe. 4. Auflage — In Leinenband M. 3.—
—,— Waldfried. Vaterl. Familiengeschichte. 2. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen.
15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Ledbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—,— Es war einmal. Märchen. 14. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Ledbd. M. 5.80
—,— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Ledbd. M. 8.—
—,— Neue Märchen. 7. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Ledbd. M. 6.—
—,— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Ledbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Bob, der Sonderling. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die Geschwister.
Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—,— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—

Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung
7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis.
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 8.—
El-Correi, Das Tal des Traumes (Val di sogno).
Roman. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskevúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 6. Auflage.
2 Bände Geh. M. 3.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 3.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände.
3. Auflage Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, K., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli. Geschichte einer Jugend. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 31.—33. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 31.—36. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 24.—26. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman.
Mit Porträt. 11.—20. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman.
7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 14.—16. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 12.—14. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähign. 5.—7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Die Wiskottens. Roman. 31.—35. Auflage
Geh. M 4.—, Lnbd. M. 5.—
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40
—,— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Crone Stäudlin. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Kinder der Welt. Roman. 22. Auflage. 2 Bände
Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—,— Himmlische und irdische Liebe u. a. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—,— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—,— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.50
—,— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn M. 9.20
—,— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—,— Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. 3. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte.
1.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Novellen. 3. Aufl.
Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh M 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Vroni und andere Novellen Geh M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Xaveri und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste.
4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—,— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd M. 6.—
—,— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50
—,— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse. Aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Kleb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe. Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40

Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kaiſer, Iſabelle, Seine Majeſtät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—

—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 49.—53. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—

—„— Martin Salander. Roman. 29.—33. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 2.80, Lnbd. M. 3.—

—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.80, Lnbd. M. 3.—

Koſſak, Marg., Krone des Lebens. Nordiſche Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kurz, Iſolde, Unſere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Italieniſche Erzählungen Leinenband M. 5.50

—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Geneſung. Sein Todfeind. Gedankenſchuld. Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Lebensfluten. Novellen. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Florentiner Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Phantaſieen und Märchen Leinenband M. 3.—

—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentiniſchen Renaiſſance. 3. Auflage. Mit 15 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50

Laiſtner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Langmann, Philipp, Realiſtiſche Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Leben und Muſik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 1.—4. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50

—„— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Der Zug nach dem Weſten. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Proſa. 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyer-Förſter, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Muellenbach, E. (Lenbach), Abſeits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Nieſſen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen. Buchſchmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kuriändische Geschichten. 2. Tausend
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart. 2 Bde. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—,— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saltschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamtausgabe. 5. Aufl. (26.—30. Tausend) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Erster Band. 7. u. 8. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Dasselbe. Zweiter und dritter Band. 1.—4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—,— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der du von dem Himmel bist. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Du bist die Ruh'. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 42.—46. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50

Digitized by Google

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. 94.—99. Auflage.
Mit Jugendbildnis Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Frau Sorge. Roman. 100. (Jubiläums-)Auflage.
Mit Porträt. Buchschmuck von J. V. Cissarz
Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Iolanthes Hochzeit. Erzählung.
28.—30. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—,— Der Katzensteg. Roman. 66.—70. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten.
31. u. 32. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman.
3. Auflage Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Familie Roland. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fesseln. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Franz. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Irma. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Meister Amor. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Sänger. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Sommerfäden. Roman. 1.—3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Villa Maria. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
14. u. 15. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung.
Baltische Skizzen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Du bist mein. Zeitroman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Erdkinder. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Thoms friert. Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Digitized by Google